

Heft 13

Denkströme

Journal der
Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Im Auftrag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig
herausgegeben von Pirmin Stekeler-Weithofer



Leipziger Universitätsverlag 2014

Gedruckt mit Unterstützung des Sächsischen Staatsministeriums
für Wissenschaft und Kunst

Wissenschaftlicher Beirat: Isolde Röske, Wilfried Hofmann, Wolfgang Huschner, Elmar
Peschke, Hans Ulrich Schmid, Jürgen Tomas, Hans Wiesmeth, Christian Winter

Redakteur: Stefanie Kießling

Redaktion Denkströme:

Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Karl-Tauchnitz-Str. 1, 04107 Leipzig, denkstroeme@saw-leipzig.de

Die Online-Ausgabe ist über <<http://www.denkstroeme.de>> abrufbar.

Dort finden sich auch alle Informationen zur Manuskripteinreichung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet
über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Jede Verwertung des Werkes außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzu-
lässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung
oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.
[Der voranstehende Eintrag bezieht sich nur auf die beim Leipziger Universitätsverlag
erschienene Druckauflage. Die PDF-Dateien der Online-Ausgabe stehen unter der Crea-
tive Commons BY-NC-ND-Lizenz <[http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/
de/](http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/)>. Für weitergehende Nutzungen setzen Sie sich bitte mit den jeweiligen Autoren in
Verbindung.]

© 2014 Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Verlag: Leipziger Universitätsverlag

Gestaltung und Satz:

Barbara Zwiener, Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Druck: druckhaus köthen GmbH

Printed in Germany

ISSN: 1867-6413

Inhaltsverzeichnis

Editorial	5
Beiträge	
Rosemarie Lühr	
Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen	9
Klaus Martin Kopitz	
Christiane Apitzsch (1806–1838), Robert Schumanns Geliebte ›Charitas‹. Eine Identifizierung	26
Clemens Harasim	
Zur Werkkonzeption, Uraufführung und Drucklegung von Felix Mendelssohn Bartholdys Vertonung des <i>Lauda Sion</i> BWV A 24	54
Hans Fuhrmann	
Das Weihnachtswunder in Halberstadt	74
Gottfried Gabriel	
Kreatives Denken und Heuristik des Erkennens. Lothar Kreiser zum 80. Geburtstag	81
Christian Thiel	
Auf dem Wege zur Enttarnung des Rezensenten »G—I« im <i>Literarischen Centralblatt</i>	95
Werner Stelzner	
Über eine Unklarheit, eine unnötige Einschränkung und eine Ergänzung bezüglich Gottlob Freges Begriffsschrift der <i>Grund- gesetze der Arithmetik</i> (1893). Meinem Freund und Lehrer Lothar Kreiser zum 80. Geburtstag gewidmet	103
Heiner Gutte, Lutz Schiffer, Bernd Meyer	
Nachhaltigkeitsstrategien für eine CO ₂ -arme Wirtschaft	115
Diskussionen	
Wolfgang Fach	
Wissen versprechen, Hilfe vermarkten. Über den Umgang der Medizin mit dem Scheintod	141

Rüdiger Lux

- Versprechen und Verheißung als Konstruktion von Geschichte.
Überlegungen zur Gegenwartsbedeutung der biblischen Geschichts-
hermeneutik 157

Berichte & Notizen

- Kursächsische Kirchenpolitik unter Friedrich dem Weisen und Johann
dem Beständigen (1513–1532). Über ein neues Akademieprojekt
Beitrag von Stefan Michel 177
- Gründung der Kommission *Ausbreitung in Natur, Technik und Gesell-
schaft* an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig
Beitrag von Jörg Kärger & Lutz Schiffer 180
- »alles ... für mein Althochdeutsches Wörterbuch«. Zum 50. Todestag
von Elisabeth Karg-Gasterstädt (9.2.1886–24.8.1964)
Beitrag von Brigitte Bulitta 182
- Mit staunenswerter Produktivität: Siegfried Morenz (1914–1970)
Beitrag von Elke Blumenthal 185
- Detlef Döring: »Dann sprach ich bei Professor Gottsched vor ...«. Leipzig
als Literarisches Zentrum Deutschlands in der Frühen Neuzeit. 2014
Beitrag von Ludwig Stockinger 189
- Zitelmann: zum Verwechseln ähnlich. Eine Klarstellung
Beitrag von Renate van Kampen 193
- Relationes. Schriftenreihe des Vorhabens »Wissenschaftsbeziehungen
im 19. Jahrhundert zwischen Deutschland und Russland auf den Gebieten
Chemie, Pharmazie und Medizin« bei der Sächsischen Akademie der
Wissenschaften zu Leipzig. Neuerscheinungen 2013 und 2014
Beitrag von Ortrun Riha 195
- Bach-Repertorium. Veranstaltungen und Neuerscheinungen im Jahr
des 300. Geburtstags von Carl Philipp Emanuel Bach
Beitrag von Wolfram Enßlin 200
- Leipziger Ausgabe der Werke von Felix Mendelssohn Bartholdy
Beitrag von Clemens Harasim 203
- Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen. Band V (iba – luzzilo)
Beitrag von Maria Kozińska 205
- Die Inschriften der Stadt Halberstadt (DI 86)
Beitrag von Cornelia Neustadt 211
- Autoren 215

Editorial

Im Juni haben die Wissenschaftsakademien unter Federführung der Nationalakademie Leopoldina eine Stellungnahme *Zur Gestaltung der Kommunikation zwischen Wissenschaft, Öffentlichkeit und den Medien* herausgegeben, und damit unter dem Kürzel ›WÖM‹ eine wichtige Debatte ausgelöst, die bis heute anhält und hoffentlich noch eine lange Weile andauern wird. Die Wissenschaft – als die Institution, welche aufgrund ihrer Methoden der Prüfung von Glauben und Wissen und ihrer Arbeit an klaren Begriffen einen gewissermaßen esoterischen, nur für Insider unmittelbar nachvollziehbaren Diskurs betreibt – wird in ihren Ergebnissen oft unpassend verkürzt in der Öffentlichkeit dargestellt.

Zwar ist Wissenschaft das von uns eingesetzte Maß des Wissens über das, was ist und was nicht ist, wie der Philosoph Wilfried Sellars sagt, also auch dazu, was als möglich und was als extrem unwahrscheinlich zu gelten hat. Doch wie gut sie diese Rolle spielt, ist keineswegs immer klar, nicht nur wegen der Tatsache, dass der Streit um das beste Wissen und die besten Formulierungen zur Methode aller Wissenschaften gehört, auch wenn man zumeist naiv meint, das Wahre zeige sich empirisch unmittelbar. Unmittelbar wahr oder falsch sind nur historische Anekdoten. Auch sogenannte Daten oder Statistiken sind zunächst bloße Anekdoten. Allgemeines Wissen wird daraus erst in einer Debatte und einem Prozess der Kanonisierung allgemeinen Wissens. Dabei spielen allerlei Subjektivitäten, auch Selbstüberschätzungen und Fehlverständnisse von eigentlich gesichertem Allgemeinwissen, gewichtige Rollen – sodass eine verantwortungsvolle Wissenschaftsjournalistik ein hohes Spezialwissen voraussetzt. Zugleich muss sie das Problem lösen, dass auch die Öffentlichkeit lieber vermeintlich sensationelle Anekdoten zur Kenntnis nimmt als ein eher langweilig und nicht unmittelbar anwendbar erscheinendes Allgemeinwissen.

Andererseits zeigen aktuelle Debatten um die inneren Prozesse in den Wissenschaften, dass die Prinzipien guter wissenschaftlicher Praxis – Vertrauenswürdigkeit, Redlichkeit, Wahrhaftigkeit, Verantwortung – im härter werdenden Wettbewerb um finanzielle Mittel immer öfter der Mode, dem Hype und einer meist kurzen, gedächtnisschwachen, medialen Aufmerksamkeit geopfert werden. So passiert es, dass wissenschaftliche Sensationen präsentiert

werden, die auf unsicheren Ergebnissen, falschen Studiendesigns oder lückenhaften bzw. kreativ ergänzten Datenreihen basieren. Demgemäß werden Versprechen gemacht, und häufig kurze Zeit später wieder ›revidiert‹. Die Folge ist ein Vertrauensschwund in die Wissenschaft und ihre Expertisen. Dieses Vertrauen gilt es zurückzugewinnen.

Dass sich die Sächsische Akademie der Wissenschaften dieses so wichtigen Themas schon seit einigen Jahren in der Struktur-Kommission ›Wissenschaft und Werte‹ angenommen hat, haben bereits die Beiträge zu ›Versprechen in den Wissenschaften‹ in der letzten Denkströme-Ausgabe deutlich gemacht. Zwei weitere, historisch ausgerichtete Facetten fügen Wolfgang Fach und Rüdiger Lux dieser Thematik im aktuellen Heft hinzu.

Einer, der sich für eine freie, verantwortungsvolle und nachhaltige Wissenschaft einsetzt, hat dieses Jahr seinen 80. Geburtstag gefeiert: Der Logiker, Wissenschaftshistoriker und Philosoph Lothar Kreiser. Ihm sind die Beiträge von Gottfried Gabriel, Christian Thiel und Werner Stelzner gewidmet. – 100 Jahre wäre in diesem Jahr der Ägyptologe Siegfried Morenz alt geworden. An seine wissenschaftliche Arbeit, sein Wirken in Leipzig und an der Akademie in schwierigen und bewegten Zeiten erinnert Elke Blumenthal, während Brigitte Bulitta anlässlich des 50. Todestages auf Leben und Wirken der ›Wortforscherin‹ Elisabeth Karg-Gasterstädt zurückblickt.

Darüber hinaus versammelt das Heft eine Reihe von Beiträgen, die das breite Spektrum der Akademiearbeit über alle Klassen hinweg zeigen: Rosemarie Lühr geht dem Sprichwort »Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen« sprachhistorisch und transnational auf den Grund; Klaus Martin Kopitz zeigt am Beispiel von Robert Schumanns Geliebter, was für eine akribische Quellenarbeit nötig ist, um jenseits von Spekulationen und Vermutungen eine wissenschaftlich verifizierbare Aussage zu machen; Heiner Gutte, Lutz Schiffer und Bernd Meyer stellen drei Nachhaltigkeitsstrategien vor, um den CO₂-Ausstoß in Industrie und Wirtschaft erheblich zu reduzieren, erreichten doch die globalen CO₂-Emissionen 2013 einen neuen Höchstwert von 36 Mrd. Tonnen.

Außerdem stellen sich in diesem Heft das neue Akademievorhaben *Kur-sächsische Kirchenpolitik unter Friedrich dem Weisen und Johann dem Beständigen (1513–1532)* und die neue strukturbezogene Kommission *Ausbreitung in Natur, Technik und Gesellschaft* vor.

Nicht zuletzt enthält dieses Heft einen vorweihnachtlichen Artikel von Hans Fuhrmann, der einen neuen Blick auf ein altes alljährlich wiedergesungenes Liedergut wirft.

Pirmin Stekeler-Weithofer

Beiträge

Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen

Vormerkungen

Zur Beantwortung der Frage, was das Sprichwort »Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen« bedeutet, sind Untersuchungsschritte hilfreich, wie sie in den von mir geleiteten Akademieprojekten *Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen* (EWA) und *Deutsche Wortfeldetymologie in europäischem Kontext* (DWEE) durchgeführt werden. Im DWEE wird der deutsche Wortschatz vom Menschen als biologischem Wesen bis zu seinen kulturellen Errungenschaften untersucht. Nach den in diesen Projekten angewendeten Methoden zeigt sich nun zunächst, dass das angeführte Sprichwort früher anders lautete, nämlich: »Spinnen am Morgen bringt Kummer und Sorgen«. Für denjenigen, der zur Verbreitung der historisch falschen Form beigetragen hat, ergab »Spinnen« in diesem Kontext offenbar keinen Sinn. Er hat »Spinnen« auf das Spinnentier bezogen und – da der Plural »Spinnen« nicht zum Verb »bringt« im Singular passt – dafür »Spinne« eingesetzt. Dahinter steht der alte Volksglaube, dass die Spinne giftig ist. Durch ihren Biss oder die bloße Berührung könnten Krankheiten hervorgerufen werden, wie es Jeremias Gotthelf in seiner Erzählung *Die schwarze Spinne* literarisch gestaltet hat.¹

Materialien für die sprachhistorische Dimension unseres Sprichworts liefern aber neben dem EWA und DWEE auch die von mir initiierten Wortschatzprojekte *Schiller-Wörterbuch* und »Miniaturmusterthesaurus«, in dem Sprichwörter zu dem Konzept »Arbeit« in ihrer Wanderung von einem Kulturraum zum anderen dargestellt werden. Hinzu kommen weitere Wörterbücher, das *Althochdeutsche Wörterbuch*, das *Grimmsche Wörterbuch*, Dialektwörterbücher oder das *Deutsche Rechtswörterbuch*.

1 Lutz Röhrich, *Das große Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*, Bd. 3, Freiburg/Basel/Wien 1992, S. 1505. Als Schimpfwort taucht das Wort »Spinne« nur vereinzelt auf; vgl. Hugo Cohn, *Tiernamen als Schimpfwörter* (Wiss. Beilage zum Jahresbericht der Dreizehnten Städtischen Realschule in Berlin), Berlin 1910, S. 1–27, hier S. 19.

Zuerst werden die sozialen Hintergründe erläutert, die zu der ursprünglichen Form des Sprichwortes geführt haben (1). Als nächstes wird das Wortfeld ›Spinnen‹ dargestellt (2). Anschließend werden zugehörige Wörter etymologisch gedeutet, wobei es insbesondere auf die Benennungsmotive ankommt (3). Darauf wird die dialektale (4), rechtssprachliche (5) und phraseologische Repräsentation dieser Wörter betrachtet (6). Dann wird der Weg von ›spinnen‹ in den mentalen Bereich aufgezeigt, ›spinnen‹ heißt ja auch ›nicht recht bei Verstand sein‹ (7). Im Anschluss daran werden sprachkreative Aspekte bei dem beobachteten sprachlichen Wandel betrachtet (8). Abschließend wenden wir uns der europäischen Vertretung unseres Sprichworts zu und fragen, ob auch in anderen Sprachen, darunter auch in altindogermanischen, die Umdeutung von ›Spinnen‹ zu ›Spinne‹ möglich gewesen wäre (9).

1. Soziale Hintergründe

Das Sprichwort Spinnen am Morgen ist dreigliedrig:

Spinnen am Morgen
Bringt Kummer und Sorgen
Spinnen am Abend
Erquickend und labend
Spinnen am Mittag
Bringt einen Glückstag.

Wenn sich früher die Hausfrau nach der Tagesarbeit ans Spinnrad setzen konnte, so war dies eine Feierabendbeschäftigung, die keine Anstrengung bedeutete und oft Anlass zu geselligem Beisammensein mit anderen Frauen gab. Auch ist das Spinnen Heiratsprobe. Mädchen erspinnen sich ihren Mann, die glückverheißende Verbindung. Umso schlimmer war es, wenn kein Bräutigam vorhanden war, wie es in dem von Johannes Brahms² vertonten *Mädchenlied* von Paul Heyse zum Ausdruck kommt:

Auf die Nacht in der Spinnstub'n, da singen die Mädchen,
da lachen die Dorfhub'n, wie flink gehn die Rädchen!
Spinnt Jedes am Brautschatz, dass der Liebste sich freut.
Nicht lange, so gibt es ein Hochzeitgeläut.
Kein Mensch, der mir gut ist, will nach mir fragen,
wie bang mir zu Mut ist, wem soll ich's klagen.
Die Tränen rinnen mir übers Gesicht – wofür soll ich spinnen?
Ich weiß es nicht! Ich weiß es nicht!

2 Brahms Op. 107 N° 5.

Wieder zurück zu unserem Sprichwort: Musste eine Frau bereits am Morgen spinnen, war sie arm. Sie versuchte, schon morgens etwas dazuzuverdienen.³

2. Das Wortfeld *Spinnen*

Spinnen war in früheren Zeiten und, wie der Beginn der Überlieferung zeigt, bei allen indogermanischen Völkern ein typisch weibliches Betätigungsfeld, und zwar in allen sozialen Schichten.⁴ Den Frauen fiel dabei die Gewinnung der Rohstoffe zu, ihre Weiterverarbeitung im Spinnen und Weben.⁵ Auch in alten Sitten und Gebräuchen klingt dies noch nach, z. B. wenn das Kind in der Wiege mit tätigkeitsbezogenen Symbolen ausgestattet wurde: Einem neugeborenen Mädchen legte man eine Kunkel, einen Spinnrocken, in die Wiege, einem Knaben eine Peitsche.

Aus Wolle oder Flachs hergestellte Gewebe kennt man schon seit der Jüngeren Steinzeit. Auf einem aus Sopron (Ödenburg, Ungarn) stammenden Gefäß aus der Eisenzeit ist eine Darstellung spinnender und webender Frauen eingeritzt. Links ist eine stilisierte Frauengestalt zu erkennen, die eine Handspindel hochhält.

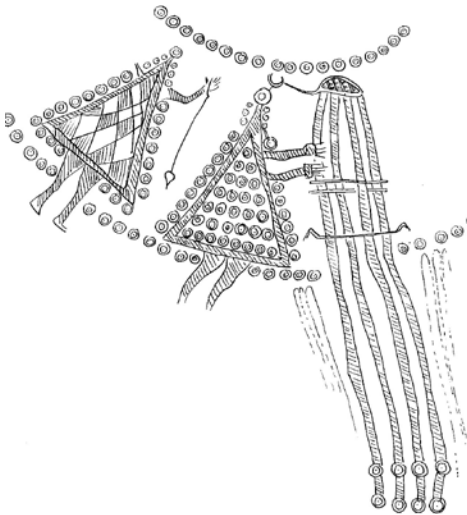


Abb. 1: Darstellung einer Frau mit einer Handspindel (links) auf einem Gefäß aus Sopron (Ungarn). Frühe Eisenzeit. Quelle: Peter Kolb, *Wer waren die Kelten? Juniorkatalog des Museums-pädagogischen Zentrums München in Zusammenarbeit mit der Prähistorischen Staatssammlung München*, München 1993, S. 88.

³ Röhrich, Redensarten (Fn. 1), S. 1506.

⁴ Im bäuerlichen Alltag übernahmen Frauen neben den Aufgaben in der Landwirtschaft zwar auch weitere Tätigkeiten in Haus und Hof, wie die Weiterverarbeitung des Getreides zu Mehl, das Bierbrauen und das Brotbacken, die Viehfütterung sowie der Herstellung von Butter und Käse. Einen Schwerpunkt der Frauenarbeit bildete aber die Textil- und Kleidungsherstellung.

⁵ <http://www.leben-im-mittelalter.net/gesellschaft-im-mittelalter/frauen/gesellschaftliche-stellung.html> (30.9.2014).

Wie das Spinnen mit der Handspindel vor sich geht, sieht man deutlich an der Darstellung von Eva beim Spinnen.



Abb. 2: Eva beim Spinnen. Medaillon am Schrein des Heiligen Mauritius (10. Jahrhundert). Schatzkammer der Abtei von St. Maurice (Kanton Wallis, Schweiz). © Abbaye de Saint-Maurice d'Agaune. Foto: Jean-Yves Glassey und Michel Martinez.

Mit der linken Hand zog die Spinnerin aus dem Vlies, zumeist aus Wolle oder Flachs, Fasern heraus, die sie zu einem möglichst gleichmäßigen Faden drehte. Mit der rechten Hand hielt sie die Handspindel in Schwung. Der Spinnwirtel diente als Schwungmasse. Wenn die Handspindel den Boden erreicht hatte, wurde der fertig gesponnene Faden auf den hölzernen Spindelstab gewickelt. Neben dem Spinnwirtel sind Spindelstab und Rocken Bestandteile der Handspindel. Am Rocken sind die vorbereiteten Spinnfasern befestigt. Für ›Rocken‹ finden sich auch die Wörter ›Wocken‹, ›Kunkel‹, ›Wergel‹.

3. Die Etymologie der Wörter Spinnwirtel, Rocken, Wocken, Kunkel, Wergel

3.1. Wirtel

Betrachtet man nun die Etymologie der am Wortfeld ›Spinnen‹ beteiligten Wörter, so geht es als erstes um die Bezeichnung des unteren Teil des Spinnstabs, ›Spinnwirtel‹. Der zweite Bestandteil ist im Mittelhochdeutschen als

wirtel und *würtel* (mit Rundung von *i* zu *ü*) bezeugt. Das Wort ist eine Ableitung der urindogermanischen Wurzel **uert-* ›sich umdrehen‹, wie sie auch in dem alten Perfekt altindisch *vāvārta* ›dreht sich, hat sich gedreht‹, altlateinisch *uortī* ›drehte sich‹, althochdeutsch *warth*, gotisch *warþ* ›wurde‹ (**ue-uórt/urt-*) vorliegt. Es handelt sich um eine Gerätebezeichnung mit dem Nomina agentis bildenden Suffix urgermanisch **-ila-*, eigtl. ›Sich-Drehendes‹ (zur Bildung vgl. althochdeutsch *slegil* ›Schlegel‹ von *slahan* ›schlagen‹⁶). *Wirtel* ist ein hochdeutsches Wort, im Mittelniederdeutschen gelten *wërvel*, *wërve*.⁷ Die *l*-Form ist dabei identisch mit hochdeutsch *Wirbel* (mitteldeutsch *werbel*, *wirbel*).⁸ Vielschichtiger sind die Etymologien der Bezeichnungen des oberen Teils des Spinnstabes.

3.2. Spinnrocken

3.2.1. Wergel

Die älteste zu ›Wergel‹ gehörige Bildung ist in den althochdeutschen Glossen als *â-uuirki*⁹ bezeugt. Das Wort verhält sich zu dem Verb ›wirken‹ wie das sinnverwandte Substantiv *â-kambi* ›Werg, Abfall beim Wollkämmen, Weben, Flachsschwingen‹, das zu ›kämmen‹ gebildet ist.¹⁰ Anlehnung an ›Werk‹ (*opus*) zeigen *awerki* (12. Jahrhundert) und die Verbindung *fulazuuerc* ›faules Werk‹.¹¹

6 Von der Wurzel **uert-* ist im Altkirchenslawischen auch gleichbedeutendes *vrěteno* ›Spindel‹ abgeleitet. Eine Nebenform zu *Wirtel* ist der *jan*-Stamm **wertjan-*, ebenfalls in der Funktion eines Nomen agentis ›Sich-Drehendes‹; vgl. Elias Steinmeyer und Eduard Sievers, *Die althochdeutschen Glossen*, Bd. 3: *Sachlich geordnete Glossare*, Berlin 1895, S. 149, Z. 60: *wirten* ›alibrum [Haspel]‹. In der Form *wirten*, *würten* erscheint er am häufigsten im 16. Jh., im 17. Jh. tritt er zurück.

7 Art. »werve« und »wervel«, in Karl Schiller und August Lübben, *Mittelniederdeutsches Wörterbuch*, Bd. 3, Bremen 1880, S. 692.

8 Art. »Wirtel«, in Jacob und Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch* (DW), Bd. 30, Leipzig 1960, Sp. 649–652, hier Sp. 650. Onlineversion: <http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=wirtel> (30. 9. 2014).

9 *auurichi* (8./9. Jh.), *auuirchi* (9./10. Jh.).

10 Art. »*âkambi*«, in Elisabeth Karg-Gasterstädt und Theodor Frings (Hg.), *Althochdeutsches Wörterbuch*, Bd. 1, Berlin 1968, Sp. 90.

11 *fulaz uuerc* ›putamina‹ (9. Jh.; 10./11. Jh.), vgl. Rudolf Schützeichel (Hg.), *Althochdeutscher und altsächsischer Glossenwortschatz*, Bd. 3, Tübingen 2004, S. 323. Im Klassischen Latein kommt *putāmen* in der Bedeutung ›das Abgeschälte‹, ›Hülse‹, ›Schale‹ von Nüssen, Eiern vor. Das Wort ist von lateinisch *putāre* ›putzen, reinigen‹ abgeleitet. Vorklassisch wird dieses Verb mit lateinisch *lāna* ›Wolle‹ verbunden: *lānam putāre* bei Varro bedeutet ›(frisch-

Das Simplex erscheint erst im Späalthochdeutschen *vverich* ›stuppa‹ (›Werg‹, 11. Jahrhundert). In der Bedeutung ›abzuspinnendes Material‹ ist das Substantiv *werg* aus der Präfixbildung *â-uuirki* gekürzt. Dabei hat, da das Wort *werc* ursprünglich ein auslautendes *k* hatte, eine Homonymendifferenzierung stattgefunden: Die im späten Mittelhochdeutschen und Älteren Neuhochdeutschen neben *wer(c)k*, *werch* erscheinende Form mit *g*, *werg*, hat sich durchgesetzt.¹² Die *l*-Ableitung *Wergel* bezeichnet neben dem Spinnrocken aber auch das Bündel von Flachs, das auf dem Spinnrocken steckt.¹³ Es hat so eine metonymische Übertragung stattgefunden. Die Bezeichnung für das zu spinnende Material ist auf den Teil des Spinnstabs, an dem dieses Material befestigt ist, übernommen worden.

3.2.2. *Wocken*

Die gleiche Metonymie begegnet bei dem seit mittelniederdeutscher Zeit vorkommenden Wort *Wocken*. *Wocken* bezeichnet sowohl die abzuspinnende Menge Flachs, Hanf, Wolle als auch ein stabartiges Gerät, häufig beides zugleich. Das zeigt das Sprichwort: »was eine an den wocken bindet, das spinnet sie auch ab PETRI weiszheit (1604)«. ¹⁴

Etymologisch verbindet man mittelniederdeutsch *wocke* ebenso wie altsächsisch *wocco* ›cicindela, Docht eines Lichtes‹ mit neunorwegisch *oke* ›verworrene, verfilzte Masse‹. Die nordgermanische Bedeutung erweist für das niederdeutsche Wort eine Bezeichnung für ein noch unbearbeitetes Material. Das Wort ist eine schwundstufige Ableitung von der Wurzel urindogermanisch **weg-* ›weben‹, die im Niederdeutschen den *w*-Anlaut von der vollstufigen Variante urgermanisch **wekkan-* bezogen hat.¹⁵ Für die Vollstufe sind mittelniederdeutsch *wecke* ›Docht, Lunte‹ und mittelhochdeutsch *wicke* ›Docht‹, ›Scharpie‹ zu vergleichen. Zugrunde liegt ein vorurgermanisches *n*-stämmiges Paradigma **wégon-*, **ugn-és*, das im Germanischen infolge von *n*-Gemination Weiterentwicklung zu **wekan-*, **ukk-* erfahren und schließlich zu den Ausgleichs-

geschorene) Wolle reinigen‹. Der althochdeutsche Glossator hat aber *putamina* fälschlich an lateinisch *puter*, *putidus* ›faul‹ angeschlossen. Somit ergibt sich für die althochdeutsche Glosse die nicht zum Lateinischen passende Bedeutung ›faules Werg‹.

12 *werg* erscheint zuerst in mitteldeutschen Quellen, vgl. Art. »Werg«, in DW 29 (1960), Sp. 312–319, hier Sp. 312.

13 Zu solchen Bildungen vgl. Wolfgang Meid, *Wortbildungslehre* (Germanische Sprachwissenschaft, Bd. 3 / Sammlung Götschen, Bd. 1218b), Berlin 1967, S. 88.

14 Art. »Wocken«, in DW 30 (1960), Sp. 964–968, hier Sp. 965.

15 *o* entstand also nicht durch *w*-Wirkung aus *e*.

formen *wekkan-, *wukkan-, der Vorform von mittelniederdeutsch *wocke*, geführt hat.¹⁶

3.2.3. *Rocken*

Das anklingende Wort ›Rocken‹, mittelhochdeutsch *rocke*, mittelniederdeutsch, mittelniederländisch *rock(en)*, altnordisch *rokkr* ›Spinnrocken‹ (althochdeutsch *rocko* ›Übermantel‹, altenglisch *rocc* ›Oberbekleidung‹, dagegen altnordisch *rokkr* ›Jacke, Wams‹ < altenglisch *rocc* oder mittelniederdeutsch *roch*) ist nicht verwandt. In meiner Habilitationsschrift *Expressivität und Lautgesetz im Germanischen* wurde, wie im Fall von ›Wocken‹, von einer Bezeichnung für das abzuspinnende Material ausgegangen. Das Wort stellt sich zu mittelmymrisch *rhuchen* ›Mantel‹, einer Ableitung von einer bislang nur im Germanischen, Keltischen und Slawischen bezeugten Wurzel **reuk-* ›spinnen, weben‹; vgl. mittelirisch *ruht* ›tunica‹ < urkeltisch **ruχtu-*,¹⁷ kymrisch *rhuch*, *rhuchen* f. ›Jacke, Wams, Mantel‹ < **roukkā* (altkirchenslawisch *ruxo* ›Kleidung‹ < **rouk-so-*).¹⁸ Die ursprüngliche Bildweise des germanischen Wortes hat wohl der des Wortes ›Wocken‹ entsprochen: Von einem *n*-Stamm vorurgermanisch **réykon-*, *ruk-n-és* ausgehend ergaben sich, wieder mit *n*-Gemination die Lautungen urgermanisch **réykon-*, **rukk-*, die zu der *n*-stämmigen Ausgleichsform **rukkan-*, der Vorform von ›Rocken‹, führten. Die in der Romanistik vertretene Auffassung, dass das Wort ›Rocken‹ aus der Vorform von spanisch *rueca* ›Rocken‹, lateinisch **rotica-*, entlehnt sei,¹⁹ überzeugt dagegen nicht. Da das Wort ›Rocken‹ im Nordgermanischen als *a*-Stamm belegt ist, ist es ein germanisches

16 Rosemarie Lühr, *Expressivität und Lautgesetz im Germanischen* (Monographien zur Sprachwissenschaft, Bd. 15), Heidelberg 1988, S. 222; Guus Kroonen, *The Proto-Germanic n-stems. A study in diachronic morphophonology*, Amsterdam / New York 2011, S. 194–196. Weitere Ableitungen mit urgermanischem doppelten **kk* und einfachen **k* gehören ebenfalls dem Wortfeld *Spinnen* an: althochdeutsch *wickili*, mittelhochdeutsch *wickel* ›das vom Rocken abzuspinnende Flachspensum‹; im Mittelhochdeutschen *wiht* ›Docht‹, neuhochdeutsch mundartlich *wieche* (mit zahlreichen Nebenformen) ›gedrehtes Garn für Docht oder Scharpie‹.

17 Whitley Stokes und Adalbert Bezzenberger, *Urkeltscher Sprachschatz*, Göttingen 1884; Lühr, *Expressivität* (Fn. 16).

18 Ranko Matasović, *Etymological Dictionary of Proto-Celtic*, Leiden/Boston 2009, S. 315 f.

19 Art. ›Rocken‹, in Friedrich Kluge, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, Berlin / New York ²²1989, S. 603; Karl Maurer, ›Historische Sprachgeographie und Etymologie. Zur Herkunft der Wortfamilie von spanisch ›rueca‹ ›Rocken‹, in *Romanistisches Jahrbuch* 9 (1958), S. 282–298.

Wort, das wie auch sonst bei ehemaligen *n*-Stämmen mit *n*-Gemination einmal als *a*-Stamm, ein andermal als *n*-Stamm erscheint. Vor allem die Verbreitung des Wortes aber spricht für ein einheimisches Wort. Nach Theodor Frings zeigt sie »eine typische germanische Lagerung seit der Zeit der Völkerwanderung«.²⁰ Die Goten müssen das Wort im Anschluss an den Norden nach Süden und in die Romania getragen haben.²¹ Ursprünglich handelt es sich somit um eine Materialbezeichnung, die wie ›Wocken‹ auch für den Stab, an dem dieses Material angebracht war, verwendet wurde. In den bisher behandelten Bezeichnungen für ›Spinnrocken‹ liegt somit jedes Mal eine Metonymie von ›Material‹ zu ›Weiterverarbeitungsort dieses Materials‹ vor.

Anders verhält es sich bei dem Wort *Kunkel* ›Spinnrocken‹; es ist bereits im *Etymologischen Wörterbuch des Althochdeutschen* behandelt.

konakla, klonakla f. *ō(n)*-St., in Gl. seit dem 10. Jh.: ›Spinnrocken; *colus*‹ (vgl. mhd. *kunkel*, nhd. *Kunkel*). In *klonakla* ist das erste *-l-* antizipiert. Die Gerätebez. ist aus mlat. *conucula* ›Spinnrocken‹, einer Nebenform zu *colucula*, entlehnt (vgl. Lessiak 1933: 211; Müller-Frings 1966–68: 2, 194 f.; *Mlat. Wb.* 2, 893). S. *kunkula*. – *Ahd. Wb.* 5, 306; Splett, *Ahd. Wb.* 1, 494; Köbler, *Wb. d. ahd. Spr.* 672; Schützeichel⁷ 180; Starck-Wells 340; Schützeichel, *Glossenwortschatz* 5, 286.²²

Das aus lateinisch *colucula* entlehnte Wort *konakla* ist im Deutschen zunächst Gerätebezeichnung. Die metonymische Übertragung auf das zu bearbeitende Material erscheint in mittelhochdeutscher Zeit.²³

4. Dialektgeografie

Die dialektgeografische Distribution für die besprochenen Wörter ist zusammenfassend folgende: Von den Bezeichnungen für den ›Spinnwirtel‹ ist ›Wirtel‹ hochdeutsch, *wërvel*, *wërve* niederdeutsch, *werbel*, *wirbel* mitteldeutsch. Bei den Bezeichnungen für den ›Spinnrocken‹ gibt es ebenfalls eine unterschiedliche Distribution. Am weitesten ist das Wort ›Rocken‹ verbreitet. Es reicht seit alter Zeit vom Norden über die Niederlande bis zum Südrand der Rheinpro-

20 Brief von Theodor Frings an Gerhard Rohlfs vom 17.11.1959: Zitat in Gerhard Rohlfs, »Das Wundersuffix *-ica*«, in *Zeitschrift für Romanische Philologie* 75 (1959), S. 507–522, hier S. 511. Somit bleibt die alte Auffassung bestehen, dass die romanischen Wörter aus urgermanisch **rukka-* oder **rokka-* entlehnt sind.

21 Ebd., S. 509 ff. zu zahlreichen Einwänden, u. a.: Der Spinnrocken ist kein Rad.

22 Art. »konakla, klonakla«, in *Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen*, Bd. 5, Göttingen 2005, Sp. 690.

23 Art. »Kunkel«, in DW 11 (1873), Sp. 2653–2661, hier Sp. 2656.

vinz. Demgegenüber gilt ›Kunkel‹ im Hochdeutschen nicht allgemein, es erscheint hauptsächlich im alemannischen Gebiet, in der Schweiz – am ältesten ist die Form *chunchalo* in der Sprachinsel am Monte Rosa –, in Schwaben, im Elsass und eine Strecke im Rheinland hinter, teilweise auch im bairischen Sprachgebiet. Doch kommt daneben in Bayern auch ›Rocken‹ vor.²⁴ Weniger breitet sich das seit der Mitte des 14. Jahrhunderts bezeugte niederdeutsche Wort ›Wocken‹ aus. Seit dem 16., zunehmend seit dem 19. Jahrhundert, dringt es bei Schriftstellern der niederdeutschen und der angrenzenden mitteldeutschen Landschaft aus der Mundart in den schriftsprachlichen Gebrauch ein. Nur selten, und dann in jüngerem literarischem Gebrauch, geht ›Wocken‹ über dieses Gebiet hinaus: Bei Goethe erscheint neben ›Rocken‹ und ›Kunkel‹ auch ›Wocken‹ in gleicher Bedeutung.²⁵ Demgegenüber ist ›Wergel‹ als Bezeichnung des Spinnrockens auf das Pfälzische beschränkt und erscheint dort wiederum neben ›Rocken‹.²⁶ Die weiteste Streuung hat also ›Rocken‹, dann folgen ›Kunkel‹ und schließlich ›Wocken‹ und ›Wergel‹, wobei bei der Verbreitung von ›Wocken‹ über das niederdeutsche Gebiet hinaus der Reim mit ›Rocken‹ eine Rolle gespielt haben mag. ›Rocken‹ und ›Wocken‹ sind Reimwörter.

5. Rechtssprachlicher Gebrauch

Geht man nun zu der über den alltäglichen Gebrauch hinausgehende Verwendung von Wörtern des Wortfeldes ›Spinnen‹ über, so zeigt sich, dass einige davon in die Rechtssprache eingegangen sind. Dabei hat wieder eine bemerkenswerte Metonymie stattgefunden. Wörter für ›Spinnrocken‹ sind deswegen, weil das Spinnen eine typisch weibliche Tätigkeit war, zur Bezeichnung von ›Frau‹ geworden. D. h., der Spinnrocken wurde zum Symbol des Weiblichen. Das hat bereits Friedrich Schmitthenner in seinem *Kurzen deutschen Wörterbuch für Etymologie, Synonymik und Orthographie* so gesehen. Für ihn bedeutet ›Kunkel‹ eigentlich ›Frauengerät‹ und kommt von althochdeutsch *chuena*, mittelhochdeutsch *chone* ›das Weib‹, eine, wie wir heute wissen, falsche Verknüpfung (zu griechisch γυνή ›Frau‹).²⁷

²⁴ Ebd., Sp. 2654.

²⁵ DW 30 (1960) (Fn. 14), Sp. 964.

²⁶ Art. »Wergel«, in *Pfälzisches Wörterbuch* (PFWB), Bd. 6, Stuttgart 1997, Sp. 1262, <http://www.woerterbuchnetz.de/PFWB?lemma=wergel> (30. 9. 2014).

²⁷ Art. »Die Kunkel«, in Friedrich Schmitthenner, *Kurzes deutsches Wörterbuch für Etymologie, Synonymik und Orthographie*, Darmstadt ²1837, S. 266.

Rechtssprachlich erscheint ›Kunkel‹ im 12. Jahrhundert in ›Kunkellehen‹ (lateinisch *feudum feminum*) als Bezeichnung eines Lehens, das matrilinear, d. h. ›der Erbfolge der Mutter folgend‹, vererbt wird.²⁸ Dieser Fall trat beim Aussterben des Mannesstammes ein. Neben ›Kunkellehen‹ finden sich gelegentlich auch die Bezeichnungen ›Weiberlehen‹, ›Schleierlehen‹, ›Spindellehen‹ oder ›Spilllehen‹²⁹ (*spille* ›Spindel, Winde, Einrichtung zum Aufwickeln eines Fadens oder Seils, Spindel‹, mittelhochdeutsch *spinnela, spinnila*, mittelhochdeutsch *spinle*).³⁰

Entsprechend ist das ›Kunkelteil‹ das Erbteil der Frau. Das patrilineare Gegenstück des ›Kunkellehens‹ nennt man ›Mannlehen‹ oder auch ›Schwertteil‹. Hierher gehören auch die Rechtstermini *spindelmâc*, *spinnelmâc*,³¹ *kunkelmâc* als Bezeichnungen der weiblichen Verwandten gegenüber den männlichen *gêrmâc*, *swertmâc*. ›Kunkeladel‹ ist der Adel von mütterlicher Seite.³²

6. Phraseologismen

Dass das Spinnen die Assoziation mit ›Frau‹ hervorruft, belegen nun besonders Phraseologismen, z. B.: »*stabreimend* ›Kunkel und Küchen«.³³

Auch ›Wocken‹ kommt phraseologisch vor. So heißt es von dem Herzog Heinrich Julius V. von Braunschweig, einem Pantoffelhelden, mit den Wörtern ›Wocken‹ und ›Schwert‹ in symbolischer Gegenüberstellung: »(Magdeburg 1406) [...] euch stehet nicht zu helfen, dann der wocke henget in eurem hause über dem schwerdt«.³⁴

Übertragen wird ›Kunkel‹ auch von anderem Tun, nicht nur von Frauen verwendet. Wenn etwas zu Ende gekommen ist, sagt man: »die kunkel ist abgesponnen.«³⁵ Und auf die Schwierigkeit eines Pensums wird hingewiesen in:

28 Art. »Kunkellehen« und »Kunkelteil«, in *Deutsches Rechtswörterbuch. Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache* (DRW), Bd. 8, Weimar 1991, Sp. 112 f., <http://drw-www.adw.uni-heidelberg.de/drw/> (30. 9. 2014).

29 Art. »Kunkel«, »Lehnswesen« und »Weiberlehen«, in *Meyers Großes Konversationslexikon*, Bd. 11, Leipzig 1907, S. 804, Bd. 12 (1908), S. 335–338, hier S. 337, Bd. 20 (1909), S. 465, s. a. online unter <http://woerterbuchnetz.de/Meyers/> (30. 9. 2014).

30 Art. »Spille«, in DW 16 (1905), Sp. 2482–2486.

31 Art. »Spillmage« und »Spindelmage«, ebd. Sp. 2488 und 2502; Art. »Germag«, in DW 5 (1897), Sp. 3716; Art. »Schwertmage«, in DW 15 (1899), Sp. 2590.

32 Art. »Die Kunkel«, in Johann Christoph Adelung, *Grammatisch-Kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*, Bd. 2, Wien 1811, Sp. 1830.

33 Art. »Kunkel«, DW 11 (Fn. 23), Sp. 2657.

34 Art. »Wocken«, DW 30 (Fn. 14), Sp. 964.

35 Art. »Kunkel«, DW 11 (Fn. 23), Sp. 2657

»das gunkelin, so du angelegt hast, must du selbs abspinnen. HENISCH 1778« als gleichbedeutend mit: »du bist (*einmal*) eingestigen, du must ausbaden, *denn das damalige Baden war ähnlich lästig*.«³⁶

An der ›Kunkel‹ hat man auch ein Werk, woran man gerade arbeitet: »noch steht es dahin, ob dieses der menschenfeind oder ein anderes (*drama*) sein wird, das ich, wie der Schwabe sagt, an der kunkel habe. SCHILLER *an Körner* 1, 300; was wol dieser windkopf hier an der Kunkel hat? *Räuber* 4, 5.«³⁷

Des Weiteren findet sich ›Wocken‹ auf geistige Vorgänge bezogen, besonders auf den Gang oder Fortgang einer Erzählung oder eines Gedankens: »ich habe noch viele kamellen am wocken, die ich abspinnen musz FR. REUTER *br.* (1863) 496«. ³⁸

7. ›Spinnen‹ als ›Nicht-recht-bei-Verstand-Sein‹

Schließlich dienen Wörter aus dem Wortfeld ›Spinnen‹ zur Bezeichnung unrealistischer Ideen. Ausgangspunkt ist auch hier das Spinnen in den Spinn-, Rocken-, Kunkelstuben und nicht, wie man angenommen hat, Assoziation mit dem Spinnentier Spinne. Beim Garnspinnen wurden Geschichten ›gesponnen‹. Weil diese Geschichten unrealistisch sein konnten, hat man ›verrückt sein‹ mit ›spinnen‹ identifiziert. Es gibt ›Wockenhistörchen‹, ›Rockenmärlein‹ und ›Kunkelmärlein‹ zur Bezeichnung unglaublicher Geschichten, die die Frauen beim Spinnen erzählen, oder das ›Kunkelevangelium‹ für ein Buch mit Aberglauben aus der Kunkelstube. Auch Dichter erzählen ›Kunkelmärchen‹, wie Fischart feststellt: »meerwunder am himmel (*die sternbilder*), welche die poeten durch ihr kunkelmärlein hinauf gehebt haben. FISCHART, *groszmutter* 9 (*Sch.* 558).«³⁹ Daneben spricht Fischart in seinem *Podagrammisch Trostbüchlin* (1577) von ›Kunkelpredigt‹: »wann sie lang von ernsthaften sachen geredet haben ... so schreiten sie darnach per digressionem zu den märlein und kunkelpredigen. wer da die best und kläglichst sagen kan, die trinkt das gevatterkännlin aus (*zum lohn*). *pod. trostb.* 736 *Sch.*«⁴⁰

Sogar das Wort ›Rockenphilosophie‹ gibt es. Es steht für eine Philosophie, wie sie in Spinnstuben am Spinnrocken verhandelt wird. Gemeint sind vielfältige Formen des Aberglaubens, die von spinnenden Frauen für Weisheit gehalten

36 Ebd.

37 Ebd.

38 Art. ›Wocken‹, DW 30 (Fn. 14), Sp. 967.

39 Art. ›Kunkelmärlein‹, in DW 11 (1873), Sp. 2662.

40 Art. ›Kunkelpredigt‹ in DW 11 (1873), Sp. 2663.

ten wurden. Luther verwendet auch das Verb ›spinnen‹ in diesem Sinn: »gott hatts yhn nicht befolhen, sondern sie spinnen es aus yhrem eygen kopffe.«⁴¹ Und in der ›Kunkelgesellschaft‹, d. h. in der Spinnstube, machen Frauen auch ›Kunkelfusen‹, wie es in der norddeutschen Redewendung *Kunkelfûsen mâken* ›absichtliches verbergen, verdrehen oder verwirren einer Sache‹ heißt. Der zweite Bestandteil von ›Kunkelfusen‹ hat dabei eine Entsprechung in oberdeutsch, mitteldeutsch *fausen* ›Possen, listige oder schlimme Streiche‹.⁴²

8. Sprachkreative Aspekte

Die festgestellten semantischen Wandel spiegeln nun verschiedene sprachkreative Aspekte wider. Wenn Wörter gleicher Bedeutung gleich gebildet werden, wie es bei den Reimwörtern ›Rocken‹ und ›Wocken‹ der Fall ist, handelt es sich um einen sprachschöpferischen Akt. ›Rocken‹ ist das ältere Wort und danach ist niederdeutsch ›Wocken‹ gebildet. Eine weitere Benennungsstrategie, die eine bewusste sprachliche Handlung von Sprechern erkennen lässt, ist die Homonymendifferenzierung wie im Fall von *Werg* ›abzuspinnende Menge Flachs, Wolle‹ gegenüber *Werk* ›opus‹. Auch metonymische Übertragungen sind Instanzen von Sprachkreativität. Zwei unterschiedliche Verschiebungen wurden festgestellt: Die eine konzeptuelle Verschiebung betraf die auch sonst geläufige Übertragung der Bezeichnung des Geräts, an dem eine Person arbeitet, auf die Person selbst: Spinnrocken → Frau (in den Rechtswörtern ›Kunkel-lehen‹, ›Kunkelteil‹).

Während bei dieser Art von Kontiguität die bezeichneten Konzepte disparat bleiben, scheinen bei der Übertragung der Bezeichnung ›Spinnrocken‹ auf die abzuspinnende Menge Flachs oder Wolle und umkehrt die Konzepte ineinander überzugehen.

Kunkel	=	Spinnrocken	→	abzuspinnende Menge
Rocken	=	abzuspinnende Menge	→	Spinnrocken
Wocken	=	abzuspinnende Menge	→	Spinnrocken
Wergel	=	abzuspinnende Menge	→	Spinnrocken

Warum das so ist, lässt sich sachlich begründen: Das abzuspinnende Flachspensum befand sich am Spinnstab an einer bestimmten Stelle, nämlich am oberen Teil. Diese Stelle dient so praktisch als Maßeinheit. Das belegt das lateinische Wort *pensum*, das sich als Bezeichnung dafür in alten Glossaren findet;

41 Art. »Spinnen«, in DW 16 (1905), Sp. 2525.

42 Art. »Kunkelfusen«, in DW 11 (1873), Sp. 2659–2662.

vgl. neuhochdeutsch *Wickel* ›so viel, als jedes Mal zum Abspinnen um den Rocken gewickelt wird‹.

Auch die Übertragung der Bezeichnung der Tätigkeit Spinnen auf die Äußerung unrealistischer Ideen ist ein Fall von Kontiguität. Beim Spinnen werden merkwürdige Geschichten erzählt, wie die genannten Ausdrücke ›Rockenmärchen‹, ›Kunkelmärchen‹, ›Kunkelpredigt‹ belegen.

Schließlich zeigt sich bei der Veränderung des Sprichworts »Spinnen am Morgen bringt Kummer und Sorgen« Sprachkreativität. Sprichwörter spiegeln den Erfahrungsschatz einer bestimmten Periode der gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklung wieder. Ihr Aussagegehalt verblasst, wenn sich das kulturelle Bewusstsein geändert hat. Sprichwörter können so durch Volksetymologie uminterpretiert werden,⁴³ eben zu »Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen«.

9. Das Sprichwort als Europäismus, Indoeuropäismus

Wenn wir nun unser Sprichwort noch in seinen europäischen Kontext stellen, folgen wir der Methodik des Projekts Miniaturmusterthesaurus. Man findet im Französischen:

Araignée du matin –
grand chagrin (Kummer);
araignée du midi –
grand souci (Sorgen);
araignée du soir –
bon espoir (Hoffnung)⁴⁴

Araignée bedeutet ›Spinne‹, also ist das Sprichwort in seiner umgedeuteten Form aus dem Deutschen übernommen. ›Spinnrocken‹ heißt *quenouille* und hat die gleiche Herkunft wie althochdeutsch *chonacla*, neuhochdeutsch ›Kunkel‹, nämlich mittellateinisch *conucula* (Lex ripuaria), und ›spinnen‹ lautet *filer*. Das Verb gehört zu lateinisch *filum* ›Faden, Garn‹.⁴⁵ Wieder anders erscheint ›spinnen‹ im Sinne von ›einen Vogel haben‹: *débloquer*, *être fêlé*, *fou*.⁴⁶ Ein lautlicher Anklang

43 Rosemarie Gläser, *Phraseologie der englischen Sprache*, Tübingen 1986, S. 114.

44 Röhrich, Redensarten (Fn. 1), S. 1506.

45 Vgl, auch armenisch *jit* ›Sehne des Körpers, Schnur‹, altkirchenslawisch *žila*, russisch *žila* Vene, Sehne, Flechse, serbokroatisch *žila* ›Fleche, Vene, Wurzel‹, litauisch *gýsla* ›vein‹, lettisch *dzi(k)sla* ›Vene‹, altpreußisch **gislo* ›Vene‹ (<*gwhiH-(s)leh2, -lo-).

46 Hrach K. Martirosyan, *Etymological dictionary of the Armenian inherited lexicon* (Leiden Indo-European Etymological Dictionary Series 8), Leiden 2009, S. 558.

der Wörter ›Spinne‹, ›Spinnen‹ im Sinne von ›Weben‹ und ›spinnen‹ im Sinne von ›einen Vogel haben‹ wie im Deutschen besteht also im Französischen nicht. Demgegenüber sind althochdeutsch *spinna* ›Spinne‹, mittelhochdeutsch *spinne*, althochdeutsch *spinnan* ›spinnen, weben‹ aus einer gemeinsamen Wurzel, urindogermanisch **spenh₁-* ›ziehen, spannen‹,⁴⁷ abgeleitet.

Um nun zu überprüfen, ob auch in anderen Sprachen ein Sprecher die Wörter ›Spinne‹ und ›Spinnen‹ sowie andere Wörter dieses Wortfeldes aufeinander hätte beziehen können, sind nun zunächst weitere moderne europäische Sprachen heranzuziehen. Es zeigt sich, dass zwischen diesen Wörtern kein lautlicher Zusammenhang besteht. Das gilt für das Englische, Irische, Russische, Albanische, Litauische.

Englisch

spider, spätes 14. Jh., *spydyr*, älter *spīpre*, *spīpur*, *spīper*, 14. Jh., altenglisch *spīðra* < urgermanisch **spin-bra-* (dänisch *spinder*) mit Nomen agentis bildendem Suffix **-bra-*, wörtl. ›Spinner‹ (*attercop*, altenglisch *attorcoppe*, eigtl. ›Giftkopf‹ < *ator* ›Eiter‹ und *cop* ›Kopf‹) ›Spinne‹.

to spin ›spinnen‹, *distaff* ›Spinnrocken‹, altenglisch *distæf* aus *dis-* ›Bündel Flachs‹ (mittelniederdeutsch *dise*, niederdeutsch *diesse* ›Bündel Flachs auf einem Spinnrocken‹) und *stæf* ›Stock, Stab‹, *to be off one's head* ›verrückt sein‹.

Irisch

damhán alla ›Spinne‹ (altirisch *damán allaid* ›Spinne‹), irisch *ruán alla* ›Spinne‹, *fiodóir* ›Weber, Spinne‹ < *figh* ›weben‹ + *-adóir* Nomen agentis bildendes Suffix.

coigeal ›Spinnrocken‹ (altirisch *cuicél* < lateinisch *colucula?*), altirisch *sniid* ›spinnt‹, kymrisch *nyddu*, mittelbretonisch *nezaff* ›spinne‹ (< **sneh₁eti*).

Russisch

паяк (*pauk*) ›Spinne‹ als Spinnentiername seit dem 12. Jh. überliefert < ostslawisch **paqkъ* mit präfigiertem *pa-* und **qkъ* (griechisch ὄγκος ›Widerhaken‹, lateinisch *uncus* ›gekrümmt, Haken‹, altindisch *aṅká-* ›Haken‹; althochdeutsch *angul* < urindogermanisch **h₂enk-* ›biegen‹⁴⁸) – Benennungsmotiv sind die gebogenen Beine.⁴⁹

47 Helmut Rix, *Lexikon der indogermanischen Verben. Die Wurzeln und ihre Primärstammbildungen*. Wiesbaden (LIV) ²2001, S. 578 f.

48 Ebd. S. 268 f.

49 Max Vasmer, *Russisches etymologisches Wörterbuch*, Bd. 2, Heidelberg ³2012, S. 325.

прясть (*pr'ast'*) ›spinnen (weben)‹, altrussisch прясти (*pr'asti*) seit dem 11. Jh., altkirchenslawisch *prędo, pręsti*; vgl. litauisch *sprėndžiu, spręsti* ›spannen, spreizen‹, altenglisch *sprindel* ›Hacken‹ < urindogermanisch **(s)prend-* ›spannen⁵⁰; прялка (*pr'alka*) ›Spinnrocken‹ in den Wörterbüchern seit 1762, spätere Bildung zu *pr'asti*; быть не в своем уме (*byt' ne v svojom ume*) ›spinnen (verrückt sein)‹, wörtl. ›nicht in eigenem Sinne (Verständnis, Vernunft) sein‹.

Litauisch

vóras ›Spinne‹
verpiù, (verpti) ›spinnen‹, altindisch *várpa-* ›List, Kunstgriff‹, eigtl. ›Gespinnst‹, *verpstè* ›Spinnrocken‹ < **uerp-* ›hin- und herdrehen⁵¹, *būti beprotis, pamišęs* ›verrückt sein‹, *išprotėjas* ›Spinner‹.

Albanisch

merimangë ›Spinne‹, Variante von *merming* < griechisch *μυρμήγκι* (*myrmígki*) ›Insekt‹.
tjerr ›spinnen‹ (altindisch *tárku-* ›Spindel‹, griechisch *ἄτρακτος* ›Spindel‹ < urindogermanisch **terkʷ-* ›sich drehen‹), *furkë* ›Spinnrocken‹ < lateinisch *furca* ›Gabel‹.

Bezieht man noch altindogermanische Sprachen mit ein, so war für einen Sprecher des Altindischen eine Verbindung zwischen dem Wort ›Spinne‹ und der Tätigkeit ›spinnen‹, wenigstens in einer frühen Stufe dieser Sprache, erkennbar, wie das zweite Kompositionsglied in altindisch *ūrna-vābhi-* ›Spinne‹, eigtl. ›Wolle-Weberin‹ und das von der Wurzel urindogermanisch **uebʰ-* ›umwickeln, weben‹ abgeleitete Verb zeigt:

Altindisch

ūrna-vābhi- ›Spinne‹, eigtl. ›Wolle-Weberin‹; altnordisch *kongur-váfa* ›Spinne‹, altenglisch *gangelwæfre* ›Spinne‹, mittelhochdeutsch, neuhochdeutsch, dialektal *kanker* ›Spinne‹ (griechisch *ὕφή* ›Gewebe‹); hethitisch *wepta* ›webte‹; vedisch *unap, aumbhan* ›binden, fesseln‹, tocharisch A. *wpantär* ›weben‹, althochdeutsch *weban* ›weben, flechten‹ < urindogermanisch **uebʰ-* ›umwickeln, weben‹.

váyati ›webt‹ < urindogermanisch **heɯ-*⁵²; altindisch *tántu-* ›Faden, Schnur, Draht‹, *tántra-* ›Weberstuhl, Zettel, Aufzug des Gewebes‹.

50 Ebd., S. 455; LIV (Fn. 47), S. 582.

51 LIV, (Fn. 47), S. 690.

52 Ebd., S. 200.

Bemerkenswert ist die Ablautstufe der zugehörigen ebenfalls von der Dehnstufe der Wurzel gebildeten Hinterglieder der germanischen Komposita für ›Spinne‹: altnordisch *kongur-váfa* ›Spinne‹, altenglisch *gangelwæfre* ›Spinne‹ < **-ueb^h*-. Es könnte sich ein Erbe aus dem Indogermanischen hier erhalten haben, dessen Wortverwandtschaft für die Sprecher germanischer Sprachen aber nicht mehr erkennbar war.

Kein Zusammenhang zwischen den Wörtern ›Spinne‹ und ›spinnen, weben‹ existiert aber im Griechischen, Lateinischen, Hethitischen.

Griechisch

ἀράχνη ›Spinne, Spinnennetz‹, lateinisch *arāneus* ›Spinne‹, *arānea* ›Spinnennetz‹ < **araksnā*⁵³
κλώθω ›spinnen‹, altindisch *kṛṇāti* ›spinnt‹⁵⁴; νήτρον ›Spinnrocken‹, griechisch-äolisch ἔννη ›spann‹; griechisch νέω ›spinnen‹, lateinisch *neō*, althochdeutsch *nāen* ›nähen‹ < urindogermanisch **sneh₁*- ›spinnen‹,⁵⁵ griechisch κλώθω ›spinnen‹ (lateinisch *cōlum* ›Seihkorb, Durchschlag‹),⁵⁶ griechisch ἡλακάτη ›(Wolle auf dem) Spinnrocken‹, mykenisch, Dativ. sg.: a-ra-ka-te-ja ›Weberin‹.⁵⁷

Latein

arāneus ›Spinne‹
colus ›Spinnrocken‹, *neō* ›spinnen‹, *dementīre* ›verrückt sein‹.

Hethitisch

auwauwa(i) c. (ein Tier) ›Spinne?‹; auch ›ein Trinkgefäß in Form dieses Tieres‹; dazu *auwawas hanzana-* ›Faden der Spinne, Spinnengewebe‹ (*hanzana-* ›dunkel, schwarz‹); substantiviert *hanzana-* c. ›(dunkler, schwarzer) Faden‹.⁵⁸

53 Robert Beekes, *Etymological Dictionary of Greek* (Leiden Indo-European Dictionary Series 10), Leiden 2009, S. 123 f., denkt an ein Substratwort, das nur im Griechischen und Lateinischen auftritt.

54 LIV, (Fn. 47), S. 356.

55 Ebd., S. 571 f.

56 Beekes, *Etymological Dictionary* (Fn. 53), S. 720.

57 Ebd., S. 513 f. (unbekannten Ursprungs).

58 Die Bedeutung ›Spinne‹ wird von Kammenhuber angezweifelt, weil es kein Gefäß in Form einer Spinne geben könne; vgl. Annelies Kammerhuber, *Hethitisches Wörterbuch*, Bd. 1, Heidelberg ²1984, S. 636 f. Für diese Bedeutung spricht aber ein Vokabularbeleg, in dem von ›Spinnengewebe‹ die Rede ist (freundlicher Hinweis von Johann Tischler). Puhvel stellt hethitisch *akuwakuwa-*, dessen Bedeutung er als ›Spinne‹ ansetzt, zu dem griechischen und lateinischen Wort für ›Spinne‹, vgl. Jaan Puhvel, »Spider and Mole in Hittite«,

wepta ›webte‹, *ma-la-ak-zi* /malk-tzi/ ›spinnt‹, eigtl. ›wickelt auf‹, *huesa-* ›Spindel, hölzerner Stab, auf dem bearbeitetes (gesponnenes) Material aufgewickelt wird‹, ^{Glš}*huhali-* ›Spinnrocken‹, eigtl. ›Wolle, die auf den Rocken aufgewickelt wird‹.⁵⁹

Somit hat sich ergeben, dass der für die Umdeutung des Sprichworts »Spinnen am Morgen bringt Kummer und Sorgen« zu »Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen« notwendige Anklang der Wörter für ›Spinne‹ und ›spinnen‹ allenfalls in einer Frühstufe des Altindischen und Germanischen bei Ableitungen der Wurzel **ueb^h-* gegeben gewesen wäre. Die Spinne ist dort nach dem Spinnen des Fadens benannt. Die Sprecher, die diese Wörter geschaffen haben, haben die Tätigkeit der Spinne mit dem Drehen des Fadens aus dem Spinnrocken beim Spinnen mit der Handspindel, an der eine Frau sitzt, verglichen. Die gleiche Assoziation haben die Sprecher bei der Wortschöpfung ›Spinne‹ gehabt:

althochdeutsch *spinna*, mittelhochdeutsch *spinne*, mittelniederdeutsch *spinne*,
mittelniederländisch *spinne* < **spinnōn-*
altschwedisch *spinnil* < **spinnila-*
altenglisch *spīðra* < urgermanisch **spinn-þra-*
althochdeutsch *spinnan*, altenglisch *spinnan*, altnordisch *spinna*, gotisch *spinnan*
< **(s)penh-* ›spinnen, weben‹ (litauisch *pinti*, *pinu*, armenisch *hanowm*)

in ders., *The Epilecta Indoeuropaea. Opuscula selecta annis 1978–2001 excusa imprimis ad res Anatolicas attinentia* (Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft, Bd. 104), Innsbruck 2002, S. 24–29.

59 Michaela Ofitsch, »Zu heth. *huesa*: Semantik, Etymologie, kulturgeschichtliche Aspekte«, in Gernot Wilhelm (Hg.), *Akten des IV. Internationalen Kongresses für Hethitologie, Würzburg 4.–8. Oktober 1999* (Studien zu den Bogazköy-Texten, Bd. 45), Wiesbaden 2001, S. 478–498.

Klaus Martin Kopitz

Christiane Apitzsch (1806–1838), Robert Schumanns Geliebte ›Charitas‹

Eine Identifizierung

1.

Im Sommer 1830 traf der 20-jährige Robert Schumann die wichtigste Entscheidung seines Lebens. Er brach sein Jura-Studium in Heidelberg ab, um sich in Leipzig, wo er bereits 1828/29 gelebt und studiert hatte, auf den Beruf des Musikers vorzubereiten. Am 30. Juli bat er seine Mutter um deren Einwilligung, die sich daraufhin an Friedrich Wieck (1785–1873) wandte, der am 9. August umgehend versprach, den jungen Mann »binnen 3 Jahren zu einem der größten jetzt lebenden Klavierspieler zu bilden«.¹ Wieck wusste, wovon er sprach, stand doch seine damals 11-jährige Tochter Clara (1819–1896), die er selbst unterrichtete, kurz vor einer großen Karriere als international gefeierte Pianistin. Bei Schumann versagten seine Fähigkeiten letztlich, er wurde Komponist, kein Pianist, doch der Unterricht bei Wieck und die Diskussionen mit ihm beförderten das schumannsche Schaffen auf äußerst fruchtbare Weise.

Am Donnerstag, den 14. Oktober, traf Schumann wieder in Leipzig ein, wo er zunächst ein provisorisches Quartier bei »Beer« bezog,² möglicherweise bei Marie Therese Beer, einer Mitarbeiterin der Ratsfreischule, deren Wohnung sich in der Schulgasse befand.³

Friedrich Wieck wohnte mit seiner Familie in der Reichsstraße Nr. 579, an der Ecke Grimmaische Gasse,⁴ einem imposanten Gebäu-

1 Eberhard Möller (Hg.), *Briefwechsel Robert und Clara Schumanns mit der Familie Wieck* (Schumann-Briefedition, Serie I, Bd. 2), S. 43–48, hier S. 45.

2 *Leipziger Tageblatt*, Nr. 107, 15. 10. 1830, S. 1075, »Thorzettel vom 14. October.«, S. 1076, »Hospitalthor. [...] Vormittag. Die Freiburger fahrende Post. Auf der Nürnberger Eilpost: [...] Hr. Schumann, von Zwickau, bei Beer«.

3 *Leipziger Adreßbuch auf das Jahr 1830*, S. 105. Es ist dies der einzige Eintrag mit dem Namen »Beer«. Das *Adreßbuch* führt jedoch nicht sämtliche Einwohner auf.

4 Ebd., S. 110f. unter »Leihbibliotheken«: »Friedrich Wieck's Leihinstitut für Musik. Reichsstr. 579« und S. 178 unter »Magazine«: »Wieck's, Frd. Magazin von Fortepiano's in Flügel- und Tafelform von Bayer, Graf, Rausch, Stein etc., incl. von Physharmonica's, verbunden mit einer Leihanstalt für Musikalien. Reichsstr. 579.« – Auf dem Anschlagzet-

de,⁵ das damals Viktor Julius von Bülow (1795–1832) gehörte,⁶ ab 1835 dem Kaufmann Peter Daniel Ludwig Sellier.⁷ An der Stelle des 1907 abgerissenen Hauses befindet sich heute der Handelshof.

Zufällig waren dort gerade zwei Zimmer frei, die Schumann sogleich für etwa ein Jahr bezog. In Claras Jugendtagebuch, das ihr Vater für sie angelegt hatte, findet sich die Notiz: »Herr Schumann aus Zwickau ist d. 16. October zu uns gezogen in die beiden Stuben nach der Reichsstraße heraus.«⁸

Nach den baupolizeilichen Akten im Stadtarchiv Leipzig hatte das Haus vier Etagen mit jeweils vier Wohnungen, die auf einem Grundriss von 1844 (vgl. Abb. 1) mit A, B, C und D bezeichnet sind.⁹ Wiecks Wohnung dürfte eine der großen, attraktiven Eckwohnungen B gewesen sein, bestehend aus Vorsaal (Flur), Alkoven (Bettische), vier Stuben (davon ein großes Eckzimmer mit vier Fenstern), einem Durchgang, einer Kammer, einem kleinen ›Cabinet‹, einer Küche, einer Speise- und einer Mädchenkammer. Die Küche sowie die Mädchenkammer verfügten, wie damals üblich, über separate Eingänge, sodass das Dienstpersonal die Wohnung nicht durch den Vorsaal betreten musste. Welche zwei Zimmer Schumann bewohnte, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Vermutlich waren es das ›Cabinet‹ und die daneben liegende größere Stube.

Schumann verdankt Wieck sehr viel, nicht zuletzt kam er durch ihn auf gleichsam natürliche Weise in immer engere Beziehung zu Clara, dem pianistischen Wunderkind, mit dem sich Schumann am 12. September 1840 trauen ließ.

Die zehn Jahre bis dahin waren allerdings eine Zeit großer Irrungen und Wirrungen, deren Ausgang keineswegs vorherbestimmt war. Verworren waren insbesondere Schumanns erotische Abenteuer. Zu nennen ist seine 1834 eingegangene Verlobung mit der aus Böhmen stammenden Wieck-Schülerin Ernestine von Fricken (1816–1844), die er 1835 wieder löste. Daneben – teilweise auch gleichzeitig – gab es andere Beziehungen, so mit einer dubiosen Frau, die

tel zu Clara Wiecks erstem eigenen Konzert am 8. 11. 1830 im Gewandhaus ist angegeben, Eintrittskarten seien »im Leihinstitut für Musik (Bülow's Haus in der Reichsstrasse No. 579, 2 Treppen hoch)« erhältlich. Exemplar in Leipzig, Stadtgeschichtliches Museum, Mus II G35/9.

5 Eine Abbildung der Außenansicht des Hauses bei Ernst Burger, *Robert Schumann. Eine Lebenschronik in Bildern und Dokumenten*, Mainz [u. a.] 1998, S. 85.

6 Leipzig, Stadtarchiv, Bauakten, Nr. 3711, fol. 11.

7 Ebd., fol. 20.

8 Zwickau, Robert-Schumann-Haus, 4877,1–A3, S. 60. Eine Herausgabe durch Gerd Nauhaus und Nancy B. Reich ist in Vorbereitung. Erstdruck bei Berthold Litzmann, *Clara Schumann. Ein Künstlerleben. Nach Tagebüchern und Briefen*, Bd. 1, Leipzig 1910, S. 20, mit der Anmerkung: »Wiecks Behausung lag nach der Grimmaschen Gasse in Nr. 36.«

9 Leipzig, Stadtarchiv, Bauakten, Nr. 3711, fol. 35.

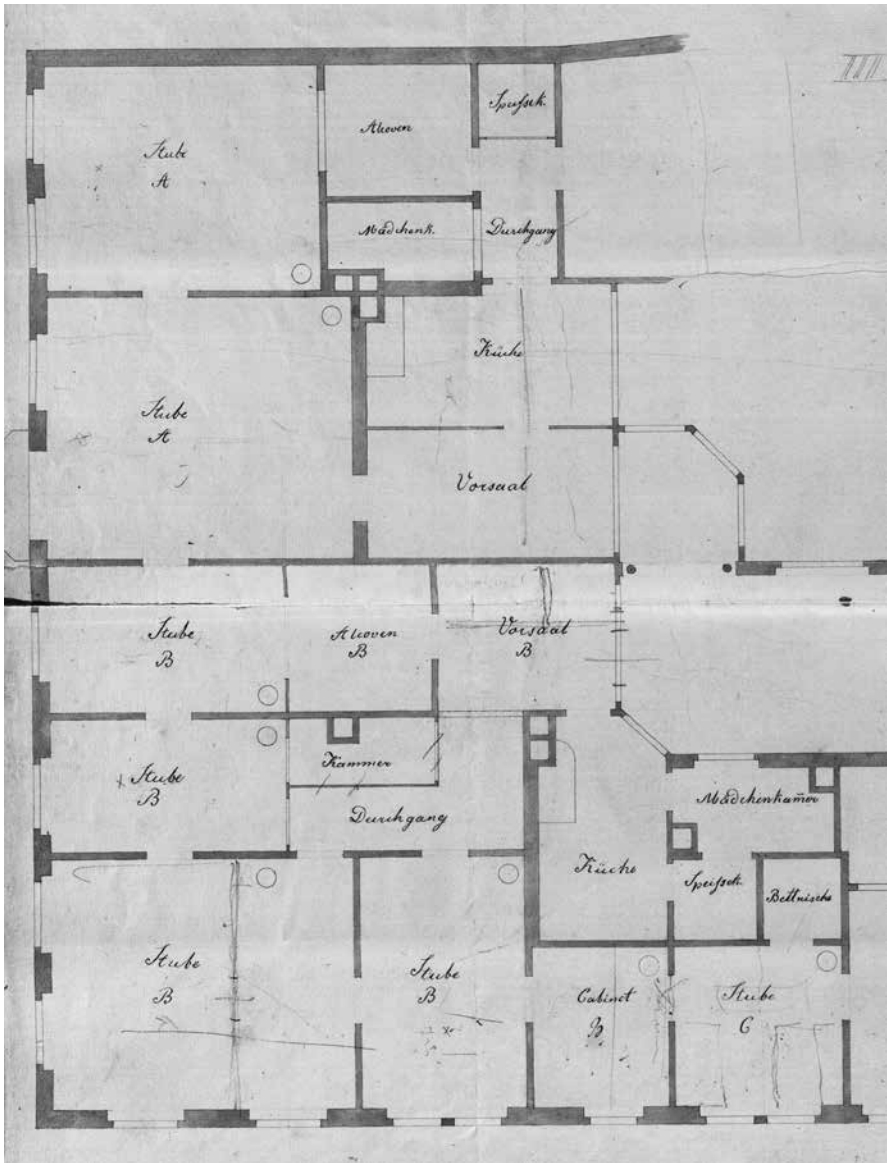


Abb. 1: Grundriss der Wohnung Friedrich Wiecks in Leipzig, Reichsstraße Nr. 579 (1844); Leipzig, Stadtarchiv, Bauakten, Nr. 3711, fol. 35 (Ausschnitt).

Schumann »La faneuse«, die Heuarbeiterin, nannte.¹⁰ Diese Frauengeschichten mögen ein Grund gewesen sein, warum Wieck vorübergehend alles unternahm, um die sich anbahnende Ehe seiner Tochter mit dem Komponisten zu verhindern.

2.

In den Tagebüchern ist vor allem von einer Geliebten namens Christel die Rede, der Schumann den Davidsbündlernamen ›Charitas‹ gab, einen lateinischen Begriff für Nächstenliebe, Hochachtung und Wohltätigkeit,¹¹ der auch als weiblicher Vorname eine gewisse Verbreitung erfuhr. Obwohl Schumann von 1830/31 bis Ende 1837 mit Christel verkehrte und beide offenbar ein gemeinsames Kind hatten, kursieren über sie bislang nur vage Spekulationen und die Vermutung, sie sei ein ›leichtes Mädchen‹ gewesen. Arnfried Edler spricht unumwunden über »Schumanns zeitweilige Geliebte, die Prostituierte Christel«,¹² als sei dies eine Tatsache. Peter Härtling bezeichnet sie in seinem Roman *Schumanns Schatten* etwas freundlicher als Kellnerin in Schumanns Lieblingslokal, dem ›Kaffeebaum‹, und stilisiert sie zu einer Art Naturereignis. Das liest sich bei ihm wie folgt:

Kaum ist er in die Grimmaische Straße eingezogen, hat seinen Unterricht, sein Klavierstudium bei Wieck aufgenommen, die alten Freunde alarmiert und die alten Knallitäten wieder auszukosten begonnen, da taucht sie auf, eine mit Namen versehene Spur im Tagebuch, ein Geschöpf ohne Herkunft. Wo kommt sie her, aus welchem Haus in der Stadt, aus welcher Straße? Sie besucht ihn, nie er sie.

Sie muß atemlos erschienen sein und ihn überrumpelt haben; anders als alle die anderen jungen Frauen, mit denen er getanzt, die er geküßt und angebetet hat, für längere oder kürzere Zeit. Vielleicht ist sie älter als er; vielleicht aber auch nur wacher, durchtriebener und ihrer Sinnlichkeit gewiß. Eine, die sich die Freiheit nimmt, zu besitzen und zu verlieren, die auf Dauer gar nicht lieben kann, aber dauerhafte Verletzungen hinterläßt. Christel nennt er sie.¹³

10 Der Name taucht erstmals am 12. 10. 1836 auf (»La faneuse«), erneut im Februar 1837 (»Alte Gedanken an Faneuse ganz bei seite geworfen«) sowie am 6. 8. 1837 (»böses Verhältniß zu der Faneuse«); vgl. Robert Schumann, *Tagebücher*, Bd. 2, hg. von Gerd Nauhaus, Leipzig 1987, S. 29, 31 und 34.

11 Die von Schumann benutzte und bis Mitte des 19. Jahrhunderts noch gebräuchliche Schreibweise ›Charitas‹ wurde später einheitlich durch ›Caritas‹ ersetzt, namentlich bei zahlreichen Wohlfahrtsverbänden.

12 Arnfried Edler, *Robert Schumann*, München 2009, S. 22.

13 Peter Härtling, *Schumanns Schatten. Variationen über mehrere Personen*, Köln 2006, S. 119.

Auf nicht ganz so hohem literarischen Niveau bewegt sich Andreas Stammkötters Leipzig-Krimi *Am Ende des Klanges*,¹⁴ in dem sie den Namen Christel Wiesen trägt und einen Nachkommen namens Knut hat, einen Jurastudenten, der verständlicherweise auch Schumanns Nachkomme ist und einen unbekannten Liebesbrief des Komponisten an Christel besitzt. Er wird eines Tages tot aufgefunden, sein Freund Jochen wird ermordet, und nebenbei erfährt der Leser manches über Schumann und dessen Geliebte. Einiges entspringt natürlich der Fantasie des Autors, darunter der Inhalt jenes Briefs, um den sich alles dreht.

Doch zurück zu den historisch verbürgten Quellen. Schumann fixierte am 9. Juli 1831 eine Szene, in der Christel im Hause Wiecks neben Clara stand, was für eine sich prostituierende Kellnerin eher unwahrscheinlich ist. Unwahrscheinlich ist auch, dass sie eine von Wiecks Schülerinnen war. Darauf macht der Schumann-Biograf John Worthen aufmerksam: »Who Christel was, however, is unknown; not even her full name has come down to us. The suggestion that she was a student of Wieck can be ruled out«. Er folgert: »The only explanation for Christel's presence, at all hours of the day and night, in the Wieck's apartment and in Schumann's rooms, is that she was working as a servant or maid, though she could clearly read.«¹⁵

Weitere Eintragungen aus Schumanns Tagebüchern wie auch der vorliegende Versuch einer Identifizierung machen es annähernd zur Gewissheit: »Charitas« war offensichtlich eine Zeitlang das Dienstmädchen der Familie Wieck.

3.

Über den Beginn der Affäre ist nichts bekannt, da Schumanns Tagebücher von Oktober 1830 bis zum 10. Mai 1831 verloren gingen – oder von Schumanns Angehörigen vernichtet wurden. Worthen hält ihr Fehlen nicht für einen Zufall, »its absence may not be an accident«.¹⁶

Von den danach erhaltenen Aufzeichnungen sind gleich die ersten Notizen von etwas delikater Natur, denn Schumann scheint sich durch Christel eine Wunde am Glied zugezogen zu haben, die er von einem Freund, dem Medizinstudenten Christian Gottlob Glock, behandeln ließ. Am 12. Mai notierte

14 Andreas Stammkötter, *Am Ende des Klanges*, Leipzig 2007.

15 John Worthen, *Robert Schumann: Life and Death of a Musician*, New Haven und London 2007, S. 72.

16 Ebd., S. 419.

er: »Nachmittag Chr.[istel] blaß – Mittheilungen – nur Schuld gebiert die Nemesis«. Am 13. Mai folgt der Eintrag: »um 4 Glock mit der Chr.[istel] – Entdeckungen – ich in der Kammer – sehr wenig Schmerzen, im Geist ungemein frisch u. scharf. – Verband – dann zu«. ¹⁷ Mit der »Kammer« wird die Mädchenkammer der Wieckschen Wohnung gemeint sein. Etwas »romantischer« fällt eine Notiz vom Abend des 25. Mai aus: »Um 10 Uhr nach Haus – dann Chr.[istel] u. Altane vorne – – – Mondschein – die Wunde leidlich.« Am 4. Juni: »Glock. Das Frenulum gebissen von Narzissenwasser.« ¹⁸ Wie aus anderen Einträgen hervorgeht, war die Wunde sehr schmerzhaft.

An seinem 21. Geburtstag, am 8. Juni, vermerkte er schließlich: »Von heute an will ich meinen Freunden schönere, passendere Namen geben. Ich tauf' Euch daher folgendermaßen: Wieck zum Meister Raro – Clara [Wieck] zur Cilia – Christel zur Charitas«. Es folgen die Namen von acht weiteren Freunden. ¹⁹ Vom 10. bis 14. Juni unternahm er eine kurze Reise in seine Heimatstadt Zwickau, wo er offiziell für mündig erklärt wurde und den Rest des väterlichen Erbes erhielt. ²⁰ Am 15. Juni, zurück in Leipzig, war die Wunde so gut wie verheilt: »Abends Charitas mit dem Geschenk [zum Geburtstag] u. mein Dank – Einmal *de novo*«. Am 16. Juni: »Charitas zum zweitenm.[al] *de novo* – Angst u. wenig Vergnügen«. ²¹

Bezeichnend ist der bereits erwähnte Eintrag vom 9. Juli:

Zilia [Clara Wieck] war krank gestern; der Meister [Friedrich Wieck] unzufrieden und wenig liebenswürdig. In Gräfs Garten saß Jettchen [Henriette Wieck] unter andern; ich drückte mich ohne Schaden u. mit einem Compliment nach Haus u. zu Zilia, die ich traf. Hoffmann's Erzählungen waren zu lang zum Vorlesen, darum nahmen wir Märchen. Es fehlte aber der Herzenskitt. Charitas war auch zugegen u. stand hinter dem Stuhl. ²²

Am 13. Juli fand wieder ein heimliches Treffen statt: »Abends kam vollends Charitas <u. verblutete sich>«. Am 22. Juli traf man sich zur Abwechslung in einer Weinschenke: »Abends ging ich mit Allwin [Wieck] zu Gräfs u. Mantel. Ich hatte Lust, mancherley zu trinken, rettete mich aber glücklich. <Dann kam Charitas, fast wie mit eine Italien[er]>«. ²³

¹⁷ Robert Schumann, *Tagebücher*, Bd. 1, hg. von Georg Eismann, Leipzig 1971, S. 330 f.

¹⁸ Ebd., S. 333 und 336. Frenulum praeputii (lat.): Vorhautbändchen. Das Narzissenwasser wurde vermutlich wegen seiner schmerzstillenden Wirkung verwendet.

¹⁹ Ebd., S. 339.

²⁰ Ebd., S. 341 f. und Fn. 35.

²¹ Ebd., S. 342 f.

²² Ebd., S. 349.

²³ Ebd., S. 350 und 355. Der letzte Satz ist wegen starker Streichung nur schwer lesbar.

4.

Anfang Oktober 1831 verließ Schumann sein Domizil bei Wieck in der Reichsstraße Nr. 579, möglicherweise wegen bevorstehenden Familienzuwachses. Wiecks zweite Frau Clementine geb. Fechner (1805–1893) war schwanger und brachte am 17. Januar 1832 die Tochter Marie (1832–1916) zur Welt. Rückblickend sprach Schumann gegenüber der Mutter »von der kalten, leeren Stube bei Wieck, in der es fast vornehm-bettelhaft aussah«.²⁴ Er bewohnte von nun an zwei Zimmer in Rudolphs Garten in der Petersvorstadt, unweit der Pleißenburg, an deren Stelle sich heute das Neue Rathaus befindet.

Am 13. Oktober 1831, kurz nach dem Umzug, notierte er: »Charitas war einmal im neuen Gemach. Die war sehr lieb u. scheint gefesselt.« Wie eng die Beziehung des Paares noch immer war, dokumentiert Schumanns Eintrag vom 31. November: »Libe[r] Robert – nennt dich denn weiter Niemand so, als deine Charitas. Die war gestern da, voller Feuer u. Flamme; getrunken wurde viel, namentlich Madeira.«²⁵ Mit »Libe Robert« zitiert Schumann vermutlich die Anrede eines an ihn gerichteten Briefs, was erkennen lässt, dass Christel trotz ihrer niederen Herkunft eine Schule besucht hatte und keine Analphabetin war.

Am 9. Mai 1832 heißt es: »Sinnliche Anregung am ganzen Tag, aber Unterdrücken. Charitas ist schon seit 9 Tagen weggeblieben.« Einige Tage später, am 22. Mai, als der Bruder Carl Schumann (1801–1849) in Leipzig war, überraschte dessen zweieinhalbjährige Tochter Rosalie (1829–1897) das Liebespaar: »Früh Charitas – u. Rosalie [Schumann] kommt. Verlegenheit. Himmlischer Himmel!«²⁶ Die Notizen über die Geliebte, die hier nicht vollständig zitiert sind, enden vorläufig am 13. Juni 1832: »Clara [Wieck] ist herzlich. Charitas kommt heute«.²⁷

5.

In den folgenden vier Jahren führte Schumann nur noch sporadisch Tagebuch, sodass unklar ist, bis wann er die Beziehung fortsetzte. 1834 bis 1835 stand seine Verlobte Ernestine von Fricken im Mittelpunkt, anschließend erwachte

Die Weinschänke von Johann Karl Heinrich Gräf befand sich in der Reichsstraße Nr. 936, diejenige von Peter Mantel am Markt Nr. 172.

24 Schumann an seine Mutter Christiane Schumann, 14. 10. 1831; Zwickau, Robert-Schumann-Haus, 5887–A2; vgl. auch Robert Schumann, *Jugendbriefe*, hg. von Clara Schumann, Leipzig 21886, S. 157.

25 Schumann, Tagebücher 1 (Fn. 17), S. 372 und 374.

26 Ebd., S. 386 und 394.

27 Ebd., S. 412.

seine Zuneigung zu Clara Wieck. Im Februar 1836 erfuhr ihr Vater von Schumanns heimlichen Treffen mit Clara und drohte, ihn zu erschießen, wenn er noch einmal wagen sollte, Kontakt mit ihr aufzunehmen.²⁸ Das führte dazu, dass Robert sie längere Zeit weder sehen noch sprechen konnte. Lediglich über den Freund Ernst Adolph Becker (1798–1874) war noch ein Austausch von Informationen möglich. Am 9. September 1837 kam es nach langer Trennung zu einem Wiedersehen.

In den Monaten dazwischen, wohl schon im März 1836, erneuerte Schumann die Beziehung mit Christel. Zwei Jahre später, während seines Aufenthalts in Wien, trug er wichtige Ereignisse aus den Jahren davor nach und erinnerte sich: »Trübes Jahr 1836 – Trüber Sommer – Aus der Halle'schen Gasse zu Mad. [Johanna Christiana] Devrient gezogen – Charitas vorgesucht und Folgen davon im Januar 1837«.²⁹ Christel war demnach umgezogen, und Schumann musste zunächst ihre neue Adresse in Erfahrung bringen. Was für »Folgen« gemeint sind, erhellen zwei weitere Notizen.

Die erste Notiz bezieht sich auf einen nicht erhaltenen Brief von Schumanns engster Vertrauter, der Kaufmannsgattin Henriette Voigt (1808–1839), die er ›Eleonore‹ nannte. Sie stammt vom 4. Oktober 1836 und lautet: »Brief von Eleonoren mit Hoffnungen, von denen ich nichts wissen mag.«³⁰ Schumann war in dieser Zeit oft bei ihr, noch am Tag zuvor hatte er sie zusammen mit dem französischen Pianisten und Komponisten Camille Stamaty (1811–1870) besucht. »Schumann u Stamaty hier – tolles Zeug gemacht«, hatte sie in ihrem eigenen Tagebuch notiert.³¹ Zu dem Brief findet sich bei ihr leider keine Notiz. Die Redewendung »guter Hoffnung sein« ist noch heute gebräuchlich und begreiflich, dass Schumann davon »nichts wissen« mochte. Vier Tage später heißt es dann: »Abends Charitas aufgesucht.«³² Anschließend betrank er sich mit Ernst Gotthold Benjamin Pfundt (1806–1871), einem Neffen von Friedrich Wieck, mit dem er noch »viel im Dusel« sprach.

28 Möller, Wieck-Briefwechsel (Fn. 1), S. 73.

29 Schumann, Tagebücher 1 (Fn. 17), S. 422.

30 Schumann, Tagebücher 2 (Fn. 10), S. 28. Der Brief ist in Schumanns *Correspondenz* (Kraków, Biblioteka Jagiellońska) nicht erhalten, ebenso fehlt ein entsprechender Vermerk in seinem Verzeichnis der empfangenen Briefe (Zwickau, Robert-Schumann-Haus, 4871,VII,C,10–A3).

31 Henriette Voigt, *Wochenkalender von 1836*; Leipzig, Stadtgeschichtliches Museum, L/912/2006. Mirjam Gerber war so freundlich, mir ihre Transkriptionen der Tagebücher zugänglich zu machen.

32 Schumann, Tagebücher 2 (Fn. 10), S. 28.

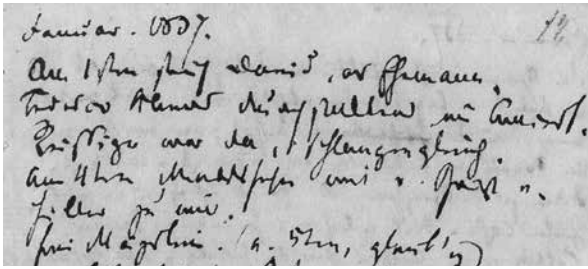


Abb. 2: Robert Schumanns, Notiz zur Geburt seiner unehelichen Tochter, Anfang Januar 1837, unten: »Ein Mägdlein. (a. 5ten, glaub' ich)«; © Zwickau, Robert-Schumann-Haus, 4871,VII,A,5–A3.

Die zweite Notiz erfolgte zwischen dem 4. und 18. Januar 1837: »Ein Mägdlein. (a. 5ten, glaub' ich)«³³ (vgl. Abb. 2). Darauf nimmt wahrscheinlich auch Henriette Voigt mit ihrem Tagebucheintrag vom 5. Januar 1837 Bezug: »Abends alleine hier. Billet v. Schumann.«³⁴ Es ist denkbar, dass Schumann mit dieser verschollenen Mitteilung die Geburt von Christels Tochter meldete – oder auf eine entsprechende Mitteilung von Henriette Voigt reagierte.

Anscheinend hätte Schumann keine Zweifel, der Vater des Kindes zu sein, zumal er Christel Ende des Jahres kleinere Geldgeschenke machte. Das würde bedeuten, dass er die Beziehungen mit ihr spätestens im März oder April 1836 wieder aufgenommen hatte, neun Monate vor der Geburt ihrer Tochter, nicht erst im Sommer, wie es das Tagebuch suggeriert. Später sahen sich beide wohl nur noch selten, denn als er durch Henriette Voigt von ihrer Schwangerschaft erfuhr, war sie bereits im sechsten Monat. Am 18. November 1837 gab er dann »C. zum Geschenk« 2 Taler, am 27. Dezember, während oder nach einem Besuch im Hotel und Gasthof »Zum grünen Schild« in der Großen Fleischergasse Nr. 304/21, erhielt »Charitas zu Weihnacht« weitere 2 Taler.³⁵ Danach taucht sie in Schumanns Aufzeichnungen nicht mehr auf.

33 Ebd., S.31.

34 Henriette Voigt, *Wochenkalender von 1837*; Zwickau, Robert-Schumann-Haus, Sch.M.3868–A3.

35 Robert Schumann, *Tagebücher*, Bd.3, hg. von Gerd Nauhaus, Leipzig 1982, S.32 und 34. Eine Vorstellung von der Höhe dieser Beträge vermittelt ein Brief Schumanns, geschrieben am 15.6.1828 aus Leipzig an seinen Zwickauer Vormund, den Kaufmann Johann Gottlob Rudel: »Außer dem Miethzins, der jährlich etwa 50–60 Thaler betragen wird, hoffe ich mit 25 Thalern monatlich aus zu kommen, da es Ew. Wohlgeb. ohne Zweifel bekannt seyn wird, wie in Leipzig das Geld reißend schnell fortgeht, man mag nun noch so solid leben, als nur möglich ist.« Über die Auszahlung dieser monatlichen Rente aus dem väterlichen Erbe führte Rudel minutiös Buch; am 11.6.1831 quittierte Schumann im Zwickauer

6.

Wenn es zutrifft, dass ›Charitas‹ alias Christel Anfang Januar 1837 eine Tochter zur Welt brachte, dann wurde die Geburt zweifellos registriert, sodass sich Schumanns Geliebte auf diese Weise identifizieren lässt. Natürlich kann es sich dabei nur um einen Indizienbeweis handeln, der zudem davon ausgeht, dass das Kind in Leipzig geboren und in den dortigen Kirchenbüchern registriert wurde. Für diese Annahme gibt es aber gute Gründe: Warum sollte ein Leipziger Dienstmädchen ihr uneheliches Kind in einem der umliegenden Dörfer zur Welt bringen, wo sie als alleinstehende Schwangere sofort aufgefallen wäre und auf Hilfe allenfalls rechnen konnte, wenn sie dort Freunde oder Bekannte gehabt hätte?

Leipzig hatte vier Kirchen, in denen Taufen vorgenommen wurden: die evangelische Thomaskirche, die evangelische Nikolaikirche, die evangelisch-reformierte Kirche (Hugenotten) und die katholische Kirche. Aufgrund von Schumanns eigener Angabe, das Kind sei um den 5. Januar 1837 geboren, mag es genügen, die zwischen dem 1. und 15. Januar 1837 in Leipzig geborenen unehelichen Mädchen aufzulisten. In der evangelisch-reformierten sowie in der katholischen Kirche wurden in diesem Zeitraum keine Kinder getauft,³⁶ sodass nur die Taufbücher der Thomas- und der Nikolaikirche zu berücksichtigen sind. Zu beachten ist noch: In der Nikolaikirche wurden unehelich geborene Mädchen mit dem lateinischen Begriff ›Spuria‹ bezeichnet, uneheliche Knaben als ›Spurius‹. Dagegen vermerkte der Pfarrer der Thomaskirche in diesem Fall unter ›Vater‹ nicht einfach einen Namen, sondern schrieb davor: ›angegeben ist‹. Das hieß wohl auch, dass dieser oft nicht zur Taufe erschien. So musste der Pfarrer sich auf die Angaben der Mutter des Täuflings verlassen. Ob sie zutrafen, konnte er nicht überprüfen.

Insgesamt wurden vom 1. bis 15. Januar 1837 in Leipzig sieben uneheliche Mädchen geboren:

Rathaus den Erhalt des restlichen Erbteils in Höhe von 8.000 Talern; vgl. Jürgen Schünzel, »Die Familie Schumann im Spiegel ausgewählter zeitgenössischer Quellen des Stadtarchivs Zwickau«, in *Cygne* 8 (2010), S. 62–71, hier S. 67.

36 Das zeigt die »Liste der Getauften«, die regelmäßig im *Leipziger Tageblatt* erschien. Diese enthielt auch die unehelich geborenen Kinder.

Kirche	Geburts- bzw. Tauftag	Name des Kindes	Mutter	Vater (angegeben)
St. Thomas	1./8.	Theresia Amalia Agnes	Theresia Pauline Trödler, Tochter eines Soldaten	Johann Gottlob Schaaf, Schriftsetzer
St. Nikolai	2./2.	Johanna Auguste Pauline	Johanna Christiana Scheffler, Tierarzttoch- ter aus Kitzen	Carl Weiße, Tapeziergeselle
St. Thomas	2./6.	Louise Ernestine	Johanne Christiane Apitzsch, Tochter eines Fischers aus Wehlitz	David Veit, Hausmann
St. Thomas	5./15.	Albertine Theresie Clara	Caroline Friederike Freisdorf, Tochter eines Musikers aus Leipzig	Carl Julius Becker, Täschnergeselle
St. Nikolai	5./5.	Anna Christiana Erdmuth	Johanna Dorothea Erd- muth Schubert, Tochter eines Schneidergesellen	Christian Apitzsch,* Schneidergeselle
St. Nikolai	14./14.	Maria Sophia Agnes	Johanna Sophia Biehler, Tochter eines Steuerauf- sehers aus Zörbig	Carl Enders, Maurergeselle
St. Nikolai	15./15.	Johanna Maria Louise	Maria Christiana Friederike Mehrde, Tochter eines Bäckers aus Leipzig	Johann Gottfried Reichardt, Mechanikus

* Ob Christian Apitzsch mit Johanne Christiane Apitzsch verwandt war, ließ sich nicht feststellen.

Da Schumann seine Geliebte Christel nannte – eine Koseform von Christina oder Christiane –, müssen vermutlich nur drei Frauen in die engere Wahl gezogen werden: Johanna Christiana Scheffler, Johanne Christiane Apitzsch und Maria Christiana Friederike Mehrde. Davon kann die Letzte ebenfalls ausgeschlossen werden, da ihre Tochter gewissermaßen zu spät zur Welt kam: Schumann wird sich beim Geburtsdatum des Kindes nicht um ganze zehn Tage geirrt haben. Wie sich nachweisen ließ, machte Johanna Christiana Scheffler zudem korrekte Angaben zum Vater ihres Kindes, sodass nur Eine übrig bleibt: Johanne Christiane Apitzsch. Sie muss sich im Übrigen in äußerst schwierigen finanziellen und persönlichen Verhältnissen befunden haben, denn sie brachte ihr Kind nicht – wie damals üblich – zu Hause zur Welt, sondern im städtischen Jacobshospital, war mithin so arm, dass sie nicht das Geld für eine Hebamme aufbringen konnte, auch niemanden kannte oder ansprechen mochte,

der bereit und in der Lage gewesen wäre, diese Kosten zu übernehmen. Dass dies äußerst selten vorkam, lässt sich daran ablesen, dass sie 1837 die einzige Frau überhaupt war, die ihr Kind im Jacobshospital gebär.

Das im Nordwesten der Stadt ans Rosental angrenzende Jacobshospital (vgl. Abb. 3), ein Vorläufer des heutigen Universitätsklinikums,³⁷ behandelte vornehmlich unvermögende Kranke, insbesondere

- 1) verarmte oder in Verfall gekommene Bürger und Einwohner aus allen Ständen und Gewerben, nebst ihren Angehörigen; 2) freund- und hilflose Fremde, die der Handel, besonders in den Messen, hieher führt; 3) Studirende, Handlungsdiener, Handwerksgesellen und Lehrburschen; 4) Dienstboten beiderlei Geschlechts; 5) verwahrlosete und verwaisete Kinder; 6) Personen, die mit unreinen Krankheiten behaftet sind; 7) Vagabunden und Gefangene, die während der gerichtlichen Untersuchung erkranken; hierzu kommen noch öfters, obgleich ausnahmsweise, 8) Wöchnerinnen und Geisteskranke.³⁸

Das vorbildlich ausgestattete Krankenhaus wurde damals von dem Universitätsprofessor Johann Christian August Clarus (1774–1854) geleitet, bekannt durch sein Gutachten über *Die Zurechnungsfähigkeit des Mörders J. C. Woyzeck*, die Inspirationsquelle für Georg Büchners berühmtes Drama. Es hatte »acht größere Säle und 27 Zimmer mit insgesamt 230 Betten« und war in einem Zustand, »daß insonderheit die erweiterten weiblichen Krankensäle von durchreisenden Aerzten, welche das Hospital besuchen, als eine Zierde desselben angesehen werden, da manche größere Städte dergleichen nicht besitzen.«³⁹ Johann August Adler (1773–1850), damals Pfarrer der kleinen Anstaltskirche,⁴⁰ nahm vermutlich auch die Eintragung zur Geburt des Kindes vor:

37 Zum Jacobshospital vgl. Gunnar Stollberg und Ingo Tamm, »Die Binnendifferenzierung im Krankenhaus zu St. Jacob in Leipzig (1799–1914)«, in dies., *Die Binnendifferenzierung in deutschen Krankenhäusern bis zum ersten Weltkrieg*, Stuttgart 2001, S. 212–326 sowie Christian Scheffler, *Das Leipziger Allgemeine Krankenhaus zu St. Jacob im 19. Jahrhundert. Eine Analyse aus betriebswirtschaftlicher Sicht*, Aachen 2004.

38 »Die neue Jacobs-Stiftung in Leipzig«, in *Leipziger Tageblatt und Anzeiger*, Nr. 88, 28. 3. 1836, S. 697–699, hier S. 698; Nachdr. bei Johann Christian August Clarus und Justus Radius, *Beiträge zur praktischen Heilkunde mit vorzüglicher Berücksichtigung der medicinischen Geographie, Topographie und Epidemiologie*, Bd. 3, Leipzig 1836, S. 300–303, hier S. 302.

39 Friedrich Fleischer (Mitvorsteher des Jacobshospitals), »Bemerkungen zu dem Aufsatze in Nr. 88 des Leipziger Tageblattes: die neue Jacobs-Stiftung betreffend«, in *Leipziger Tageblatt und Anzeiger*, Nr. 112, 21. 4. 1836, S. 1077–1079.

40 Vgl. *Leipziger Adreßbuch auf das Jahr 1837*, S. 51 und 63.



Abb.3: Leipzig, Jacobshospital, vom Rosental aus gesehen, Aquarell von Heinrich Georg Drescher (1871); Leipzig, Stadtgeschichtliches Museum, Mü. VII/70 a.

Am 2 Jan. früh um 6 Uhr wurde im Jacobs Hospital ein unehel. Mädchen geboren, den 6 ejusd. getauft und erhielt den Namen: Louise Ernestine.⁴¹ Der Vater, David Veit,⁴² Hausmann alhier; die Mutter: Joh. Christiane Apitschin,⁴³ Gottfried Apitzsch, Fischer in Welitz [sic] 1^{te} Tochter. Hausnummer 44. Die Taufzeugen waren: 1., Aug. Heinrich Buchhardt, Einwohner. 2., Anna Therese Scherblerin, Einwohners alhier, Gottlob Scherbler, Acciseinnehmer in Naumburg 1^{te} Tochter. 3., Adolphine Albertine Frankin, Bürgers u Hausbesitzers alhier 2^{te} Tochter.⁴⁴

Die Taufen der im Jacobshospital geborenen Kinder erfolgten zumeist in der Thomaskirche, so auch im Fall von Louise Ernestine Apitzsch.⁴⁵ Der dortige Eintrag (vgl. Abb. 4) enthält einige zusätzliche Vermerke:

41 »Louise Ernestine« im Original unterstrichen.

42 »Veit« im Original unterstrichen.

43 »Apitschin« im Original unterstrichen.

44 Leipzig, Kirchliches Archiv, Taufbuch St. Jacob 1799–1938, S. 74, Nr. 573.

45 Ebd., Taufbuch St. Thomas 1837–1839, fol. 3^v–4^r, Nr. 22.

Tag und Stunde der Geburt.	Tauftag.	Taufname der Kinder.	Name und Stand des Vaters.
d. Zweiten Januar, früh sechs Uhr. Im Jacobs Hospital.	d. Sechsten Januar.	Louise Ernestine sp. [uria] das Kind ist nach Wehlitz gehörig, lt. Polic. Act. Nr. 12468.	angegeben ist: David Veit, Hausmann.
Name der Mutter.	Name, Stand und Aufenthalt der Taufpathen.		
Johanne Christia[n]e, Gottfr. Apitzsch, Fischers in Wehlitz erste Tochter. 44.	1., Aug. Heinr. Buchhardt, Einwohner hier. 2., Anna Theresia, Gottlob Scherblers, AccisEinnehmers in Naumburg Tochter. 3., Adolphine Albertine Franke, Hausbesitzers hier T[ochter]		

Abb. 4: Geburt von Ernestine Apitzsch am 2. 1. 1837; Leipzig, Kirchliches Archiv, Taufbuch St. Thomas 1837–1839.

[Tag und Stunde der Geburt:] d. Zweiten Januar, früh sechs Uhr. Im JacobsHospital.

[Tauftag:] d. Sechsten Januar.

[Taufname der Kinder:] Louise Ernestine sp.[uria] das Kind ist nach Wehlitz gehörig, lt. Polic. Act. Nr. 12468.

[Name und Stand des Vaters:] angegeben ist: David Veit, Hausmann.

[Name der Mutter:] Johanne Christ[ia]ne, Gottfr. Apitsch, Fischers in Wehlitz erste Tochter. 44.

[Name, Stand und Aufenthalt der Taufpathen:] 1., Aug. Heinr. Buchhardt, Einwohner hier. 2., Anna Theresia, Gottlob Scherblers, AccisEinnehmers in Naumburg Tochter. 3., Adolphine Albertine Franke, Hausbesitzers hier T[ochter]

Die angeführte Polizeiakte, die in den einschlägigen Archiven nicht aufzufinden war, behandelte höchstwahrscheinlich die Vormundschaft und deutet darauf hin, dass das Kind bereits vor – oder kurz nach – der Taufe zu den Großeltern nach Wehlitz gebracht wurde, was verständlich wäre, da Christiane als alleinerziehende Mutter ansonsten kaum noch ihrer Tätigkeit als Dienstmädchen hätte nachgehen können. Nach den damaligen Gesetzen musste einem Kind, das keinen Vater hatte, ein Vormund zur Seite gestellt werden, wie ihn auch Schumann nach dem Tode seines Vaters erhielt. Ob die Mutter noch lebte, war dabei nebensächlich. Das lässt vermuten, dass es den als Vater angegebenen »David Veit« nicht gab oder die zuständige Behörde zumindest keine

Informationen über ihn erhielt. Das Haus mit der Nummer 44, in dem Christiane zu dieser Zeit lebte, befand sich im Preußergässchen, die zwischen Petersstraße und Neumarkt verlief. Hausbesitzerin war 1837 eine Frau Franke,⁴⁶ wohl die Mutter der dritten Taufpatin.

Umfangreiche Recherchen im Kirchlichen Archiv in Leipzig führten zu dem Schluss, dass der als Vater angegebene »David Veit« wohl tatsächlich eine Fantasiegestalt war. Eine Person dieses Namens ist in Leipzig weder geboren noch gestorben, hat dort nicht geheiratet und war auch nicht Vater eines anderen Kindes. Der Name taucht auch in den Leipziger Adressbüchern nicht auf, ebenso wenig in den handschriftlich überlieferten Bürgerbüchern.

Da Christel sicherlich wusste, dass Schumann sie zum Kreis seiner Davidsbündler zählte, mag ihr die Idee gekommen sein, sich einen »David« als Vater ihrer Tochter zu erfinden. Der Name »Ernestine«, den sie für das Kind wählte, könnte wiederum eine Referenz an Schumanns zeitweilige Verlobte Ernestine von Fricken darstellen. Nicht zuletzt bietet die Berufsbezeichnung »Hausmann« einen Bezug zu Schumanns Leben, der bekanntlich zu Hause arbeitete, auch wenn er dort nicht gerade Hausarbeit im klassischen Sinne verrichtete.

Inwieweit auch die Wahl des Nachnamens »Veit« eine Bedeutung hatte, ist ungewiss. Immerhin gab es einen realen Mediziner David Veit (1771–1814), einen Neffen von Moses Mendelssohns Tochter Dorothea Schlegel (1764–1839), bekannt durch seinen Briefwechsel mit Rahel Varnhagen (1771–1833), der aber längst verstorben war. Vielleicht wollte sie mit »Veit« nur allgemein auf die jüdische Bankiersfamilie dieses Namens verweisen, die eng mit der damaligen Kulturelite verflochten war, in der bescheidenen Hoffnung, dass ihrem Kind dann mit einem gewissen Respekt begegnet würde. Weitere bekannte Mitglieder der Familie waren der Maler Philipp Veit (1793–1877), der zum Freundeskreis von Felix Mendelssohn Bartholdy (1809–1847) gehörte, und der Berliner Verleger Moritz Veit (1808–1864), der zu Beginn der 1830er Jahre den *Berliner Musenalmanach* herausgab, der vermutlich auch in Leipzig gelesen wurde.

7.

Durch die Angabe zum Geburtsort der Mutter des Kindes ließ sich auch deren Geburtsdatum ermitteln. Das fast 600 Jahre alte Rittergut Wehlitz liegt im Südwesten von Schkeuditz, direkt an der Weißen Elster, einem Nebenfluss der Saale. 1818 hatte der Ort 423 Einwohner, 1950 wurde er nach Schkeuditz eingemeindet.

⁴⁶ *Leipziger Adreßbuch auf das Jahr 1837*, Teil 2, S. 110.



Abb. 5: Schkeuditz-Wehlitz, Albanuskirche und Alte Schule, Foto: 2014, Axel Meißner.

Dort wurde Johanne Christiane Apitzsch am 21. Juni 1806 um sechs Uhr abends geboren und am 24. Juni in der Wehlitzer Albanuskirche getauft (vgl. Abb. 5 und 6).⁴⁷ Als Eltern sind »Johann Gottfried Abitsch« und »Johanna Sophia geb. Stangin« angegeben. Nach anderen Einträgen in den Wehlitzer Kirchenbüchern hieß ihr Vater korrekt Johann Gottfried Apitzsch, wurde 1782 geboren und war Fischer sowie Hausbesitzer in Wehlitz, wo er am 9. Dezember 1846 im Alter von 64 Jahren starb. Ihre Mutter, 1779 geboren und somit drei Jahre älter, hatte er am 24. Februar 1805 in Großdölzig geheiratet, einem Rittergut, das heute ebenfalls zu Schkeuditz gehört. Sie starb bereits am 17. November 1839 im Alter von 60 Jahren. Insgesamt hatte das Paar neun Kinder:

1. Johann Christoph Samuel (* 16. Juni 1805 Wehlitz, † 9. August 1805 ebd.),
2. Johanne Christiane (* 21. Juni 1806 Wehlitz, † 11. Februar 1838 Leipzig),
3. Johanna Sophia (* 15. Mai 1808 Wehlitz, † unbekannt),
4. Johann Karl Friedrich (* 25. März 1810 Wehlitz, † 20. Juli 1810 ebd.),
5. Johann Gottfried (* 30. Juli 1811 Wehlitz, † unbekannt),
6. Marie Sophie Rosine (* 9. Juli 1814 Wehlitz, † unbekannt),
7. Marie Regine (* 17. August 1816 Wehlitz, † unbekannt),
8. Johann Carl August (* 15. Mai 1821 Wehlitz, † unbekannt),
9. Ernst Wilhelm (* 28. August 1823 Wehlitz, † 26. Mai 1824 ebd.).

47 Schkeuditz, St. Albanus, Taufbuch 1801–1811, S. 101 f., Nr. 42. Wie auf der Abbildung des Taufeintrags zu erkennen ist, wurde er am Rand mit Rotstift markiert. Zeitpunkt und Hintergrund dieser Hervorhebung sind nicht bekannt. Für die Recherchen in den Kirchenbüchern, auch zu den anderen Familienmitgliedern, bin ich Herrn Pfarrer Dr. Axel Meißner in Schkeuditz zu großem Dank verpflichtet.

No.	Tag u. Stunde d. Geburt.	Tauftag.	Taufname der Kinder.	Name und Stand des Vaters.
41.	am 21. Jun. 1806. Geb. 10 Uf.	am 21. Jun. 1806. Geb.	Christiane Apitzsch.	Gottlob Häner. Johann Gottfried Apitzsch.
42.	am 21. Jun. 1806. Geb. 10 Uf.	am 21. Jun. 1806. Geb.	Johann Gottfried Apitzsch.	Johann Gottfried Apitzsch. August 3.

Abb.6: Geburt von Christiane Apitzsch am 21.6.1806; Schkeuditz-Wehlitz, Taufbuch St. Albanus 1801–1811.

1846, beim Tod des Vaters Johann Gottfried Apitzsch, ist vermerkt, dass er vier mündige Kinder hinterlässt, sodass die anderen zu dieser Zeit nicht mehr am Leben waren.

8.

Am 4. Oktober 1837 notierte Schumann: »Gestern Abend seliges Beisammen- sein mit Clara, vielleicht letztes«, ebenso: »Letztes u. höchstes Geschenk.«⁴⁸ Am selben Tag konnte er sie erneut sehen: »Abends Clara am Herzen – verdienst du das?« Kurz darauf, am 15. Oktober, brach die mittlerweile 18-jährige mit ihrem Vater zu einer Reise auf, die sie über Dresden und Prag nach Wien führte, wo beide am 27. November eintrafen. Erst sieben Monate später, am 15. Mai 1838, kamen sie nach Leipzig zurück.

Obwohl Clara das Werben Roberts noch vor der Reise erhört hatte, ist nicht auszuschließen, dass er die Beziehung mit ›Charitas‹ fortsetzte. Das legt ein ungewöhnlich dramatischer Brief nahe, den Clara am 13. Oktober, kurz vor der Abreise, an Robert schrieb:

Wenn Du an Vater geschrieben, und er <so lange> Dir lange nicht antwortet, so wundere dich nicht, denn er ist wieder sehr bö. Doch obgleich er mir heute versichert, daß Du seit 6 Wochen ihn auf so unwürdige Weise hintergangen, obgleich er sagt er sey Dir 14 Tage lang nachgegangen und habe gesehen daß Du zu Nohr gegangen, so glaub ich es doch nicht – du hast es mir ja beschworen! Solltest Du mich hintergehen können? Könntest Du Dir dieß jemals verzeihen, meine unbe-

48 Schumann, Tagebücher 2 (Fn. 10), S. 34.

schreibliche Liebe so belohnt zu haben? Noch einmal sag ich es Dir, kannst Du Deine Leidenschaft durchaus nicht bezähmen, so kann ich nie die Deine sein, dann will ich lieber einem ehelichen Glück entsagen.⁴⁹

Dann hält sie ihm vor:

Groß kann Deine Liebe nicht sein, wenn Du nicht männliche Kraft genug besitzt auch etwas zu thun. Bedenke das Glück einer Familie wird durch so eine Leidenschaft gestürzt. Siehe die Stegmayer. Wie viel unglücklicher würde ich sein, die ich nicht die Hälfte ihres Leichtsinns besitze.

Ihre schweren Anschuldigungen schließt sie mit dem eindringlichen Wunsch: »Also Robert, ich beschwöre Dich, das Eine – thue es nicht mehr.«

Erst am 8. November 1837 schrieb er wieder an Clara, ging aber auf ihre Vorhaltungen nicht ein. Auch in anderen Briefen ist davon nicht mehr die Rede. Nur in einem vermutlich nicht abgesandten »Tagebuch für Clara« bezeichnete Schumann die Beschuldigungen Wiecks als »eine Lüge, die man Dir über mich sagt, so klein und gemein, daß ich Dir gar nicht antworten konnte«.⁵⁰ Es war aber keine Lüge, und Schumann wusste das. In seinem Tagebuch fasste er die Tage vom 30. November bis 2. Dezember mit den Worten »Trauriges Leben« zusammen und zitierte aus Claras Brief die Worte: »also noch einmal, Robert, ich beschwöre dich; das Eine thue es nicht mehr«. Dahinter vermerkte er lapidar: »Dies hast du gesagt – u ich thu es dennoch.«⁵¹

Mit »die Stegmayer« ist Charlotte Auguste Stegmayer geb. Düntz gemeint, die Frau des aus Wien stammenden, vorübergehend in Leipzig tätigen Kapellmeisters und Komponisten Ferdinand Stegmayer (1803–1863), die sich von ihrem Mann trennte, nachdem sie dessen Verhältnis mit seiner Geliebten entdeckt hatte. Schumanns Tagebuch bezieht sich im Oktober zweimal darauf.⁵² Die folgende Scheidung des Ehepaars zog sich über vier Jahre hin.⁵³ Ähnlich wie der junge Schumann soll Stegmayer auch viel dem Alkohol zugesprochen haben. Spielte Clara eher darauf an?

49 Anja Mühlenweg (Hg.), *Briefwechsel von Clara und Robert Schumann*, Bd. 1 (Schumann-Briefedition, Serie I, Bd. 4), Köln 2012, S. 125.

50 Ebd., S. 122. Der Eintrag ist merkwürdigerweise mit dem 11. 10. datiert, bezieht sich aber eindeutig auf Claras Brief vom 13. 10.

51 Schumann, Tagebücher 2 (Fn. 10), S. 47.

52 Ebd., S. 33, Notiz vom 2. 10. 1837: »Stegmayer's Untergehen – seine Frau fort«; S. 40, Notiz vom 20. 10. 1837: »nach Möckern: Stegmayer da mit Geliebten«.

53 Ebd., S. 163, Notiz Clara Schumanns vom 7. 5. 1841 im Ehetagebuch: »Dünz aus Berlin war auch da; er will nach Wien, um Stegmayer, der noch immer im Prozeß (bereits das 4te Jahr) mit seiner Frau liegt, aufzusuchen, von dem man seit langer Zeit nichts gehört hat. Die Frau dauert mich gar sehr!«

9.

Heinrich Nohr (um 1793–1840) betrieb in Leipzig seit 1833 das Hotel ›Zum goldenen Horn‹ in der Nikolaistraße Nr. 749.⁵⁴ Ende 1836 musste er das Hotel aufgeben und einem Christian Eichler überlassen.⁵⁵ Daraufhin richtete er am 4. März 1837 ein Gesuch an den Leipziger Stadtrat, in dem er schreibt, er habe inzwischen das gegenüberliegende, in seinem Besitz befindliche Haus in der Nikolaistraße Nr. 557 bezogen und plane, »mein Haus zu einem Hôtel garni für Fremde und Durchreisende einzurichten, ohne jedoch Ausspannung [für Pferde] zu halten, als wozu sich mein Grundstück ohnedies nicht eignet.«⁵⁶ Der vom Stadtrat mit einer Besichtigung beauftragte Universitäts-Baudirektor Albert Geutebrück (1801–1868) gab am 15. März eine positive Stellungnahme ab:

Das Nohr'sche Haus No 557., welches er mit den Gewerken sorgfältig besichtigt, eigne sich sehr gut zum Hôtel garni, es habe einen hellen freundlichen Hof, dergleichen bequeme Treppe, geräumige Kellereien und in jeder Etage 2 Zimmer mit Alkoven nach der Straße zu und zwei dergleichen Zimmer nach dem Hofe heraus. Das Parterre werde wie bisher, zur Bierschankwirtschaft des Besitzers und alsdann die 1.^e 2.^e und 3.^e Etage zu Fremdenzimmern benutzt werden. Auch die Decoration und das Ameublement der Fremdenzimmer sey anständig gewesen.

Nohr eröffnete sein kleines Etablissement vermutlich kurz darauf. Eine entsprechende Anzeige, etwa im *Leipziger Tageblatt*, ließ sich nicht nachweisen. Im Leipziger Adressbuch von 1838 ist Nohr dann erstmals mit seinem neuen Hotel verzeichnet, sowohl unter »Bierschänker«⁵⁷ als auch unter »Weinschänker und Speisehäuser«,⁵⁸ ebenso 1839.⁵⁹ Im Laufe des Jahres 1839 erfolgte eine

54 Erstmals erwähnt im *Leipziger Adreßbuch auf das Jahr 1834*, S. 267 unter »Aubergen und Hotels. Für Herrschaften welche bequeme Logis und gute Bewirthing wünschen [...] Horn, zum goldnen; Nikolaistr. 749. Hr. Heinr. Nohr«.

55 *Leipziger Adreßbuch auf das Jahr 1837*, S. 253 unter »Aubergen und Hotels. Für Herrschaften, welche bequeme Logis und gute Bewirthing wünschen [...] Horn, zum goldnen; Nikolaistr. 749. Hr. Christ. Eichler«.

56 Leipzig, Stadtarchiv, II. Sekt. (Kap.) N Nr. 305, »Ansuch des Hausbesitzers Heinrich Nohr um Erlaubniß zur Beherbergung Fremder in seinem auf der Nicolaistraße allhier sub No. 557. gelegenen Grundstücke und sich der Bezeichnung Hôtel garni bedienen zu können betr.«.

57 *Leipziger Adreßbuch auf das Jahr 1838*, S. 138 f. unter »Bierschänker [...] Nohr, Heinrich. Nikolaistr. 557. Hôtel garni«.

58 Ebd., S. 239 f. unter »Weinschänker und Speisehäuser [...] Nohr, Heinrich. Nikolaistr. 557, hôtel garni«.

59 *Leipziger Adreßbuch auf das Jahr 1839*, S. 162 unter »Bierschänker«: »Nohr, Hein-

Umnummerierung aller Häuser, sodass Nohr ab 1840 unter der Adresse Nikolaistraße 41 zu finden ist.⁶⁰ Am 1. Oktober 1840 starb er, danach wurde die Herberge von seinen Erben weitergeführt.⁶¹

Auffallend ist die Adresse von Nohrs Hotel garni, Nikolaistraße Nr. 557: Es lag in unmittelbarer Nähe zu Wiecks damaliger Wohnung, die sich von 1835 bis 1840 in der Nikolaistraße Nr. 555 befand. Es war also ein Leichtes für ihn, Schumann beim Betreten des Hauses zu beobachten, wie es Clara andeutet. Dazu genügte vermutlich ein Blick aus dem Fenster. Doch dass Schumann dort nur übermäßig dem Alkohol zusprach und Wieck deswegen empört war, erscheint zweifelhaft. Warum hätte Schumann dazu ausgerechnet dieses Lokal wählen sollen, in unmittelbarer Nähe der wieckschen Wohnung? Für ausgedehnte Zechgelage bot Leipzig zahlreiche andere Möglichkeiten, wo keine Gefahr bestand, von Wieck gesehen werden.

Claras verzweifelter Protest gegen Schumanns Verhalten lässt sich nicht eindeutig interpretieren. Es ist durchaus möglich, dass sie einfach Angst hatte, er könnte auch nach der Heirat die Abende in zwielichtigen Lokalen verbringen und sich betrinken. Es spricht aber auch einiges für die Annahme, er habe sich bei Nohr heimlich mit Christel getroffen, die dort womöglich eine neue Stellung gefunden hatte. Es sei daran erinnert, dass das Tagebuch am 18. November und 27. Dezember 1837 Begegnungen mit Christel vermerkt, und dazwischen die Clara widersprechende, trotzigte Bemerkung »ich thu es dennoch«.

John Worthen meint:

»The only answer is either that the Nohr pension was known as a place where men could pick up prostitutes, or that someone like Christel – perhaps Christel herself – was employed at Nohr's house as a servant, or that Wieck had said she was; and that Clara was terrified (and her father delighted) that Schumann was on the prowl for whores.«⁶²

Die zuletzt genannte Möglichkeit, dass Wieck Schumann nur verleumden und bei seiner Tochter in Misskredit bringen wollte, ist angesichts von Schumanns Bemerkung »ich thu es dennoch« wenig wahrscheinlich, aber was er bei Nohr eigentlich tat, geht aus keiner der Quellen hervor.

rich. Nikolaistr. 557, Hôtel garni« und S.245 unter »Weinschänker und Speisehäuser [...] Nohr, Heinrich. Nikolaistr. 557, hôtel garni«.

60 *Leipziger Adreßbuch auf das Schaltjahr 1840*, S.242 unter »Aubergen, Hotels und Gasthäuser [...] Hotel garni; Nikolaistr. 41. Hr. Heinrich Nohr« und S.247 unter »Weinschänker und Speisewirthe«: »Nohr, Heinrich. Nikolaistr. 41, hôtel garni«.

61 *Leipziger Adreßbuch auf das Jahr 1841*, S.243 und 247.

62 Worthen, Schumann (Fn. 15), S.141.

In Schumanns Tagebüchern wird Nohrs Lokal nicht erwähnt, jedoch von 1840 bis 1844 in seinen Haushaltbüchern, denen sich aber nicht entnehmen lässt, ob er Clara dorthin mitnahm.⁶³ Bekannt ist zumindest: In jenen Jahren wurde dort »gutes baierisches Bier« ausgedient.

10.

Christiane Apitzsch starb am 11. Februar 1838, einige Wochen nach Schumanns letzten Besuchen bei »Charitas«. Das belegt der entsprechende Eintrag in den Leipziger Ratsleichenbüchern (vgl. Abb. 7): »Eine led.[ige] Frauenspers.[on] 31. J.[ahre] Johanne Christiane Apitzschin Dienstmagd aus Delitzsch [sic], im Jacobshospital; 122 .†. 11. Febr.«⁶⁴ Wer ihren Tod meldete, ist nicht bekannt. Am 14. Februar wurde sie begraben, wobei hier »Nervenfieber« (Typhus) als Todesursache angegeben wurde.⁶⁵ Das stimmt gewissermaßen mit Schumanns Aufzeichnungen überein, der sie kurz zuvor noch gesund antraf. Typhus konnte innerhalb weniger Tage zum Tod führen. Die Bezeichnung »Dienstmagd« sowie ihr Sterbedatum sind weitere Indizien dafür, dass Christiane Apitzsch und »Charitas« wirklich ein und dieselbe Person waren. Wie bereits erwähnt: Danach taucht sie in seinem Tagebuch nicht mehr auf.

Es scheint, dass sie das Geheimnis der Vaterschaft ihres Kindes – außer Henriette Voigt – niemandem anvertraute. Anderenfalls wären ihre Eltern sicherlich an Schumann herangetreten und hätten eine finanzielle Abfindung für die weitere Erziehung des Kindes gefordert. Davon ist nirgendwo die Rede.

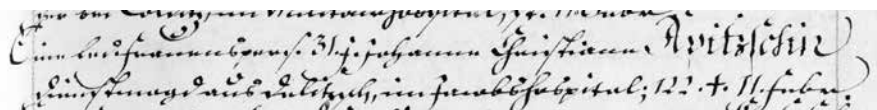


Abb. 7: Tod von Christiane Apitzsch am 11. 2. 1838; Leipzig, Stadtarchiv, Ratsleichenbücher, Bd. 40 (1835–1840).

⁶³ Schumann, Tagebücher 3 (Fn. 35), S. 113, 188, 201, 212, 215–217, 219–223, 349, 370.

⁶⁴ Leipzig, Stadtarchiv, Ratsleichenbücher, Bd. 40 (1835–1840), S. 375, unter dem 14. 11. 1838, dem Tag der Beisetzung. Demnach war das Haus Petersstraße Nr. 122 ihre letzte Wohnadresse. Es befand sich an der Ecke zur Schlossgasse und gehörte einer Frau Schulze; vgl. *Leipziger Adreßbuch auf das Jahr 1838*, Teil 2, S. 106.

⁶⁵ *Leipziger Tageblatt und Anzeiger*, Nr. 49, 18. 2. 1838, S. 262, »Vom 10. bis 16. Februar sind allhier in Leipzig begraben worden: [...] Mittwochs, den 14. Februar. [...] Eine unverh.[eiratete] Frauensperson 31 Jahre, Johanne Christiane Apitzsch, Dienstmagd, im Jacobshospital; st.[arb] am Nervenfieber.«

11.

›Charitas‹ galt eine Zeitlang als mittelbare Verursacherin von Schumanns Krankheit, denn man glaubte, sie hätte den Komponisten mit Syphilis infiziert, was letztlich zu seiner ›geistigen Umnachtung‹ führte. Scheinbar bestärkt wurde diese These, als vor 20 Jahren das originale Krankentagebuch des Endenicher Anstaltsleiters Dr. Franz Richarz (1812–1887) an die Öffentlichkeit gelangte, der am 12. September 1855 über Schumann vermerkt hatte: »Schrieb in letzter Zeit wieder allerlei abrupte Äußerungen melancholischen Inhalts und Reflexionen nieder z.B. 1831 war ich syphilitisch und ward mit Arsenik curirt.«⁶⁶

Der Medizinhistoriker Franz Hermann Franken resümierte damals so gleich:

Klärt nun Richarz' Verlaufsbericht die Diagnose von Schumanns Krankheit? Die Frage ist zu bejahen. Was Richarz schildert, ist der charakteristische Verlauf eines hirnorganischen Abbauprozesses, wobei die Indizien dafür, daß es sich um eine – syphilitisch bedingte – progressive Paralyse handelte, überzeugend sind.

Weiter heißt es bei Franken: »Die Infektionsquelle ist am ehesten bei Schumanns Freundin Christel zu suchen, von ihm auch Caritas genannt, weil sie sich seiner sexuellen Nöte über Jahre annahm.«⁶⁷ Bereits zuvor hatte Franken in mehreren Publikationen die Diagnose ›progressive Paralyse‹ (Hirnerweichung als finales Stadium einer Spätsyphilis) gestellt und blieb angesichts der Krankenakte dabei.

Schumanns Bemerkung über eine angebliche Syphiliserkrankung ist jedoch nicht allzu viel Bedeutung beizumessen, steht sie doch völlig isoliert da, wird durch keine weitere Quelle gestützt und stammt obendrein von einem medizinischen Laien, der Schumann nun einmal war. Die Angabe »1831« deutet zwar auf die Wunde am Glied, die er sich in diesem Jahr zuzog, doch Uwe Henrik Peters, der langjährige Direktor der Nervenklinik an der Universität Köln, gelangte nach eingehender Untersuchung – im Gegensatz zu Franken – zu dem plausibleren Ergebnis, dass Schumann sich 1831 lediglich eine ›Herpes genitalis‹ zuzog, die zwar in der Tat sehr schmerzhaft sein kann, aber »weit-

⁶⁶ Robert Schumanns letzte Lebensjahre. Protokoll einer Krankheit (Archiv-Blätter 1, hg. von der Stiftung Archiv der Akademie der Künste Berlin), Berlin 1994, S. 21; Nachdr. bei Bernhard R. Appel (Hg.), Robert Schumann in Endenich (1854–1856): Krankenakte, Briefzeugnisse und zeitgenössische Berichte (Schumann-Forschungen, Bd. 11), Mainz [u.a.] 2006, S. 326.

⁶⁷ Ebd., S. 14. Unveränderter Nachdr. von Frankens Ausführungen in Appel, Endenich (Fn. 66), S. 442–447, hier S. 446.

gehend harmlos ist«. ⁶⁸ Zu einer Behandlung mit Arsen, die dann wohl auch ein professioneller Arzt vorgenommen hätte, enthalten seine Aufzeichnungen überdies keinen Hinweis. Außerdem wurde Syphilis erst ab 1909 mit Arsenpräparaten behandelt, nicht aber zu Schumanns Zeit. So gelangte Peters auch zu einem ausgewogeneren Urteil über Schumanns Geliebte:

Man tut wohl doch der in der Schumann-Literatur – je nach Standpunkt – viel bescholtenen oder bemitleideten Schumann-Freundin *Charitas* Unrecht, indem man ihr unterstellt, sie habe Schumann mit Syphilis infiziert, die sie ja nur durch sexuelle Kontakte mit anderen Männern bekommen haben konnte. Leider konnte ihre Identität bisher nicht festgestellt werden. Es hätte interessiert, was aus ihr später geworden ist. ⁶⁹

Fundierter als die Syphilis-These erscheint zudem die Annahme, Schumann könnte unter einer bestimmten Form der Schizophrenie gelitten haben. Bereits der Leipziger Neurologe und Psychiater Paul Julius Möbius (1853–1907), der sich als Erster intensiv mit Schumanns Krankheit befasste, kam 1906 zu diesem Ergebnis. Nach dem Studium des kurzen Krankenberichts von Franz Richarz in der Biografie von Wasielewski ⁷⁰ glaubte Möbius zunächst, »Robert Schumann sei an progressiver Paralyse (der sogenannten Gehirnerweichung) gestorben«. ⁷¹ Bei näherer Beschäftigung mit den biografischen Quellen stieß er auf Unstimmigkeiten und verwies darauf, dass es in Schumanns Familie mehrere nachweislich geistesranke Mitglieder gab. Erwähnt seien die Schwester Emilie (1796–1825), die 1817 auf Wunsch der Familie in die Irrenanstalt Pirna-Sonnenstein eingewiesen wurde ⁷² und sich später das Leben nahm, sowie der vermutlich schizophrene Sohn Ludwig (1848–1899), der ab 1870 in der Landesirrenanstalt Colditz bei Leipzig lebte. Schumann war also erblich belastet.

Zweifel an seiner mentalen Gesundheit wecken auch einige Tagebuchnotizen. So hielt der Jüngling am 29. Mai 1828 nach der Lektüre von Jean Pauls *Siebenkäs* fest, er sei »wirklich wahnsinnig«, ⁷³ und am 18. Dezember desselben Jahres verspürte er erstmals »Sehnsucht, mich in d Rhein zu stürzen«. ⁷⁴ Daneben erlebte er sich immer wieder als zweigeteiltes Wesen. Seine Aufspaltung

⁶⁸ Uwe Henrik Peters, »Erläuterungen zum Endenicher Krankenbericht Schumanns«, in Appel, Endenich (Fn. 66), S. 448–480, hier S. 474.

⁶⁹ Ebd.

⁷⁰ Wilhelm Josef von Wasielewski, *Robert Schumann. Eine Biographie*, Leipzig ⁴1906, S. 506–509.

⁷¹ Paul Julius Möbius, *Ueber Robert Schumanns Krankheit*, Halle a. d. S. 1906, S. 3.

⁷² Schünzel, Familie Schumann (Fn. 35), S. 65.

⁷³ Schumann, Tagebuch 1 (Fn. 17), S. 83.

⁷⁴ Ebd., S. 236.

in eine Florestan- und eine Eusebius-Gestalt mag in Anlehnung an die »zwei Seelen« in der Brust von Goethes *Faust* reine Poesie sein. Poesie ist es nicht mehr, wenn er am 8. Juni 1831 allen Ernstes feststellt: »Mir ist's manchmal, als wolle sich mein objectiver Mensch vom subjectiven ganz trennen oder als ständ' ich zwischen meiner Erscheinung u. meinen Syn, zwischen Gestalt und Schatten.«⁷⁵ Es ist derselbe Tag, an dem er Christel in ›Charitas‹ und Clara in ›Cilia‹ umbenennt.

Um auf Möbius zurückzukommen: Besonders Schumanns gutes Erinnerungsvermögen bis in die letzten Jahre, ebenso seine kaum je nachlassende Kreativität, sprechen nach seiner Meinung gegen die Annahme, es sei bei Schumann zu einer durch Syphilis hervorgerufenen ›Gehirnerweichung‹ gekommen. Bemerkenswert ist auch die Klarheit der Handschrift seiner letzten Briefe aus Endenich, die sogar sauberer geschrieben sind als manche früheren.

Sie erschienen Möbius allerdings auffallend affektlos, und obwohl Schumann seiner Familie auf lange Zeit, wenn nicht für immer entrissen war, finden sich kaum Ausdrücke von Sehnsucht oder Schmerz. »Er schreibt so, als wäre er für einige Wochen in einer Sommerfrische, und macht sich offenbar auch um die Zukunft wenig Sorgen. Dagegen lebt er in der Vergangenheit, erinnert an das und jenes, und ist offenbar dabei ganz gut orientiert.«⁷⁶

Möbius gelangte seinerzeit zur Diagnose einer ›Dementia praecox‹, einer vorzeitigen Demenz, eines Begriffs, der 1911 von dem Schweizer Psychiater Eugen Bleuler (1857–1939) durch den dem Griechischen entlehnten Begriff ›Schizophrenie‹ ersetzt wurde.⁷⁷ Damit leitete Bleuler zugleich einen grundlegenden Wandel im Verständnis dieser Störungen ein.

1988 präzierte Karl Leonhard (1904–1988), Direktor der Nervenklinik an der Ostberliner Charité und Professor an der Humboldt-Universität, bei Schumann seien deutliche Symptome einer ›Periodischen Katatonie‹ zu konstatieren, eine jener Formen der Schizophrenie, »die zwischen zwei Polen verlaufen«.⁷⁸

Auf der Basis einer noch größeren Zahl von Quellen folgte 2006 der Berliner Mediziner und Professor für Neurologie Roland Schiffter der Diagnose Leonhards und plädierte gleichfalls für eine ›Periodische Katatonie‹. Schiffter, Autor mehrerer Pathografien bedeutender Vertreter der Roman-

75 Ebd., S. 339.

76 Möbius, Schumanns Krankheit (Fn. 71), S. 33.

77 Eugen Bleuler, *Dementia praecox oder Gruppe der Schizophrenien*, Leipzig/Wien 1911.

78 Karl Leonhard, *Bedeutende Persönlichkeiten in ihren psychischen Krankheiten. Beurteilung nach ihren eigenen Schriften und Briefen*, Berlin 1988 (²1992), S. 216–233 (›Die psychische Krankheit von Schumann‹), hier S. 231.

tik, fasste zusammen: »Die Diagnose Schizophrenie kann bei Schumann als weitgehend gesichert gelten, eine syphilitische progressive Paralyse ist auszuschließen.«⁷⁹

Neuerdings findet unter Schumann-Forschern auch die These Anklang, der Komponist sei überhaupt nicht geisteskrank gewesen.⁸⁰

12.

Was bleibt, ist eine ungewöhnliche Geschichte über ein ungleiches junges Paar in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die einen etwas ratlos zurücklässt, war es doch zu jener Zeit nicht gerade die Regel, dass ein junger Mann über mehrere Jahre eine feste Freundin hatte – ohne mit ihr verlobt zu sein und ohne Wissen der Eltern. Darüber hinaus ist die Selbstverständlichkeit, mit der Schumann über sein Sexualleben Buch führte, ohne Beispiel. Die bürgerliche Doppelmoral brachte zwar eine sexuelle ›Grauzone‹ hervor, aber wer sich in diese begab, war gut beraten, darüber zu schweigen.

Karl Wilhelm Streubel (1816–1868), ein Patenonkel Clara Wiecks, 1845 bis 1861 Polizeiarzt in Leipzig und ab 1852 Professor für Chirurgie an der Medizinischen Fakultät der dortigen Universität, schreibt in seinem noch heute lesenswerten Buch über die *Sittenverderbnis* der Messestadt, 1854 hätte Leipzig 66.000 Einwohner gehabt, darunter 3.000 Dienstmädchen, von denen wiederum »mindestens der dritte Theil« heimlich der Prostitution nachging.⁸¹ Das sagt jedoch nicht viel mehr, als dass viele Dienstmädchen von ihrer kargen Entlohnung kaum leben konnten. Keine genauen Zahlen legt Streubel darüber vor, wie hoch der Anteil jener Dienstmädchen gewesen sein mag, die von ihren Arbeitgebern verführt wurden, ein uneheliches Kind zur Welt brachten und noch vor deren Geburt verstoßen wurden.

Schumanns Tagebücher enthalten keinen Hinweis darauf, dass Christel neben ihm noch andere Männer hatte oder gar von ihm verführt wurde. Vier

79 Roland Schiffter, »Das Leiden Robert Schumanns«, in Joseph A. Kruse (Hg.), »Das letzte Wort der Kunst«. *Heinrich Heine und Robert Schumann zum 150. Todesjahr*, Stuttgart 2006, S. 267–276, hier S. 276 und ders., *Vom Leben, Leiden und Sterben in der Romantik. Neue Pathografien zur romantischen Medizin*, Würzburg 2008, S. 113–131 (»Das Leiden des Robert Schumann«), hier S. 129.

80 Vgl. Uwe Henrik Peters, »Robert Schumann. Melancholische Gemütszustände und schöpferische Kraft« in Ingrid Bodsch und Gerd Nauhaus (Hg.), *Zwischen Poesie und Musik. Robert Schumann – früh und spät*, Bonn 2009, S. 107–119, hier S. 119.

81 [Karl Wilhelm Streubel,] *Die Sittenverderbnis unserer Zeit und ihre Opfer in ihren Beziehungen zum Staate, zur Familie und zur Moral*, Leipzig 1854, S. 88 f.

Jahre älter als er, verfügte sie aber anscheinend schon über sexuelle Erfahrungen, als sie sich ihm näherte. Sie wird gewusst haben, worauf sie sich einließ.

Ein angemessenes, womöglich gar pauschalisierendes, Urteil über das Paar lässt sich umso weniger fällen, als Schumann schon als junger Mann etwas Besonderes war, eine gut aussehende, genialische Erscheinung, den zweifellos eine magische Aura umgab. Mit ihm, dem passionierten Musiker unter einem Dach zu leben, später seine Geliebte zu werden, könnte die junge Frau in ihrer beengten kleinen Welt durchaus als etwas zutiefst Beglückendes empfunden haben, als große Bereicherung und Erfüllung. Vielleicht vermittelte Schumann ihr gar das Gefühl, ihm ebenbürtig zu sein.

Ein dunkler Fleck seiner Biografie bleibt die Affäre dennoch – durch den frühen Tod der Geliebten, aber auch durch das gemeinsame Kind, dem Schumann augenscheinlich nicht das geringste Interesse entgegenbrachte, wohingegen sie alles unternahm, ihm nach dem Ende der Beziehung nicht weiter im Wege zu stehen und sich mitsamt des Kindes quasi ›unsichtbar‹ machte.

13.

Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts fanden Väter unehelicher Kinder immer wieder Möglichkeiten, sich ihrer Verantwortung zu entziehen, namentlich wenn sie wie Schumann aus dem Bürgertum stammten. In der Regel erhielten die Mütter eine finanzielle Abfindung, womit zugleich ihr Schweigen erkaufte wurde. Teilweise wurden Kinder noch vor der Geburt zur Adoption freigegeben oder regelrecht verkauft, sodass dem Pfarrer gleich bei der Taufe die Adoptiveltern als leibliche Eltern präsentiert wurden. Das machte spätere Nachforschungen unmöglich. Weniger aus Dokumenten, mehr aus der Literatur sind einige solcher Fälle bekannt. Gerhart Hauptmann beschreibt einen solchen ›Kinderhandel‹ in seinem Schauspiel *Die Ratten* (1911). Speziell in den unteren Schichten wurde allerdings auch Druck auf die Väter dieser ungewollten Kinder ausgeübt; sie wurden zur Heirat genötigt, und sei es zu einem späteren Zeitpunkt.

Zu den wenigen ›prominenten‹ Dienstmädchen mit einem unehelichen Kind zählt Helene Demuth (1820–1890), ab 1845 in den Diensten des Philosophen Karl Marx (1818–1883) und dessen Frau Jenny, die am 23. Juni 1851 einen Sohn zur Welt brachte, der als Sohn von Marx gilt.

Musikwissenschaftlern ist vielleicht auch der Name Marie Scheuchl ein Begriff, die als Dienstmädchen bei der Familie von Alban Berg (1885–1935) tätig war. Am 4. Dezember 1902 brachte sie die uneheliche Tochter Albine zur

Welt, zu deren Vaterschaft sich der 17-jährige Berg kurz darauf bekannte. Seine Familie zahlte dem ›gefallenen Mädchen‹ eine großzügige Abfindung, mit der sie sich eine bürgerliche Existenz aufbauen konnte. Bergs uneheliche Tochter litt bis zu ihrem Tod im Jahre 1954 darunter, vom Leben des Komponisten ausgeschlossen zu sein.⁸²

Ein uneheliches Kind war auch Schumanns zeitweilige Verlobte Ernestine von Fricken. Ihre Mutter war die Gräfin Caroline Ernestine Louise von Zedtwitz, die das Kind ihrer Schwester und deren Mann überließ, dem Gutsbesitzer und k. k. Hauptmann Ferdinand Ignaz Freiherr von Fricken (1787–1850). Beide hatten keine eigenen Kinder und haben Ernestine 1834 auch offiziell adoptiert.

Über das spätere Leben von Schumanns mutmaßlicher Tochter ließ sich nichts in Erfahrung bringen. Vielleicht wurde sie ebenfalls zur Adoption freigegeben und erhielt einen anderen Namen. Vermutlich hat sie nie erfahren, wer ihr Vater war.

14.

Zufällig begann Schumann am Morgen desselben 11. Februar 1838, an dem Christiane Apitzsch starb, einen langen Brief an Clara mit den Worten: »So glücklich bin ich seit einiger Zeit wie nie fast vorher.«⁸³ Am Tag darauf schrieb er in sein Tagebuch: »Das Mädchen macht mich übergücklich. Der Brief wichtig über mein früheres Leben. u. Verhältnis zu Ernestine [von Fricken]«.⁸⁴

Fast möchte man glauben, mit Ernestine sei seine nunmehr einjährige Tochter gemeint, zumal er unmittelbar danach mit der Komposition der *Kinderszenen* begann, einem seiner heute berühmtesten Werke. »Bis Sonnabend am 17. Kinderszenen componirt«,⁸⁵ heißt es anschließend. Es ist keine Musik für, sondern mehr eine über Kinder, und bemerkenswert daran ist, dass ihr Schöpfer nach allgemeinem Verständnis noch gar keine Kinder hatte – auch wenn das so nicht zutrifft.

Ernestine wäre noch zu klein gewesen, um die Musik ihres Vaters zu verstehen, aber es ging ohnehin nicht um sie. Es scheint keinen Zusammenhang zwischen den *Kinderszenen* und diesem realen Kind zu geben, seinem vermut-

82 Erich Alban Berg, *Der unverbesserliche Romantiker. Alban Berg 1885–1935*, Wien 1985, S. 144–148.

83 Mühlenweg, Briefwechsel Clara und Robert Schumann 1 (Fn. 49), S. 221.

84 Schumann, Tagebücher 2 (Fn. 10), S. 50.

85 Ebd., S. 51.

lich eigenen Kind, deren Mutter am 14. Februar 1838 begraben wurde. Dass der einzigartige Zyklus gerade in jenen Tagen entstand, ist wohl nichts weiter als ein seltsamer Zufall.⁸⁶

15.

Abschließend sei noch einmal betont, dass für die Vermutung, Christiane Apitzsch könnte als Dienstmädchen für die Familie Wieck gearbeitet haben und Schumanns Geliebte Christel gewesen sein, kein Beweis im engeren Sinne existiert. Entsprechende Aufzeichnungen sind nicht überliefert. Insofern wären Zweifel an meiner Hypothese ohne Weiteres berechtigt. Genauso gut könnte alles ganz anders gewesen sein.

Die These scheint mir aber in sich stimmig zu sein, denn sie steht mit den überkommenen Quellen zur Familie Wieck – wie auch zu denen über Schumann – in keinem Widerspruch, sondern basiert vielmehr auf diesen und ergänzt sie. Speziell auf die Frage, wer Schumanns uneheliche Tochter gewesen sein könnte, sehe ich keine andere Antwort als die hier angebotene – wenn denn Christel und er tatsächlich eine gemeinsame Tochter hatten und dieses Kind um den 5. Januar 1837 in Leipzig geboren wurde, wie es Schumann seinem Tagebuch anvertraute.

⁸⁶ Darauf machte mich freundlicherweise Eva Katharina Klein aufmerksam. Ein ungewöhnlicher Zufall ist es auch, dass Johanne Christiane Apitzsch exakt dieselben Vornamen wie Schumanns Mutter trug.

Zur Werkkonzeption, Uraufführung und Drucklegung von Felix Mendelssohn Bartholdys Vertonung des *Lauda Sion* MWV A 24

Das *Lauda Sion* MWV A 24, für Solostimmen, gemischten Chor und großes Orchester zählt zu den bedeutendsten Kirchenkompositionen Felix Mendelssohn Bartholdys. Stellt der im selben Jahr 1846 uraufgeführte *Elias* MWV A 25 Mendelssohns Hauptwerk und Opus summum im Bereich des Oratoriums dar, ist solches zweifellos für das *Lauda Sion* im Bereich seiner liturgischen Kirchenmusik zu konstatieren. Doch anders als beim Oratorium *Elias*, bei dem die Gattungsgrenzen bewusst überschritten werden,¹ war der Komponist beim *Lauda Sion* darauf bedacht, sowohl den liturgischen Erfordernissen als auch den Vorstellungen des Auftraggebers möglichst genau zu entsprechen. Gleichwohl wird hier Mendelssohns Intention deutlich, in mehrfacher Hinsicht den Rahmen des Möglichen voll auszuschöpfen und somit weit mehr als einen Kompositionsauftrag zu erfüllen, nämlich dem Werk Referenzcharakter innerhalb seines Kirchenmusikschaffens zukommen zu lassen. Dies offenbart sich in der kompositorischen Anlage und in der Genese des Werkes ebenso wie durch die Umstände der Uraufführung und der postumen Drucklegung.

Die Konzeption des Werkes

Mendelssohns *Lauda Sion* MWV A 24 ist eine der wenigen nahezu vollständigen Neuvertonungen des Textes der Sequenz des Thomas von Aquin zum *Festum Sollemnitatis Sanctissimi Corporis et Sanguinis Christi*, dem Fronleichnamsfest. Bekannte Vertonungen u. a. von Orlando di Lasso, Giovanni Pierluigi da Palestrina, Diederich Buxtehude, Joseph Haydn, Michael Haydn und Luigi Cherubini umfassen neben den ersten beiden Versen nur wenige weitere Verse der Sequenz. Solche Kompositionen mit gewissermaßen liturgisch unvollständigem Text erklangen demnach auch nicht an ihrem eigentlichen liturgischen Ort, nach der zweiten Lesung in der Heiligen Messe des Hochfests, sondern

¹ Siehe dazu vor allem Christian Martin Schmidt, »Grenzenlos fortschrittlich – Mendelssohns Gattungspoetik rund um das Oratorium«, in *Denkströme* 11 (2013), S. 81–86.

beispielsweise an den – seit dem 15. Jahrhundert in Deutschland bezeugten und 1820 von der Ritenkongregation gebilligten – vier Stationen bei Altären im Freien während der sakramentalen Prozession, also vor dem Hochamt.² Eine solche Art der Vertonung als *Hymnus* mag wohl der Auftraggeber Henri Magis im Sinn gehabt haben, als er Mendelssohn im April 1845 um eine solche brieflich anfragte.³ Nach Mendelssohns prompter Zusage teilte Magis ihm mit, dass nur die Verse »Lauda Sion«, »Ecce panis angelorum« und »Bone pastor« für eine Vertonung verbindlich seien, im Übrigen aber nicht der gesamte Text vertont werden müsse. Genaue Vorstellungen und Beschränkungen des zeitlichen und instrumentalen Rahmens teilte er nicht mit; er ließ Mendelssohn alle Freiheiten und erklärte sich bereit, ihm alle Mittel zur Verfügung zu stellen. Magis sandte Mendelssohn außerdem den von ihm erbetenen Text in französischer und lateinischer Sprache, da der Komponist nur das cherubinische *Lauda Sion*, das den Text nur unvollständig vertone, zur Hand habe.

Magis konnte nicht ahnen, dass Mendelssohn in diesem Auftrag die Chance erblickte, ein groß dimensioniertes und orchestriertes, höchst anspruchsvolles Werk zu schaffen, das nach seinen vorangegangenen Kompositionen der 1820er Jahre, wie dem *Gloria* MWV A 1 (1822), dem *Magnificat* MWV A 2 (1822), dem *Kyrie* MWV A 3 (1825), dem »Tu es Petrus« MWV A 4 (1827), dem »Hora est« MWV B 18 (1828) oder auch dem *Ave Maria* MWV B 19 (1830) seit längerer Zeit einen lateinischen Text für die katholische Liturgie in größerer Besetzung vertonte. Mendelssohn hatte mehrfach das – allerdings nie realisierte – Vorhaben geäußert, eine katholische Missa zu komponieren.⁴ Das *Lauda Sion* war nun ein Schritt auf dem Weg zu einer angestrebten großen

2 So wie beispielsweise Joseph Haydns Vertonung der vier Verse »Lauda Sion«, »Laudis thema specialis«, »Sit laus plena« und »Quod in coena« (Hob. XXIIIc:4), deren einzig erhaltene Handschrift den Untertitel »Quatour Station pro Festo Corporis Christi« trägt; Aufführungen von Diederich Buxtehudes Vertonung von vier Versen mit dem refrainartigen Texteschub »cum Cherubim et Seraphim laudamus te, Jesu« sind für den Gründonnerstag überliefert, da die protestantischen Kirchen gemäß Martin Luther Fronleichnam als das »allerschädlichste« Fest ablehnten.

3 Zum Kompositionsauftrag und zum entsprechenden Briefwechsel zwischen Magis und Mendelssohn sowie zur Werkentstehung und -genese zum 600-jährigen Jubiläum der Einführung des Fronleichnamsfestes in Liège siehe im Einzelnen: *Felix Mendelssohn Bartholdy. Weitere geistliche Werke für Solostimmen, Chor und Orchester bzw. für Solostimmen und Orchester*, hg. von Clemens Harasim (Leipziger Ausgabe der Werke von Felix Mendelssohn Bartholdy, Serie VI, Bd. 6), *Einleitung*, S. XIX–XXVII, Wiesbaden u. a. 2014; dort Angabe weiterer Literatur auch zum Kontext.

4 Siehe dazu u. a. Clemens Harasim, »Felix Mendelssohn Bartholdys Religiosität im Spiegel seiner lateinischen Kirchenmusik«, in: *Die Tonkunst* 6/4 (2012), S. 469–479; sowie: Leipziger Ausgabe VI/6 (Fn. 3), S. XIII.

katholischen Kirchenmusik, wie sie dem Ideal Mendelssohns entsprach und wurde zugleich zum Höhepunkt seines lateinischen Kirchenmusikschaffens.

Um diesem Ideal entsprechen zu können, nahm Mendelssohn mit Johann Joseph Schott in Mainz Kontakt auf, der nicht nur aufgrund seines verlegerischen Engagements als Experte auf dem Gebiet der katholischen Kirchenmusik galt. Von ihm erhielt der Komponist im Juni 1845 auch ein römisches Choralbuch leihweise zugesandt, aus dem Mendelssohn den später in den Sätzen Nr. 5 und Nr. 6 seiner Komposition zitierten Anfang der Chormelodie in der Fassung vor der Choralreform des 19. Jahrhunderts übernahm. Wie Mendelssohn wohl nun auch aus dem schottischen Choralbuch ersehen konnte, hatte Henri Magis ihm nicht den vollständigen Text übermittelt. Dort fehlten die jeweils zweiten Teile des vorletzten und letzten Verses. Dies betrifft zum einen die vierzeilige Deutung des Allerheiligsten aus dem Alten Testament (»In figuris praesignatur, / cum Isaac immolatur, / Agnus Paschae deputatur, / datur manna patribus.«) und zum anderen die abschließende fünfzeilige, an Jesus gerichtete Bitte der Gläubigen (»Tu qui cuncta scis et vales, / qui nos pascis hic mortales, / tuos ibi commensales, / coheredes et sodales / fac sanctorum civium«). Auf ersteren Versteil verzichtete Mendelssohn bei seiner Vertonung. Den Schlussteil allerdings hielt der Komponist für unerlässlich, sodass er die lateinischen Zeilen in das von Magis gesandte Textheft⁵ ergänzte, wobei er darunter die nicht zum liturgischen Text gehörenden Worte »Amen. / Alleluja.« hinzufügte.⁶ Sowohl die bewusste Weglassung als auch die selbständige Textergänzung zeugen von der Intensität, mit der sich Mendelssohn inhaltlich und hinsichtlich ihrer Funktion mit der geistlichen Dichtung auseinandersetzte.

Über seinen Besuch bei Schott in Mainz berichtete Mendelssohn seinem Bruder:

Ists nicht sonderbar, daß ich übernommen habe, für ein 1000jähriges [sic] Katholisches Fest in Lüttich eine große Musik (Lauda Sion p.p.) zu componiren? Die nähern Umstände, ud. wie ich gestern in Mainz Erkundigung über die Liturgische Bedeutung des Stücks einzog, ud. die Organisten bei einer ungeheuren Terrine Maitrank traf, nehmen sich wieder mündlich besser aus.⁷

Im Begleitbrief zum Choralbuch hatte ihn Schott über Charakter und Bedeutung des *Lauda Sion* folgendermaßen informiert:

5 Vgl. ein Faksimile der letzten Seite des handschriftlichen Textes in Leipziger Ausgabe VI/6 (Fn. 3), S. 230 sowie einen Textvergleich, ebd., S. 331 f.

6 Das Wort »Amen« beschließt die Komposition, das »Alleluja« ist nicht mit vertont.

7 Brief vom 10. 6. 1845 an Paul Mendelssohn-Bartholdy, US-NYp, Familienbriefe Nr. 682.

Der Hymnus *Lauda Sion* kommt bei der Feier des Altarssakraments vor [...]. Alle diese Feste beabsichtigen, Gott durch lauten Jubel öffentlich für die große Wohlthat der Einsetzung dieses Sakraments zu preisen und zu verherrlichen. Der Charakter der dem Feste angepassten Musik ist demgemäß nicht sanft, sondern pompös feierlich.⁸

Mendelssohns Formulierung »für ein [...] Katholisches Fest [...] eine große Musik«, beziehungsweise später nach Abschluss der Komposition auch gegenüber seinem Freund Carl Klingemann: ein »Kirchenfest in Lüttich, zu dem ich ein neues grosses katholisches Stück komponiert habe«,⁹ und auch Schotts allgemeine Formulierungen, die weder auf die Funktion als Sequenz noch auf den entsprechenden liturgischen Ort eingehen, legen ebenso wie die brieflichen Erläuterungen Henri Magis' nahe, dass alle Beteiligten schon im Vorfeld von einer separaten, allenfalls lose mit einer Zeremonie verbundenen Aufführung während des Jubiläums der 600-Jahrfeier der Einführung des Fronleichnamsfestes in Liège ausgingen.

Dem pompös feierlichen Charakter entsprach Mendelssohn vor allem dadurch, dass er den überwiegenden Teil der achtsätzigen Komposition für Chor setzte, aufgelockert durch Abschnitte für Solo-Quartett im lyrischen Satz Nr. 4 und im vielgliedrigen Satz Nr. 8 sowie kurze solistische Passagen für Sopran im Satz Nr. 3 und eine Sopranarie (Satz Nr. 7). Ebenso vermitteln vor allem das harmonisch bestimmte Hauptthema und die Steigerung zum Choreinsatz in Satz Nr. 1 sowie die Schluss-Steigerung in Satz Nr. 8 diesen Charakter. Die zunächst unisono vorgetragene Chormelodie in Satz Nr. 5 und die anschließende Chorfuge von Satz Nr. 6, deren Thema ebenfalls aus dem Choral gewonnen wird und die zudem die Melodie als majestätisch-erhabenen Bläserchoral zitiert, repräsentieren den Topos des Sakralen. Gleichwohl sind der Satzaufbau, die Mannigfaltigkeit und Abwechslung der kompositorischen Mittel sowie die Anlage des Schluss-Satzes – mit thematischem Rekurs auf den Anfang des Stückes – Ausdruck einer inneren Dramatik und Geschlossenheit.

Hinsichtlich dieses Charakters und der Ausgewogenheit des Gesamtwerkes kommt der Chorfuge »*Sub diversis speciebus*« eine entscheidende Bedeutung zu. Seit dem Auffinden der originalen Aufführungspartitur und der Briefe des Komponisten an den Auftraggeber in der Bibliothek des Brüsseler Konservato-

8 Notiz zum Brief vom 13.6.1845 von Johann Joseph Schott an Felix Mendelssohn Bartholdy, GB-Ob, MS. M. Deneke Mendelssohn d. 47, Green Books XXI-243, der Brief 221.

9 Brief vom 15.4.1846 an Carl Klingemann, Standort unbekannt, zitiert nach Karl Klingemann [jun.] (Hg.), *Felix Mendelssohn-Bartholdys Briefwechsel mit Legationsrat Karl Klingemann in London*, Essen 1909, S. 312–314, hier S. 313.

riums¹⁰ Mitte der 1950er Jahre wusste man, dass dieser Satz, der im postumen Erstdruck op. 73 nicht enthalten ist, als Satz Nr. 6 in Liège erklang. Während der Arbeiten am Band VI/6 der *Leipziger Ausgabe der Werke von Felix Mendelssohn-Bartholdy* konnten nun bislang unbekannte Primär- und Sekundärquellen ausgemacht und neue Erkenntnisse diesbezüglich gewonnen werden.

Die Uraufführung und ihr Kontext

Die spätestens am 23. Februar 1846 von Mendelssohn nach Liège versandte Partiturabschrift Friedrich Louis Weissenborns des *Lauda Sion* wurde dort schon sehnlichst erwartet. In der Sitzung des Vorbereitungskomitees am 5. März teilte Magis mit, er habe das erhaltene Manuskript des *Lauda Sion* binden lassen und werde sich um die Kopien der Stimmen kümmern: »Mr. Magis annonce qu'il a reçu de Mr. Mendelssohn, la partition de la musique du *Lauda Sion* qui lui avait été demandé pour la fête du jubilé; qu'il l'a fait relier et qu'il s'occupera immédiatement de la copie des diverses parties.«¹¹ Die Befunde des im September 2013 im Kircharchiv von St. Martin in Liège aufgefundenen, nahezu vollständigen Uraufführungsmaterials zeigen, dass das Ausschreiben der etwa 90 Sing- und Orchesterstimmen tatsächlich lange vor dem 13. März begann, dem Tag, an dem Mendelssohn von Leipzig aus die Abschrift der Chorfuge »Sub diversis speciebus« an Magis nachsandte.¹² Denn bei einem Teil der Stimmen ist dieser Satz Nr. 6 ausgelassen, wobei dort die Zählungen der Sätze Nr. 7 und Nr. 8 jeweils meist Zwischenkorrekturen zu »6« bzw. »7« aufweisen. Beim Eintreffen der Blätter mit der Chorfuge ließ Magis zunächst ein Particell anfertigen, das die vier Singstimmen enthält. Nach diesem Particell wurden dann die einzelnen Chorstimmen des Satzes auf Einzelblätter ausgeschrieben, die schließlich in die jeweiligen bereits ausgeschrieben Stimmen eingelegt wurden. Die Ausschrift der übrigen Stimmen erfolgte nach der nun vervollständigten Partitur

10 B-Bc 26238 A MSM (Partitur) und B-Bc 26238 B MSM (Briefe Mendelssohns an Magis).

11 Eintrag in: *Comptes-rendus des assemblées notables de l'archicon-frérie du 3 juin 1805 – 12 mars 1846*, S. 56, in: Liège, Archives de la paroisse St.-Martin, III C 12.

12 Mendelssohn habe zunächst erwogen, sie wegzulassen, da die Textworte bereits im vorangehenden Satz vertont seien und das gesamte Werk zu lang geraten würde. Doch obwohl es eine Fuge sei und trotz der Länge habe er nun beim erneuten Lesen der Partitur »bei klarem Kopf« bemerkt, wie passend der Satz sei, und daher wünsche er, diesen nach dem Chor »Docti sacris institutis« [Nr. 5] und vor der Arie »Caro cibus« [Nr. 7] einzufügen. Vgl. den Brief vom 13. 3. 1846 an Henri Magis, B-Bc 26238 B no. 8.

[illegible]

Abb. 1: Erste Seite des Particells der Chorstimmen von Satz Nr. 6. Liège, Archives de la paroisse Saint-Martin, V B 3 [58].

Die Abnutzungsspuren der Singstimmen zeugen von sehr intensiver Chorprobenarbeit. Wahrscheinlich ahnte Henri Magis spätestens seit März 1846, dass die Komplexität der Komposition, deren zeitlicher und orchesterlicher Umfang und die technischen Schwierigkeiten die Fähigkeiten der Ausführenden übersteigen würden. Eine erste Gesamtprobe scheint nicht ohne Probleme verlaufen

zu sein. Von einer zweiten, besseren und diesmal auch halböffentlichen Gesamtprobe am 6. Juni war dann sogar in der Zeitung zu lesen: »Samedi soir a eu lieu la seconde répétition du *Lauda Sion* de Mendelssohn, qui, cette fois a beaucoup mieux marché. Un public choisi assistait à cette répétition, on remarquait parmi les assistants M. l'envoyé et ministre plénipotentiaire de S. M. prussienne à la cour de Bruxelles, et M. le marquis de Rhodes, sénateur.«¹³



Abb. 2: Erste Seite einer Sopranstimme des Uraufführungsmaterials. Liège, Archives de la paroisse Saint-Martin, V B 3 [56].

¹³ *La Gazette de Liège*, 8.6.1846.

Mendelssohn hatte sein Kommen zunächst für den 8. Juni angekündigt, traf dann schließlich am 10. Juni, am Tag der Hauptprobe, die er leitete, in Liège ein. Magis hatte Mendelssohn mitgeteilt, die Feierlichkeiten würden am 11. Juni beginnen und zwei Wochen andauern; anwesend wären, so Magis, alle Bischöfe Belgiens, der Erzbischof von Paris, weitere Bischöfe aus Frankreich und Deutschland sowie der päpstliche Nuntius und zahlreiche Prälaten. Tatsächlich wurden die Festlichkeiten laut gedrucktem Programm am 10. Juni um vier Uhr nachmittags mit einer pontifikalischen Vesper in der Kathedrale eröffnet. Am Jubiläum nahmen schließlich folgende Bischöfe aktiv teil:

- Van Bommel, Bischof von Lüttich
- S. E. Comte de Saint Marsan, Erzbischof von Ephesos, apostolischer Nuntius in Brüssel
- Comte de Mercy-Argenteau, Erzbischof von Tyrus
- Gousset, Erzbischof von Reims
- Giraud, Erzbischof von Cambrai
- Arnoldi, Bischof von Trier
- Claessen, erzbischöflicher Vikar von Köln
- Laurent, Bischof von Chersones, apostolischer Vikar von Luxemburg
- Paredis, Bischof von Hirene, apostolischer Vikar in Roermond
- Baron de Wykerslooth, Kurienbischof
- Zweyzen, Bischof von Gera, Co-Adjunktor des apostolischen Vikars von Bois-le-Duc und Tilbourg
- de Prilly, Bischof von Châlons
- Parisi, Bischof von Langres
- Menjaud, Bischof von Nancy und Toulouse
- De Hesselle, Bischof von Namur
- Delebecque, Bischof von Gand
- Labis, Bischof von Tournay
- Gillis, Bischof von Limyra, Co-Adjunktor des apostolischen Vikars von Edinburgh
- Wiseman, Bischof von Melipotamos, Co-Adjunktor des apostolischen Vikars des Zentraldistrikts von England
- S. E. Kardinal Stercks, Erzbischof von Malines, Primas von Belgien

Dass dem Jubiläum eine immense Bedeutung beigemessen und dabei eine aufwendige Logistik betrieben wurde, zeigen zum einen die Protokolle des Vorbereitungskomitees und die sonstigen diesbezüglichen Akten, die im Kircharchiv in Lüttich erhalten sind, und zum anderen die zahlreichen Publikationen, die im Vorfeld und im Nachgang zu diesem Fest in verschiedenen Sprachen erschienen (s. Anhang). Die gesamte Stadt wurde geschmückt, es wurden Straßen

gesperrt, sämtliche Institutionen des Ortes waren involviert, die Bevölkerung war aufgerufen, sich aktiv an Prozessionen und Gottesdiensten zu beteiligen oder sich zumindest den Gästen gegenüber freundlich und nachsichtig zu verhalten. Da am 1. Juni des Jahres Papst Gregor XVI. gestorben war, hieß es zwar: »Die Tribune versichert, daß der Kriegsminister untersagt habe, daß zu Lüttich bei der Jubiläumsfeier Kanonensalven gegeben würden.«¹⁴ Dennoch wurden laut den Berichten mehrfach während des Festes Kanonenschüsse abgefeuert. Der bislang unbekannte Bericht eines Korrespondenten aus Aachen vermittelt ein eindrucksvolles Bild aus der Sicht eines Außenstehenden und sei deshalb hier etwas ausführlicher zitiert:

Lüttich, 12. Juni. Meinem Versprechen treu, will ich eine freie Stunde benutzen, um Ihnen eine flüchtige Skizze der gestrigen Eröffnung der Jubiläumsfeier zu entwerfen – ich sage flüchtig, – denn es fehlt mir die Zeit und Ruhe, Ihnen mehr zu bieten. ... Vorgestern Abend traf ich schon von Brüssel hier ein, froh noch ein anständiges Unterkommen in meinem gewohnten Gasthofs zu finden. Welch verändertes Ansehen hatte Lüttich, – Lüttich, das von Mistreß Trollope nicht unrecht seiner Kohlenfärbung und seines rußigen Aussehens wegen verschrieen wurde – hatte wirklich sein Festgewand angethan und sein Möglichstes gethan, um sein Aeußeres würdig der hohen Feier zu kleiden. Ich gestehe Ihnen, ich war überrascht, als ich in der Dämmerung die Straßen durchschlenderte und faßte eine bessere Meinung von dem katholischen Sinne der Lütticher Einwohnerschaft, als ihre politischen Tendenzen in den letzten Jahren erwarten ließen – Welches Leben herrschte auf den Gassen, deren Enge in mehreren Stadttheilen erkennen ließ, welche Fremdenmasse die Stadt beherbergen mußte. Bis spät in die Nacht wogte es auf den Straßen, wo man bis spät mit der festlichen Ausschmückung auf die gestrige große Feier beschäftigt war. Früh um fünf war auch ich schon gestern munter, um den Tausenden zu folgen nach dem Corrillon hin – dies ist ein Hügel, eine halbe Stunde diesseits der Maas, wo einstens das Kloster stand, wo die heilige Juliane weilte, deren Reliquien in der Kapelle des dort noch vorhandenen Hospitiums aufbewahrt werden, und die im Feierzuge von dort aus abgeholt werden sollten, um während der Jubiläumszeit in der Martinskirche ausgestellt zu bleiben. Um halb neun setzte sich die Prozession von der Kapelle in Bewegung, unter dem Geläute aller Glocken und donnerndem Böllergetöse. Schwer möchte es mir fallen, Ihnen ein Bild der Prozession zu skizziren, welche wirklich einen imposanten Anblick bot. Zuerst zogen die zahlreichen Bruderschaften voran. Dann folgten vierzig junge weißgekleidete Mädchen, welchen unmittelbar die Reliquien folgten, die sechs Priester auf rothen Sammetkissen trugen. Die Mitglieder des Seminars, das Kapitel in Goldgewändern schritten vor dem Baldachin einher, unter dem Monseigneur Van Bommel das heil. Sakrament trug, und welchem die neun Prälaten, Erzbischöfe und Bischöfe sich angeschlossen, welche das Fest durch ihre Gegenwart verherrlichten. Ein unabsehbarer

14 *Stadt=Aachener Zeitung*, Nr. 164, 13. 6. 1846.

Zug von Bewohnern der Stadt und Umgegend schloß das Schauspiel, welches fast die ganze Bevölkerung der Stadt und umliegenden Ortschaften in Bewegung gesetzt hatte. Zwei Stunden währte es, ehe die Prozession die Martinskirche erreichen konnte. Einen großartigen Eindruck machte es, und ich gestehe Ihnen – tief ergriff es selbst diejenigen, denen religiöse Gefühle sonst fremd sind – als der Bischof Van Bommel auf dem Pont des Arches den Segen sprach [...]. Es war ein sehr ergreifendes Schauspiel, das nur den kalt lassen konnte, dessen Herz ganz verschlossen für die Beseelungen unseres Glaubens ist. – In der Martinskirche las darauf der Erzbischof von Tirus *in part.*, Mgr. d'Argenteau das heil. Hochamt. Die Messe war von Cherubini, welche Hr. Magis=Gheisens dirigierte. Der großartige Eindruck dieser Kirchenmusik hätte stärkere Stimmen verlangt, als man zur Aufführung der Messe verwandt hatte. Der Bischof von Langres – (der Ihren Lesern gewiß durch seine energische Polemik gegen die Französische Universität nicht unbekannt ist) – hielt darauf eine Predigt, deren Inhalt dem Feste entsprach. Am Schlusse seiner Predigt, die zwar sehr gedankenvoll war, aber durch seine etwas monotone Stimme nicht ganz vernehmbar werden mußte, erflehte er vom Himmel Frieden für Belgien und Einigkeit für die Mitglieder des Klerus, damit sie engverbunden gegen ihren gemeinsamen Feind ankämpfen könnten. Sehr bedauere ich, gestern zu spät angekommen zu seyn, um den Abbé Depanloup zu hören, welcher großen Eindruck auf die frommen Zuhörer gemacht haben soll. Lacordaire ist nicht angelangt, obgleich es für gewiß geheißsen, er würde kommen. Ueber sein Nichtkommen laufen die verschiedensten Gerüchte um.¹⁵

Außer Mendelssohns *Lauda Sion* erklang während des Festes Carl Maria von Webers Messe op. 75 (Nr. 1, Es-Dur) oder op. 76 (Nr. 2, G-Dur) und im Pontifikalamt am Fronleichnamstag um 11 Uhr Luigi Cherubinis *Messe solennelle* A-Dur (Krönungsmesse Karls X.) von 1825.¹⁶ Nicht im Rahmen dieser Messe, sondern während der Vesper am selben Tag, die eine Predigt des Kurienbischofs Baron de Wykerslooth und den sakramentalen Segen einschloss, erklang Mendelssohns *Lauda Sion* zum ersten Mal. Die Einbettung in die Liturgie der Vesper und die integrierte Allerheiligsten-Segnung mit angeschlagenen Altarglöckchen während des durch das Solo-Quartett wiederholten Eingangsthemas im Schluss-Satz auf die Worte »Ecce panis angelorum« beeindruckte den anwesenden Mendelssohn und tröstete ihn über die ungenügende Ausführung der Musik hinweg, wie Henry Chorley so anschaulich beschrieb.¹⁷ Noch zwei Mal

15 *Stadt=Aachener Zeitung*, Nr. 165, 14. 6. 1846.

16 Siehe dazu auch: *Souvenirs de jubilé* (Anhang 36), S. 28 f.; *La Gazette de Liège* vom 12. 6. 1846 sowie *Relation du sixième jubilé séculaire* (Anhang 33), S. 23.

17 Henry Fothergill Chorley, *Modern German Music*, London 1854 (Nachdr. York 1973), Bd. 2, S. 320–327. Abgedruckt ist der Bericht auch in: Ernest David, *Les Mendelssohn-Bartholdy et Robert Schumann*, Paris 1886, S. 198 f. Vgl. dazu Harasim, Mendelssohns Religiosität (Fn. 4); sowie Lothar Schmidt, »Mendelssohns ›Lauda Sion‹ und die Idee einer ›wirk-

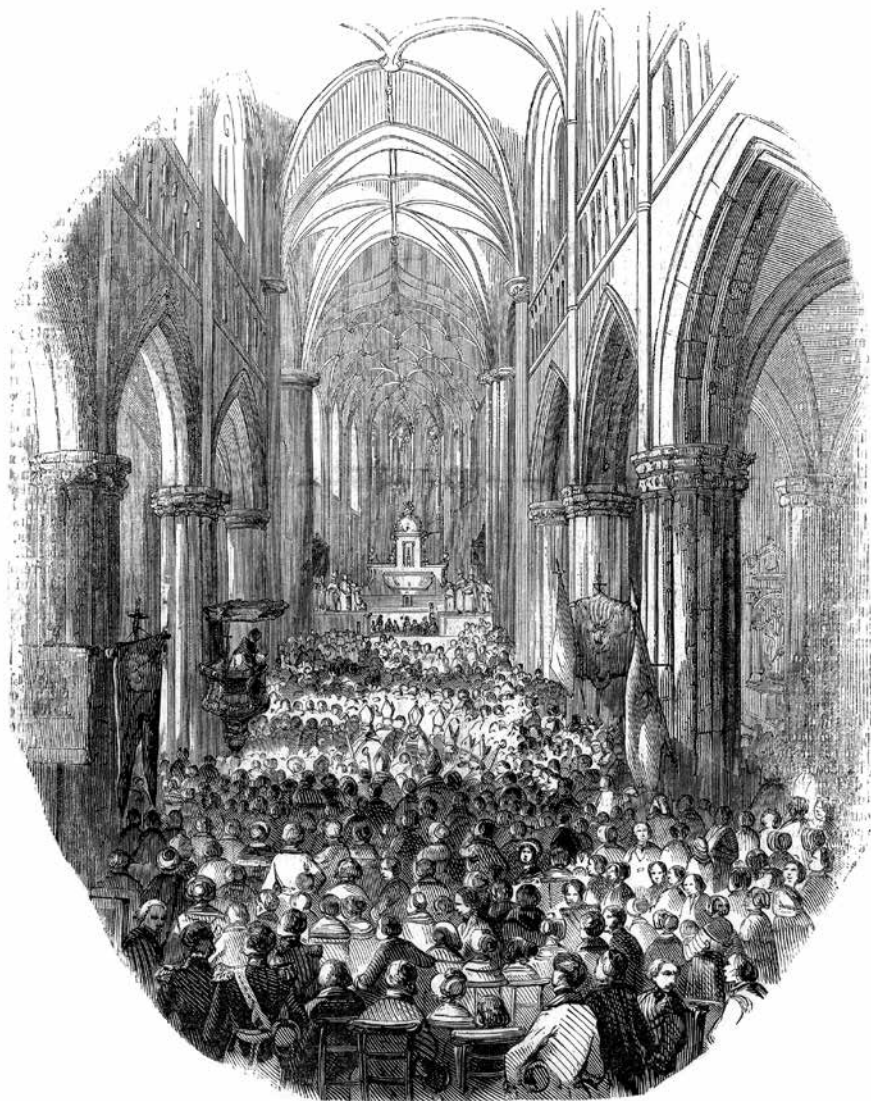


Abb.3: Innenansicht der voll besetzten Kirche St. Martin in Liège. Anonymer Stich des 19. Jahrhunderts. Mendelssohn-Haus Leipzig, Felix-Mendelssohn-Bartholdy-Stiftung.

lichen Kirchenmusik«, in Anselm Hartinger, Christoph Wolff und Peter Wollny (Hg.), »Zu groß, zu unerreichbar«. *Bach-Rezeption im Zeitalter Mendelssohns und Schumanns*, Wiesbaden u. a. 2007, S. 161–180, hier bes. S. 178–180.

wurde das *Lauda Sion* während der Feierlichkeiten in St. Martin aufgeführt, am Sonntag, den 14. Juni und am Montag, den 22. Juni, jeweils wiederum nachmittags: »Le dimanche 14, [...] à 5 heures le P. De Ravignan monte en chaire à St.-Martin, ce sermon est suivi du Salut pendant lequel on exécute pour la seconde fois le *Lauda Sion* de Mendelssohn.«¹⁸ »Le lundi 22 [...] le P. De Ravignan prêcha à St-Paul à 11 heures et M l'abbé Dupanloup à 5 heures à St-Martin où l'on exécuta pour la 3^e fois le magnifique *Lauda Sion* de Mendelssohn.«¹⁹ Die Aufführung am 14. Juni ist dadurch gerechtfertigt, dass die äußeren kirchlichen Feierlichkeiten beispielsweise in Frankreich üblicherweise auf den Fronleichnam folgenden Sonntag verlegt waren,²⁰ die Aufführung am 22. Juni im Anschluss an eine Predigt scheint hingegen nicht mit einem sakramentalen Segen verbunden gewesen zu sein und einen noch weniger liturgischen Charakter gehabt zu haben; diese letzte Aufführung war offenbar allein den groß angelegten Jubiläumsfeierlichkeiten geschuldet.

Die Kritiken der Uraufführung sind sich in der miserablen Qualität der Ausführung einig, bezeugen allerdings ansonsten in ihrer Ambivalenz die verschiedenen Erwartungen an das religiöse Werk zwischen Konzertstück und primär liturgischem Stück. Es sei wunderschön in Erfindung und Stil, von wesenhaft geistlichem Charakter und des bedeutenden Festes angemessen, urteilte beispielsweise die örtliche Presse: »Après le sermon, et pendant le salut, on exécutait le magnifique *Lauda Sion* de Mendelssohn, magnifique de pensée et de style, par son caractère essentiellement religieux, digne de la fête qu'on célèbre.«²¹ In der *Illustrierten Zeitung* war zu lesen: »Mendelssohn komponierte für das Fest eigens eine Pièce: *Lauda Sion*; [...]. Was den musikalischen Werth des Werkes anbelangt, so ist dasselbe viel eher wahre Kirchenmusik, als die früher dahin einschläglichen Hervorbringungen des Meisters; es enthält große Schönheiten.«²² Ein ausführlicher Bericht im zweiten Band der *Revue de la musique religieuse, populaire et classique* vermittelt ein gänzlich anderes Bild.²³ Der Autor des in

18 Souvenirs de jubilé (Anhang 36), S. 28.

19 Ebd., S. 59.

20 Vgl. Art. »Fronleichnam«, in *Lexikon für Theologie und Kirche*, Bd. 4, Freiburg i. Br. 1932, Sp. 214–216.

21 *La Gazette de Liège* vom 12. 6. 1846 sowie nahezu wortgleich in: *Relation du sixième jubilé séculaire* (Anhang 33), S. 24.

22 »Das Sechshundertjährige Jubiläum der Einsetzung des Fronleichnamfestes zu Lüttich«, in *Illustrierte Zeitung*, Bd. 7, Nr. 164 (22. 8. 1846), S. 119 f., das Zitat S. 120; unterzeichnet ist der Bericht mit »Dr. Brühl«.

23 Félix Danjou, »Du Jubilé de Liège, et de l'état de la musique religieuse en Belgique«, in *Revue de la musique religieuse, populaire et classique* 2 (1846), S. 185–190. Der Bericht, der auf S. 179 angekündigt wird, ist mit »F. Danjou. Bruxelles, 18. Juin 1846« unterzeichnet.

Briefform abgefassten Berichtes äußerte ausführlich und anschaulich seine Unzufriedenheit über den zeitgenössischen Umgang mit dem historischen Erbe des Mittelalters auch hinsichtlich der Musik. Er erwartete die gregorianische Melodie des *Lauda Sion* von den zwölf bei der Vesper anwesenden Bischöfen, zahlreichen Priestern und weiteren dreihundert Stimmen gesungen zu hören, statt dessen vernahm er »Violinen, Bässe, Klarinetten, falsche Stimmen, unmenschliche Schreie« und Pauken eines deutschen Komponisten, der zwar groß, jedoch mit den religiösen Gepflogenheiten vor Ort nicht vertraut sei:

Vous croyez peut-être qu'il n'y a dans le chant ecclésiastique rien de plus beau au point de vue de l'art, rien de plus respectable et de plus convenable sous le rapport religieux que la belle prose de saint Thomas d'Aquin: *Lauda, Sion, Salvatorem*. Vous croyez qu'il est impossible qu'on ait songé à supprimer en cette circonstance cette magnifique mélodie dont le clergé catholique devrait être fier comme il est fier des cathédrales de Reims et de Cologne? Détrompez-vous: c'est là un produit barbare de ce moyen-âge qu'on méprise. C'est M. Mendelssohn-Bartholdy, grand musicien de l'Allemagne, étranger à notre foi, ignorant notre culte, qui a été chargé de refaire la musique du *Lauda Sion*. M. Mendelssohn est un artiste d'un mérite immense, j'en conviens; s'il veut rendre hommage à la religion catholique par la composition de quelque pièce musicale, qu'on l'accueille et qu'on admire son talent, à la bonne heure; mais pour cette fête, pour cet anniversaire, qu'on sacrifie et qu'on jette au rebut un des chefs-d'œuvre de l'art religieux, une mélodie qui se rattache comme nécessairement à tous les souvenirs de la fête dont on solennise l'institution, c'est ce qui ne se peut expliquer que par une aberration d'esprit vraiment condamnable. [...] rien n'eût produit plus d'impression que ce magnifique chant du *Lauda Sion* entonné par deux ou trois cents voix. Au lieu de cela, on a eu des violons, des basses, des clarinettes, des voix fausses, des cris inhumains, des tymbales, et, au milieu de tout ce bruit, une jeune dame chantant des roulades sur les paroles saintes: *Ecce panis angelorum!!!* ... Je renonce à caractériser un fait aussi affligeant.²⁴

Ähnliche Kritik wird von einem anonymen Zuhörer einer Probe vom 7. Juni geäußert, das Werk sei insgesamt zu lang und weder feierlich noch geistlich genug:

Répétition du *Lauda Sion* de Mendelssohn composé pour ces fêtes. S'il nous est permis de dire notre pensée sur cette œuvre, les solos étaient gracieux mais trop prolongés; la composition n'était ni assez solennelle, ni assez religieuse, elle était trop longue, et les passages les plus mélodieux et les plus beaux étaient ceux qui

24 Ebd., S. 186 f. Zur Musik selbst, deren Zeitdauer er auf eine Stunde schätzt, könne der Rezensent freilich nichts sagen, da er nicht zugehört habe.

se rapprochaient du plain chant. Quel plain chant aussi que celui du Lauda Sion!
C'est ainsi que l'on devrait chanter la prose sublime de S. Thomas!²⁵

Zusammenfassend hieß es:

Mendelssohn hat sein Lauda Sion nicht selbst dirigiert – nachdem er der Repetition desselben beigewohnt, soll er so wenig mit dessen Ausführung sich befriedigt erklärt haben, daß er dessen Leitung nicht übernehmen wollte. Mindestens heißt es so in der Stadt; Hr. Magis dirigierte nunmehr statt seiner, und Musikkenner – wozu ich mich nicht zählen will – behaupten, daß die Aufführung befriedigender gewesen, als bei Mendelssohns Unzufriedenheit zu erwarten gewesen. So großartig der Eindruck dieser Komposition auch ist, wollen Manche diese Musik nicht für kirchlich genug halten. Ich bescheide mich in dieser Beziehung, Sie auf kompetentere Beurtheiler, als ich bin, zu verweisen – an solchen wird es auch nicht fehlen.²⁶

Der ambivalente Charakter der Komposition, in seiner Funktion einerseits an das Hochfest des Altarssakraments gebunden, wenn auch kaum im engen Sinne liturgisch als Teil des Hochamts, andererseits als eigenständiges geistliches Werk, das von Zeitgenossen mit anderen groß besetzten Chorwerken des Jahres 1846, wie dem *Elias* oder dem *Festgesang an die Künstler* op. 68 MWV D 6 verglichen wurde, scheint seinen besonderen Reiz auszumachen. Das war auch Mendelssohn bewusst. Dem mit ihm befreundeten John Hullah ließ er nach Anfrage durch Carl Klingemann ausrichten: »P. S. Hullah kann das Lauda Sion aufführen wenn er will; aber ich gebe zu bedenken dass es sich kaum ohne katholische Kirche ud. Ceremonie gut ausnehmen kan.«²⁷ Mendelssohn schreibt hier sicherlich ganz bewusst allgemein von einer »Ceremonie« und nicht von einem liturgischen Hochamt. Als später Hullah tatsächlich eine Aufführung des *Lauda Sion* als Konzertstück plante, signalisierte Mendelssohn am 4. Oktober 1847 nun vorbehaltlos sein Einverständnis und bat sogar um eine englische Textierung durch William Bartholomew, die ausdrücklich keine Übersetzung des lateinischen Originals sein sollte.²⁸

25 *Sixième jubilé séculaire de l'institution de la Fête Dieu à Liège*, [Liège 1846], S. 2.

26 *Stadt=Aachener Zeitung*, Nr. 165, 14. 6. 1846.

27 Brief vom 19. 1. 1847 an Carl Klingemann, D-B, *MA Ep. 171*, zuerst gedruckt in: Klingemann (Hg.), *Briefwechsel* (Fn. 9), S. 319.

28 Vgl. Brief vom 4. 10. 1847 an John Hullah, Royal College of Music London, Library, *MS 6957*.

Die postume Drucklegung

Bislang herrschte Unklarheit über die Autorisierung der postumen Erstausgabe des *Lauda Sion* als op. 73 mit mehrsprachiger Textunterlegung und ohne den Satz Nr. 6. Im Zuge der Editionsarbeiten zu Band VI/6 der *Leipziger Ausgabe der Werke von Felix Mendelssohn Bartholdy* konnte nun aber eine Partiturabschrift von Friedrich Louis Weissenborn identifiziert werden, die als Druckvorlage für den Partiturerstdruck bei Schott diente. Außerdem diente eine beiliegende Abschrift eines von Julius Rietz angefertigten Klavierauszugs vom selben Schreiber als Druckvorlage des nahezu zeitgleich bei Schott erschienenen Klavierauszugs. Damit ist nun zweifelsfrei klar, dass keine Autorisierung des Druckes durch den Komponisten erfolgte.

Zunächst war Anfang 1848 ein zweisprachiger Klavierauszug bei Ewer & Co. mit lateinischem und dem englischen Text von Bartholomew erschienen. Grundlage dafür war ein handschriftlicher Klavierauszug von Julius Rietz, dem Bartholomew seinen Text hinzusetzte. Kurz hintereinander, um den Jahreswechsel 1848/49, kam es im Verlag Schott in Mainz zur Drucklegung der weissenbornschen Abschrift des rietzschen Klavierauszugs, dem neben dem lateinischen ein deutscher Text unbekannter Herkunft unterlegt worden ist, und der Partitur, deren Textunterlegung schließlich in den drei Sprachen Latein, Deutsch und Englisch gehalten ist. Dem folgte wiederum die in den 1870er Jahren erschienene »Kritisch durchgesehene Ausgabe« von Julius Rietz (sogenannte Alte Gesamtausgabe), aus der allerdings der englische Text wieder getilgt wurde.

Es ist anzunehmen, dass Schott die bereitwilligen Auskünfte und Erklärungen zur Bedeutung des *Lauda Sion* vor dem Kompositionsprozess bereits im Sommer 1845 nicht ganz uneigennützig Mendelssohn zukommen ließ, sondern dass er vermutlich schon auf eine spätere Herausgabe des fertigen Kirchenwerkes spekulierte. Jedenfalls rechnete Mendelssohn seit spätestens Anfang 1846 fest mit einer Drucklegung, und Schott plante diese ein. Als Mendelssohn die Partiturabschrift im Februar 1846 an Magis nach Liège sandte, wies er den Empfänger mit Bezug auf eine spätere Drucklegung nicht nur im Begleitschreiben, sondern auch auf der ersten Notenseite der Partitur nachdrücklich an, dieselbe nicht in fremde Hände bzw. nur in die eines vertrauensvollen Kopisten zu geben.²⁹ Beim Sängerfest in Köln, kurz nach der Uraufführung in Liège, traf Mendelssohn mit Schott verbindliche Absprachen zur Drucklegung seines *Lauda Sion*. Am 18. November mahnte der Verlag erstmals: »[Nachdem wir]

²⁹ Vgl. Leipziger Ausgabe VI/6 (Fn. 3), Einleitung sowie Faksimile der ersten Notenseite der Uraufführungspartitur, S. 221 und ›Kritischer Bericht‹, S. 295.

die erfreuliche Versicherung nach Mainz zurück brachten, daß ihr Werk *Lauda Sion* für unsern Verlag bestimmt wäre, so hofen wir diese *Composition* auch schon im Laufe dieses Winters heraus geben zu können, und erwarteten zeither vergeblich auf den Empfang des *Manuscripts*.«³⁰ Drei Wochen später entschuldigte sich Mendelssohn bei Schott: »Durch vielfache Geschäfte bin ich zeither verhindert worden die Partitur des *Lauda Sion* für den Druck fertig zu machen. Ich hoffe aber bestimmt, daß dies noch im Laufe des Winters geschehen wird und werde alsdann gewiß nicht säumen, Ihnen Anzeige davon zu machen und das Manuscript zu übersenden.«³¹ Nicht im Laufe des Winters und auch nicht während des Jahres 1847 fand Mendelssohn die Zeit, den Druck vorzubereiten. Am 30. Juli 1848 sandte schließlich Cécile Mendelssohn Bartholdy jeweils eine Abschrift von Partitur und Klavierauszug des *Lauda Sion* nach Mainz mit den Worten: »Beifolgend erhalten Sie die Partitur und den Clavierauszug des, Ihnen von meinem seeligen Manne versprochenen *Lauda Sion*. Herr Advocat Schleinitz in Leipzig versichert mir, daß er alle Verabredungen, die Herausgabe betreffend, mit Ihnen abgeschlossen.«³²

Als die Witwe Mendelssohn Bartholdy die Druckvorlage für die Partitur an Schott sandte, ließ sie diesen in dem Glauben, es handele sich um die von ihrem Mann noch revidierte Druckfassung des Stückes; tatsächlich handelte es sich aber um eine von drei Partiturabschriften Weissenborns. Neben der nach Liège gesandten Uraufführungspartitur schrieb Weissenborn noch eine Partitur, die Mendelssohn John Hullah im Sommer 1846 schenkte.³³ Diese Widmungspartitur enthielt ursprünglich den Satz Nr. 6, wie aus der originalen Seitenzählung und der Korrektur der Satznummerierungen der beiden letzten Sätze hervorgeht. Der Klavierauszug von Julius Rietz, der laut Angabe in der Quelle »nach der Originalpartitur«³⁴ erstellt wurde, enthält den Satz Nr. 6 nicht. Mendelssohn hatte die beiden Doppelblätter, die diesen Satz enthalten, nach der Anfertigung zweier Abschriften durch Weissenborn aus seinem Autograf entnommen, sie aber nicht wieder eingelegt, als er sich entschloss, diesen Satz

30 Brief vom 18. 11. 1846 vom Verlag Schott & Söhne an Felix Mendelssohn Bartholdy, GB-Ob, MS. M. Deneke Mendelssohn d. 50, Green Books XXIV-142.

31 Brief vom 8. 12. 1846 an den Verlag Schott & Söhne, Stadtarchiv Mainz, Schottsche Autographen-Sammlung [ohne Signatur], gedruckt in: Hellmut Federhofer, *Zwei Mainzer Sammlungen von Musikerbriefen des 19. Jahrhunderts* (Mainzer Zeitschrift. Mittelrheinisches Jahrbuch für Archäologie, Kunst und Geschichte 61/62 (1965/66)), S. 13.

32 Brief vom 30. 7. 1848 von Cécile Mendelssohn Bartholdy an den Verlag Schott & Söhne, Stadtarchiv Mainz, Schottsche Autographen-Sammlung [ohne Signatur], teilweise gedruckt in ebd.

33 Siehe dazu auch Leipziger Ausgabe VI/6 (Fn. 3), »Kritischer Bericht«, S. 302 ff.

34 Vgl. ebd., S. 309.

doch zu verwenden. So wurden sie ganz am Ende des entsprechenden *Nachlassbandes 41* eingebunden und konnten nicht ohne weiteres dem Stück zugeordnet werden. Dieses Versehen von Rietz mag dazu geführt haben, dass spätestens nach Erscheinen des gedruckten Klavierauszugs bei Ewer & Co. in London wiederum John Hullah davon ausging, Mendelssohn habe den Satz Nr. 6 für den Druck gestrichen und dass er ihn darum auch aus seiner Partitur nahm. Nicht endgültig geklärt werden kann, ob die handschriftliche Druckvorlage der Erstdruckpartitur auf einem ähnlichen Irrtum beruht: Hat Weissenborn seine Abschrift nach dem Autograf angefertigt und den Satz Nr. 6 dabei übersehen? Oder erfolgte die Abschrift vollständig und womöglich direkt nach den beiden anderen Abschriften in der ersten Jahreshälfte 1846 und wurde der Satz Nr. 6 dann erst im Hinblick auf die Abweichung zum zeitgleich für den Druck bei Schott vorbereiteten rietzschen Klavierauszug wieder entnommen?

Am 24. September 1848 waren indes die Vorbereitungen und Korrekturen offenbar abgeschlossen, denn an diesem Tag bat die Witwe Mendelssohn um Überweisung des vereinbarten Betrages. Die mehrsprachige Textunterlegung scheint allein auf die Initiative des Verlages zurückzugehen. In dieser Form steht es freilich einem Konzertstück mit religiösem Text bedeutend näher als einem liturgischen Kirchenstück, dessen Charakter es dadurch fast völlig verliert. Die damit verbundene völlige Loslösung von seiner liturgischen Funktion des *Lauda Sion* allerdings hatte Mendelssohn offensichtlich gerade nicht im Sinn.

Anhang: Publikationen im Vorfeld und im Nachgang zur 600-Jahrfeier in Liège³⁵

- (1) *A sa grandeur Monseigneur Corneille-Richard-Antoine Van Bommel, évêque du diocèse de Liège, prélat domestique de sa sainteté, évêque assistant au trône pontifical, protecteur de l'archi-confrérie du très-saint-sacrement, érigée dans l'église primaire de Saint Martin. Hommage du dévouement et du respect de l'Auteur*, [Liège 1846].
- (2) *Catalogue des tableaux et objets d'art exposés dans l'ancien Hôtel du Gouvernement Provincial*, Liège 1846.
- (3) *Circulaire de Mgr. Corn. Rich. Ant. Van Bommel, du 18 avril 1846, sur les prières de quarante heures*, [Liège 1846].
- (4) *Complainte historique du Jubilé, en 74 couplets. Comprenant la vie très-circonstanciée de Sainte Julienne et tout ce qui a rapport à l'Institution de la fête du Saint Sacrement*, Liège [1846].
- (5) *De schoonste herinnering uit de geschiedenis van Luik. 1246–1846. Naer het fransch*

35 Aufzählung in alphabetischer Reihenfolge der Titel.

- door V. Deschamps, priester van de vergadering des allerheiligen verlossers, Milis 1846.
- (6) *Die sechste hundertjährige Jubelfeier des Frohnleichnamsfestes vom 11. bis zum 25. Juni 1846; oder der Glanzpunkt der Geschichte Lüttichs (1246–1846.) Nach dem Französischen des V. Dechamps, Priester der Gesellschaft des allerheiligsten Erlösers. Enthaltend: Die Einsetzung des Frohnleichnamsfestes durch die h. Juliana, wie die Ausdehnung desselben über die ganze Christenheit; nebst dem Hirtenbriefe des Hochw. Bischofes von Lüttich, wie der bei Gelegenheit des obigen Festes erlassenen Bulle Sr. Heiligkeit Gregors XVI. und dem vollständigen, die Feier eines jeden Tages näher bestimmenden Festprogramm, Aachen 1846.*
 - (7) *Discours de Mgr. Pierre-Louis Parisis, évêque de Langres, prononcé après la première Procession du Jubilé de 1846, Liège [1846].*
 - (8) *Elegeia chronico – disticha in memoriale festi corporis Christi, seu stupendi Altaris Mysteriorum ab Urbano IV. anno 1246 instituti, illustrissimo ac Reverendissimo Domino Joanni-Augustino Paredis episcopo Hirenensi, Vicariatus et Ducatus Limburgensis Administratori Apostolico ordinis Leonis Neerlandensis Commendatori dedicata, quâ probatur ex Evangelio, et omnium Saeculorum Patribus et Conciliis etc., contra Haereticos, vera et realis Christi praesentia in Sanctissimâ Eucharistiâ, impensis et labore L.-J. Caris, dioeceseos Leodiensis Presbyteri, elucubrata, [Liège] 1846.*
 - (9) *Histoire de l'Institution de la Fête-Dieu avec la vie des bienheureuses Julienne et Eve qui en furent les premières promulgatrices suivie de l'abrégé historique de l'institution des illustres Confréries de l'adoration perpétuelle de l'auguste Sacrement des Autels et surtout de celle érigée dans l'insigne église primaire de Saint-Martin à Liège, en 1765, par le R. P. Bertholet de la compagnie de Jésus, Liège 1846.*
 - (10) *Humble supplique à leurs saintetés Messieurs les archevêques et évêques réunis en congrès à Liège, l'an de grace et de liberté 1846, Mons und Brüssel 1846.*
 - (11) *Invocations à Sainte-Julienne, par J. J. Collignon. Sixième Jubilé séculaire qui sera célébré en juin 1846 dans l'église de St.-Martin à Liège, Liège 1846.*
 - (12) *Jubilé anniversaire de la fête du Saint-Sacrement à Liège (Extrait du Correspondant, livraison du 10 Juin 1846), Paris 1846.*
 - (13) *Jubilé de Liège, 1246–1846. Sainte-Julienne et la Fête-Dieu, par M. Emile Chavin de Malan, Paris 1846.*
 - (14) *Jubilé de 600 ans de l'Institution de la fête du Très-Saint Sacrement dans l'église primaire de St.-Martin à Liège, [Liège 1846].*
 - (15) *La Fête-Dieu, Sainte Julienne et l'église Saint Martin, à Liège. esquisses historiques, publiées sous les auspices de l'archi-confrérie du Très-Saint-Sacrement, érigée dans l'église primaire de Saint Martin, par un Membre de l'Archi-Confrérie, à l'occasion du sixième Jubilé séculaire de l'Institution de la fête du Très-Saint-Sacrement, Liège 1846.*
 - (16) *La véritable complainte de Sainte-Julienne, [Liège 1846].*
 - (17) *Le jubilé monstre à Liège, juge au point de vue politique, moral et religieux, Liège 1846.*
 - (18) *Le plus beau Souvenir de l'Histoire de Liège, 1246–1846, par V. Dechamps, prêtre de la congrégation du T. S. Rédempteur, Liège 1846.*
 - (19) *Levensschets van de heilige Juliana en de gelukzalige Eva of beschrijving der instelling van H. Sakraments-Day. Verkort naer het fransch door den E. P. Bertholet, met schoone printen. Vermeerderd met de Bevel Brieven van Mgr. den Bisschop van Luik, nopens*

- den Jubilé welke aldaer in 1846 in de Stift-Kerk van St.-Marten gevierd wordt, Milis 1846.
- (20) *Lied op het zesde eeuw-feest der instelling van den feest-dag van het allerheiligste Sakrament, door holland's pelgrims gezongen te Luik, den 20 juny 1846, [Liège 1846].*
 - (21) *Li Jubilé di 1846. Chant wallon, par l'auteur du Pantalon Trawé, Liège 1846.*
 - (22) *Luik en het feest van het ligchaem en het bloed des Heeren met de levens van de heilige Juliana en de hoogzalige Eva, in zestien schoone afbeeldingen en even zoo veel geschiedkundige tafereelen, Liège 1846.*
 - (23) *Luttich und das Frohnleichnamsfest, mit den Leben der Heiligen Juliana und der Hochseligen Eva in siebzehn schoenen Abbildungen und eben so viel geschichtlichen Schilderungen, Liège 1846.*
 - (24) *Mandement concernant l'Adoration perpétuelle du Très-Saint Sacrement de l'Autel, suivi du calendrier pour l'Adoration perpétuelle du Très-Saint Sacrement de l'Autel dans le diocèse de Liège, publié par Mgr. Corn. Rich. Ant. Van Bommel, le 3 juin 1846, [Liège 1846].*
 - (25) *Mandement de Mgr. Corn. Rich. Ant. Van Bommel, du 28 avril 1846, pour la célébration du sixième Jubilé séculaire de l'Institution de la fête du Très-Saint Sacrement, y compris le dispositif du Jubilé, [Liège 1846].*
 - (26) *Mandement de Monseigneur Corneille-Richard-Antoine Van Bommel, du 18 novembre 1845, pour la publication de la bulle pontificale du Jubilé qui sera célébré en 1846 dans l'église de St.-Martin à l'occasion de la sixième commémoration séculaire de l'Institution de la Fête-Dieu, [Liège 1845].*
 - (27) *Mandements de Mgr. Van Bommel, du 18 novembre 1845 et du 28 avril 1846, [Liège 1846].*
 - (28) *Manuel des adoreurs du Saint-Sacrement par un prêtre de la congrégation du très-saint Rédempteur, ouvrage publié à l'occasion de la sixième commémoration séculaire de l'Institution de la Fête-Dieu par l'archiconfrérie du Très-Saint Sacrement, érigée dans l'église primaire de St.-Martin à Liège, Liège 1846.*
 - (29) *Notice sur S^{te} Julienne. Choisie du Ciel pour établir la fête du S^t Sacrement. Jubilé de Liège, année 1846. Prières à réciter pendant ce S^t temps., Paris 1846.*
 - (30) *Opinion du diable sur le R. P. Lacordaire, la Faculté de philosophie et le Sénat académique de l'Université de Liège, et (par ricochet) sur le jubilé de 1846. Satan au libéral liégeois. Réprimande de Satan. Humble confession du libéral. Pièces authentiques trouvées dans un bénitier de la Cathédrale, le Dimanche des Rameaux 1847, Liège [1847].*
 - (31) *Paskeye so l'Jubilé, Liège 1846.*
 - (32) *Programme du Jubilé de 1846 on dispositif du Jubilé, publié par le Mandement du 28 avril 1846, Liège [1846].*
 - (33) *Relation du sixième jubilé séculaire de l'institution de la Fête-Dieu, célébré au mois de juin 1846 à l'église primaire de Saint-Martin A Liège par l'auteur des esquisses historiques sur la Fête-Dieu, Ste-Julienne et l'église St.-Martin, Liège, [Liège] 1846.*
 - (34) *Satan au libéral liégeois. Réprimande de Satan. Humble confession de du libéral. Réfutation d'un article du libéral liégeois. Au sujet du diplôme de Docteur décerné par la Faculté de philosophie et le Sénat académique de l'Université de Liège, au R. P. Lacordaire. Par ricochet, Opinion du diable sur le jubilé de 1846. Pièces authentiques trouvées dans*

- un bénitier de la Cathedrale, le Dimanche des Rameaux 1847, Deuxième tirage, Liège [1847].*
- (35) *Souvenir du mois de Marie, préparation au Jubilé, [Liège 1846].*
- (36) *Souvenirs de jubilé de 1846, Pot Pourri, [Liège 1847].*
- (37) *Souvenirs de jubilé de Saint Martin. Célébré en 1846. Et résumé des instructions sur le dogme eucharistique, dédiés par Mgr. l'èvêque de Liège, aux fidèles de son diocèse, accompagnés des premières et des dernières paroles prononcées par M^r l'abbé Dupanloup, chanoine de la Cathédrale de Paris, pour l'ouverture et pour la elòture du Jubilé, Liège [1846].*
- (38) *Vers et chants. Proses liturgiques du Saint-Sacrement, publiées à l'occasion du sixième Jubilé centenaire de l'Institution de la Fête-Dieu, célébré à Liège, juin 1846, Liège 1846.*
- (39) *Vie de Sainte-Julienne de Retinne, par Arsène de Noûe, publication faite au profit de l'église qu'on élève en l'honneur de cette sainte au lieu de sa naissance, Liège 1846.*
- (40) *Vies de Sainte-Julienne et de la bienheureuse Eve ou Histoire de l'Institution de la Fête-Dieu, avec le dispositif du Jubilé, Liège 1846.*
- (41) *Vies de sainte Julienne et de la bienheureuse Eve ou Histoire de l'Institution de la Fête-Dieu, par le R. P. Bertholet, édition où l'on a supprimé tout ce qui ne se rapporte pas directement à l'histoire de l'Institution de la Fête-Dieu au XIII siècle et augmentée du Mandement de Mgr. l'Èvêque de Liège, pour la publication de la bulle pontificale du Jubilé, qui sera célébré en 1846 dans l'église primaire de St.-Martin à Liège, Liège 1846.*

Das Weihnachtswunder in Halberstadt

Alle Jahre wieder feiert die Christenheit das Wunder der Geburt Gottes auf Erden in Gestalt von Jesus Christus. Alljährlich wird zu diesem Hochfest auch Maria geehrt, die nach dem Glaubenssatz der christlichen Kirchen Jungfrau und Mutter war.¹ Davon berichten uns das Neue Testament sowie eine Unzahl theologischer Schriften und daran erinnern uns manchmal auch Inschriften an den unterschiedlichsten Trägern, nicht zu vergessen die stets wiederkehrende, in kommerzieller Absicht aufgepumpte Weihnachtsindustrie. Dazu gehören auch riesige Mengen an Tonträgern, die jedes Jahr den Markt überschwemmen, die Medien usurpieren und mit Weihnachtsliedern unser Gehör strapazieren. Eines dieser Lieder ist zum Gemeingut geworden, man hört es und singt es in jedem Jahr. In einer Form, die wir seit dem Ende des 16. Jahrhunderts kennen, schildert es uns in anmutiger Weise die Weihnachtsgeschichte. Wo und wann dieses Lied entstanden ist, darüber streitet die Gelehrtenwelt nach wie vor. Zwei Zeilen des Textes jedoch kommen losgelöst davon schon in einer Inschrift des Jahres 1475 an einem Standleuchter der Liebfrauenkirche in Halberstadt vor.²

Dieser dreiarmige, metallene Standleuchter ist ca. drei Meter hoch, sein Standfuß hat einen Durchmesser von 69 Zentimetern. Er stand ehemals zu Häupten des Grabmals von Bischof Rudolph von Halberstadt (1136–1149), des Erneuerers der Halberstädter Liebfrauenkirche, und steht auch heute noch im Chor.³ Der Leuchter hat die Form eines Baumes mit drei Ästen. Von einem

1 Martin Luther, *Der Große und der Kleine Katechismus*, ausgewählt und bearb. von Kurt Aland und Hermann Kunst. Mit einem Geleitwort von Karlheinz Stoll und einer Einführung von Horst Reller, Göttingen 1985, S. 8.

2 *Die Inschriften der Stadt Halberstadt*, gesammelt und bearb. von Hans Fuhrmann (Die Deutschen Inschriften, Bd. 86), Wiesbaden 2014, Nr. 47.

3 Conrad Matthias Haber, *Kurtze jedoch zureichende Beschreibung der Ober-Collegiat-Stifts-Kirchen B. M. V. in Halberstadt*, Halberstadt 1737, S. 8; [Ludwig] F. Niemann, *Die Stadt Halberstadt und die Umgegend derselben. Versuch eines topographischen Handbuchs für Einheimische und Reisende. Mit einem Plan der Stadt*, Halberstadt 1824, S. 50; Fr[iedrich] Lucanus, *Die Liebfrauenkirche zu Halberstadt deren Geschichte, Architektur, Kunstwerke u. Denkmale beschrieben als Andenken an die Restauration und die*



Abb. 1: Standleuchter in der Liebfrauenkirche in Halberstadt.
Foto: Markus Scholz.

mehrfach profilierten Standfuß, der von drei Löwen getragen wird, geht er sich verjüngend in den Schaft über, der durch sieben Wirtel gegliedert ist. Oberhalb des fünften Schafringes zweigen die beiden Leuchterarme ab, die selbst wieder von je drei Schafringen mit Blattansätzen unterteilt sind. Über dem jeweils letzten Wirtel erhebt sich je eine Tropfschale mit einem Dorn in der Mitte. Unterhalb der Verzweigung sind eine gekrönte Madonna mit Kind – beide halten eine Frucht in Händen – sowie ein Wappen graviert. Unter diesem wiederum sieht man eine weitere Madonnendarstellung; hier hält Maria das Kind mit beiden Händen. Darunter befindet sich ein Meister-

feierliche Einweihung derselben am Pfingstfest 1848, Halberstadt [1848], S. 21; Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Kreise Halberstadt Land und Stadt, bearb. von Oscar Doering (Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen, Heft 23), Halle 1902, S. 345; erwähnt bei Hermann Lürer und Max Creutz, Geschichte der Metallkunst, Bd. 1: Geschichte der unedlen Metalle, Stuttgart 1904, S. 370.



Abb. 2: Umlaufender Wirtel mit Jahreszahl, gekrönte Madonna mit Kind und Gießerzeichen.
Foto: Markus Scholz.

zeichen⁴ und nach unten abschließend folgt der mit Blattranken verzierte Standfuß. An dessen Rand läuft in gotischer Minuskel der paraphrasierte Liedvers oder die Gebetszeile um. Am Schaftansatz darüber ist ein Wappen mit einem Meisterzeichen zu sehen.

Einer der Schafringe trägt eine gravierte Inschrift mit dem Herstellungsjahr. Dieser Wirtel wurde aber bei einer Restaurierung, nachdem man ihn abgelöst und in Einzelteile zerlegt hatte, falsch wieder montiert.⁵

Die Inschrift daran heißt: »Anno · d(omi)ni · M^o · cccc^o · lxxv ·« (»Im Jahr des Herrn 1475«). Die Teile des Lied- oder Gebetstextes, die auf der Ober-

4 DI 86 (Fn. 2), Tafel 62, Nr. 3.

5 Die Jahresangabe ist in vier Teile zerschnitten und in falscher Reihenfolge angebracht. Der erste Teil bis zum *n* des Wortes *domini* kopfstehend. Dann folgen die drei weiteren Teile in umgekehrter Reihenfolge, die letzten Teile der Zehnerziffern wieder kopfständig. Das zweite *x* durch den trennenden Schnitt beschädigt. Zuerst bemerkt von Karl Scheffer, *Inschriften und Legenden Halberstädter Bauten. Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt aus den letzten vier Jahrhunderten. Mit lithographischen Abbildungen*, Halberstadt 1864, S. 49.

seite des Standfußes in mittelniederdeutschen Worten umlaufen, lauten: »· maria · du · geberes · eyn · son · vnde · bleuest · ey(n) · rei(n) · mat · maria · alle · dyn · leuent« (»Maria, du gebärst einen Sohn und bleibst eine reine Magd, Maria, dein ganzes Leben«).

Den Leuchter hatte der spätere Dekan von Liebfrauen, Dietrich Block († 1494), noch als Scholaster gestiftet.⁶ Block stammte aus der Mindener Diözese und hatte sich schon in den späten 40er und frühen 50er Jahren des 15. Jahrhunderts Anwartschaften auf Kanonikate an Kirchen in Halberstadt, Staßfurt, Zerbst und Jüterbog gesichert.⁷ Damals besaß er schon Benefizien in Helmstedt und in Quedlinburg. Lange Jahre nach dem Tod des Dekans von Liebfrauen, Dietrich von Mahrenholtz (1403–1438), erlangte er 1464 dessen Pfründe in Liebfrauen.⁸ Damals war er schon Dekan des Stiftes St. Paul in Halberstadt und besaß weitere Kanonikate und Altarlehen in Halberstadt, in Gunsleben im Bördekreis, in Hausneindorf im Harzkreis sowie in Staßfurt, Helmstedt und

6 Sein Wappen zeigt einen schräggestellten, doppelt gestummelten Ast, oben und unten je ein Eichenblatt; die genaue Herkunft Blocks lässt sich nicht feststellen. Zwar gibt es einige ähnliche Wappenfiguren gleichnamiger adeliger Familien, die jedoch erst im 18. Jahrhundert zu diesem Titel gelangten und somit nicht infrage kommen; das Wappen einer gleichnamigen preußischen Familie mit ähnlicher Wappenfigur, für die Belege aus dem 14. Jahrhundert vorliegen, dürfte ebenfalls nicht auf Verwandtschaft hinweisen; vgl. *Siebmacher'sche Wappenbücher*, Nürnberg 1605–1961, Bd. 7, Abt. 3b, Nachdr. Neustadt a. d. Aisch 1978, S. 4 mit Taf. 2. Eine bürgerliche Abkunft scheint wahrscheinlicher. Das Wappen eines gleichnamigen Dr. artium et medicinae bürgerlicher Herkunft, der Zeitgenosse war, aber ein wenig länger lebte, zeigt ein Wappen mit einer motivisch ähnlichen, jedoch nicht identischen Wappenfigur; siehe zu letzterem ebd., Bd. 5, Abt. 8, Nachdr. Neustadt a. d. Aisch 1975, S. 20 mit Taf. 22; *Die Inschriften des Doms zu Halberstadt*, gesammelt und bearbeitet von Hans Fuhrmann unter Nutzung der Vorarbeiten von Karin Iffert und Peter Ramm. Geleitwort von Ernst Schubert (Die Deutschen Inschriften, Bd. 75), Nr. 114, Fn. 10. Ob eine Verwandtschaft zwischen beiden bestand, ist ungewiss.

7 DI 86 (Fn. 2), Nr. 57 † auch für das Folgende. *Verzeichnis der in den päpstlichen Registern und Kameralakten Nikolaus' V. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches, seiner Diözesen und Territorien 1447–1455*, bearb. von Josef Friedrich Abert (Repertorium Germanicum, Bd. 6), Berlin 1985/1989, Nr. 5352.

8 *Verzeichnis der in den Registern und Kameralakten Pauls II. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte [...] 1464–1471*, bearb. von Hubert Höing, Heiko Leerhoff und Michael Reimann (Repertorium Germanicum, Bd. 9), Teil 1, Tübingen 2000, Nr. 5719, 836, 1933, 3591; *Verzeichnis der in den päpstlichen Registern und Kameralakten Pius' II. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte [...] 1458–1464*, bearb. von Dieter Brosius und Ulrich Scheschkewitz (Repertorium Germanicum, Bd. 8), Berlin 1993, Nr. 5444; *Verzeichnis der in den päpstlichen Registern und Kameralakten Calixts III. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte [...] 1455–1468*, bearb. von Ernst Pitz, 2 Teilbde. (Repertorium Germanicum, Bd. 7), Berlin 1989, Nr. 2664.



Abb.3: Teil der am Fuß umlaufenden Inschrift mit einem Textausschnitt. Foto: Markus Scholz.

anderen Orten. Im Jahr 1466 wurde er dann Scholaster des Liebfrauenstiftes.⁹ Nach dem Tod des Dekans Jordan Heynen 1492 folgte er diesem im Amt. Sein Dekanatsamt hatte er dann jedoch bis zu seinem Tod nur noch zwei Jahre inne. Schon 1481 war ihm als Thesaurar vom Papst die Erlaubnis gegeben worden, einen Tragaltar zu benutzen.¹⁰

Die Zeile, die den Leuchter schmückt, gehört, wie aus dem Text ersichtlich wird, zu dem Vorläufer eines Kirchenlieds, das 1587/88 zuerst aufgezeichnet, im Jahr 1599 im Speyerischen Gesangbuch erschienen war.¹¹ Seit 1609 ist es, nachdem es textlich in protestantischem Sinne abgeändert worden war,

9 Repertorium Germanicum 9 (Fn. 8), Nr. 5719.

10 Bau- und Kunstdenkmäler Halberstadt (Fn. 3), S. 348.

11 Siehe zur Provenienzzgeschichte Andreas Heinz, »Es ist ein Ros entsprungen«. Zur Provenienz und Textgeschichte eines ökumenischen Weihnachtsliedes«, in *Trierer Theologische Zeitschrift* 95 (1986), S. 253–281, hier S. 253–257. Die eigentlich zweite, hier die vierte Strophe einer älteren Fassung lautet: »Das roslein, das ich meine / Als vns Jesaias sagt, / das ist Maria die reine / die uns das blumlein hat bracht / der Engel gab den rath / sie solt ein kindlein gebirn / vnd bleiben eine reine magt«; Josef Kehrein, *Katholische Kirchenlieder, Hymnen, Psalmen, aus den ältesten deutschen Gesang- und Gebetbüchern, I–III: Die ältesten katholischen Gesangbücher von Vehe, Leisentritt, Corner und anderen*, Würzburg 1859–1863. Nachdr. Hildesheim 1965, hier Bd. 2, Nr. 717, S. 690f., siehe weiter ebd., Bd. 1, Nr. 118, S. 260; Philipp Wackernagel, *Das deutsche Kirchenlied*, 5 Bde., Leipzig 1864–1877, Nachdr. Hildesheim/Zürich/New York 1990, hier Bd. 2, Nr. 1153, S. 925; Georg von Gynz-Rekowski, *Der Festkreis des Jahres*, Berlin 1981, S. 34f.; siehe auch die nur leicht abweichende Fassung der Niederschrift des Trierer Kartäuserfraters Conrad bei Heinz, Provenienz, S. 264, Fn. 42.

mit der innigen Melodie von Michael Praetorius (1571–1621) verbunden, in etlichen Varianten Allgemeingut. Es handelt sich bei den Worten auf dem Leuchter in der Liebfrauenkirche um einen Teil der zweiten Strophe des Weihnachtliedes »Es ist ein Ros entsprungen« in einer niederdeutschen Textfassung.¹² Er geht zurück auf die Bibelstellen Isaias 11,1 und Lucas 1,28–38. Schon seit dem 12. Jahrhundert war der Gedanke in der deutschen Dichtung in Form von Gebeten und Liedern wiedergegeben worden.¹³ Praetorius, seit 1595 Organist in Lüneburg, war Kammersekretär des bischöflichen Administrators von Halberstadt, Heinrich Julius von Braunschweig-Lüneburg, seit 1604 dessen Hofkapellmeister und bis zu dessen Tod 1613 Hoforganist in der bischöflichen Residenz in Gröningen nahe Halberstadt.¹⁴ Er verstarb in Wolfenbüttel im Jahr 1621. Da er in bischöflichen Diensten oft in Halberstadt gewesen sein wird, möglicherweise sogar zeitweise dort gelebt hatte und eine Halberstädterin heiratete, kann er natürlich den Leuchter und seine Inschrift gekannt haben.

Das Lied »Es ist ein Ros entsprungen« in seiner katholischen Fassung war zunächst nicht für den gottesdienstlichen, sondern den häuslichen Gebrauch gedacht.¹⁵ Das zeigt sein Druck in einem Gebetbuch, und auch die ältesten Gesangbücher »haben einen außerliturgischen, häuslichen Gebrauch im Sinn«. Erst die Kurzfassung nach Michael Praetorius eignet sich für einen liturgischen Zweck. »Seinen eigentlichen Ort hat das Lied in der Christmette« und bei »einer Fülle von Gelegenheiten, zu denen dieses innige, gehaltvolle Christlied

12 Die Fassung der Strophe bei Praetorius lautet dann: »Das Rœßlein das ich meine / darvon Esaiaß sagt / hat vns gebracht alleine / Mary die reine Magd / aus Gottes ewgem raht / hat die ein Kind gebohren / (wol zu der halben Nacht)«; nach Musae Sioniae VI, Wolfenbüttel 1609, Nr. 53, hier zitiert nach Heinz, Provenienz (Fn. 11), S. 264.

13 Vgl. z. B. das Arnsteiner Mariengebet von um 1150: »Sint du daz kint gebere / bit alle du were / luter unde reine / van manes gemeine«; Heinrich von Laufenberg (~1390–1460): »Es stot ein Lind in Himmelreich: Gegrusset siest maria / ein kron ob allen wiben / du solt ein kind geberen ja / und solt doch magt beliben«; Wackernagel, Kirchenlied 2 (Fn. 8), Nr. 789, S. 606; Eberhard Haufe (Hg.), *Deutsche Mariendichtung aus neun Jahrhunderten*, Berlin 1960, S. 26 f., 172 f. Siehe zur Geschichte des Liedes Hansjakob Becker u. a. (Hg.), *Geistliches Wunderhorn. Große deutsche Kirchenlieder*, München 2001, S. 135–145. Zu den biblischen Quellen und den liturgischen Grundlagen siehe Heinz, Provenienz (Fn. 11), S. 266–269, 280 f.

14 Robert Eitner, Art. »Praetorius, Michael«, in *Allgemeine Deutsche Biographie*, Bd. 26, Leipzig 1888, S. 530–533; Bernhold Schmid, Art. »Praetorius, Michael«, in *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 20, Berlin 2001, S. 668–670. Zuletzt Siegfried Vogelsänger, *Michael Praetorius 1571–1621, Hofkapellmeister und Komponist zwischen Renaissance und Barock. Eine Einführung in sein Leben und Werk*, Wolfenbüttel 2008.

15 Heinz, Provenienz (Fn. 11), S. 280 f. auch für das Folgende und sämtliche Zitate.

unsere Weihnachtsgottesdienste bereichern kann«. Ob der Leuchter ursprünglich eine auf das Weihnachtsfest bezogene Funktion hatte, weiß man nicht. Die Frage, wer der »noch immer namenlose Dichter unseres Liedes« ist, können wir nicht beantworten, höchstens komplizieren, indem wir auf eine mögliche niederdeutsche Fassung aus dem 15. Jahrhundert als Gebet oder Lied weisen.

Gottfried Gabriel

Kreatives Denken und Heuristik des Erkennens

Lothar Kreiser zum 80. Geburtstag¹

Die Methodenlehre unterscheidet zwischen Methoden der Begründung und Methoden der Entdeckung. Diese Gegenüberstellung geht auf die ältere Unterscheidung zwischen synthetischer und analytischer Methode zurück, die insbesondere von René Descartes ausgearbeitet worden ist. Den unterschiedlichen Methoden entsprechend unterscheidet die Tradition zwischen einer *ars iudicandi*, welche die Geltung beurteilt, und einer *ars inveniendi*, welche Neues zu entdecken erlaubt. Die *ars inveniendi* ist demnach die Vorläuferin der Heuristik. Um Fragen der Heuristik wird es im Folgenden gehen.

1. Logik der Kreativität?

Ohne darauf näher einzugehen, bedarf es doch zumindest des Hinweises, dass die Heuristik sich nicht nur auf das *Entdecken*, sondern auch auf das *Finden* und das *Erfinden* erstreckt. Entdeckt wird, was schon da ist. So *entdeckt* der Naturwissenschaftler Gesetze oder chemische Verbindungen, er *erfindet* sie nicht. Der Ingenieur dagegen *erfindet* eine Maschine, die es vorher noch nicht gab, und der Mathematiker *findet* den Beweis eines Satzes, dessen Wahrheit bis dahin bloß vermutet wurde. Ein Beispiel ist die fermatsche Vermutung, dass die Gleichung $a^n + b^n = c^n$ für positive ganze Zahlen a, b, c, n mit $n > 2$ keine Lösung hat. Ein solches Finden steht gewissermaßen zwischen Entdecken und Erfinden, wobei die Mathematiker sich selbst nicht ganz einig sind, wo

1 Mit Lothar Kreiser verbindet mich seit Jahrzehnten die Erforschung des Werkes von Gottlob Frege. Die Zusammenarbeit reicht zurück bis in die Anfänge der 80er Jahre. Zur zweiten Auflage von Freges *Nachgelassenen Schriften* (1983) hat Lothar Kreiser wesentliche Ergänzungen aus Jenaer Beständen geliefert. Vertieft wurde die Verbindung durch den persönlichen Kontakt während der Schweriner Frege-Konferenz (1984) anlässlich des 100. Jahrestages des Erscheinens von Freges *Grundlagen der Arithmetik*. Fortgesetzt wurden die dort geknüpften Beziehungen in weiteren Treffen und Tagungen zu Frege sowie allgemeiner zur Logik und zu deren Bedeutung für die Methodenlehre. Der Beitrag greift Themen unserer Diskussionen im Leipziger Logiker-Kreis auf.

sie genau stehen. Objektivisten oder Platonisten, wie sie in der Philosophie der Mathematik heißen, tendieren eher zur Seite des Entdeckens, Konstruktivisten eher zur Seite des Erfindens. Leopold Kronecker hat diese Zwischenstellung der Mathematik in den Kernsatz gefasst: »Die [positiven] ganzen Zahlen hat der liebe Gott gemacht, alles andere ist Menschenwerk.«² Diesem Diktum folgend würden die natürlichen Zahlen existieren und vom Menschen entdeckt, während alle anderen Zahlen dagegen erfinderische Konstruktionen wären.

Die Logik ist zuständig für die Gesetze und Regeln des richtigen Denkens. Danach könnte man erwarten, dass sie auch Regeln für das kreative Denken aufstellt. Nun ist allerdings fraglich, ob es solche Regeln überhaupt gibt. Jedenfalls, wenn man sie sich so vorstellt, dass deren Anwendung dazu führt, Neues gewissermaßen automatisch zu entdecken oder zu erfinden. Selbst Gottfried Wilhelm Leibniz, der einer solchen Idee mit seiner kombinatorischen Logik noch am nächsten steht, verlangt zusätzlich einen »Faden«, der uns durch das »Labyrinth« der Kombinationsmöglichkeiten führt und nutzlose Kombinationen von vornherein zu eliminieren erlaubt. Angespielt wird hier auf den Faden der Ariadne, mit dessen Hilfe Theseus aus dem Labyrinth des Minotaurus wieder herausfand. Kreative Wissenschaftler wie Albert Einstein und Wissenschaftstheoretiker haben denn auch an der Möglichkeit einer Logik der Kreativität gezweifelt. Deziert betont Karl Raimund Popper:

An der Frage, wie es vor sich geht, daß jemandem etwas Neues einfällt [...], hat wohl die empirische Psychologie Interesse, nicht aber die Erkenntnislogik. Diese interessiert sich nicht für *Tatsachenfragen* (Kant: »quid facti«), sondern nur für *Geltungsfragen* (»quid iuris«) – das heißt für Fragen von der Art: ob und wie ein Satz begründet werden kann [...].³

Wenn Popper hier Fragen der Heuristik als psychologische »Tatsachenfragen« charakterisiert, so lässt er freilich außer Acht, dass es weniger darum geht, wie es *faktisch* »vor sich geht, daß jemandem etwas Neues einfällt«. Vielmehr interessiert, ob es *normative* Regeln oder zumindest Gesichtspunkte gibt, die es beim Entdecken zu beachten gilt.

In jedem Falle stellt es eine Überforderung der Logik dar, von ihr die Formulierung eines *Kalküls* der Kreativität zu erwarten. Wie es häufig so ist, geht die Enttäuschung einer falschen Erwartung einher mit einer überzogenen

2 Aus einem Vortrag auf der Berliner Naturforscher-Versammlung 1886, zit. nach Heinrich Weber, »Leopold Kronecker«, in *Jahresbericht der Deutschen Mathematiker-Vereinigung* 2 (1893), S. 5–31, hier S. 19.

3 Karl R. Popper, *Logik der Forschung*, Tübingen ⁷1982, S. 6.

Kritik an demjenigen, der einem (angeblich) mehr versprochen hat. So ergeht es auch der Logik – bis heute.

Eine klassische Abfuhr unter Kreativitätsgesichtspunkten erfährt die Logik in Goethes *Faust*. Beginnend mit Mephistos ironischer Empfehlung »Mein teurer Freund, ich rat' euch drum / Zuerst Collegium Logicum«⁴ wird die Logik als unfruchtbar hingestellt. Die »Gedanken-Fabrik« wird mit einem »Weber-Meisterstück« verglichen:

Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflin herüber hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.⁵

Dem logischen Denken wird vorgeworfen, den ganzheitlichen Zusammenhang der Teile zu zerstören, sodass es dem wirklichen Erkennen in seiner Komplexität nicht gerecht zu werden vermag. Gegen das logische Zergliedern wird die Metaphorik des organischen Gewebes ins Spiel gebracht. Die logische »Ordnung« erscheint als starre, ja, tote Ordnung. Kreatives Denken beruht danach auf Phantasie, auf schöpferischer Einbildungskraft, welche die vorgegebenen Begriffsverhältnisse verlässt und neue »Verbindungen schlägt«. Es verfährt nicht methodisch und diskursiv, sondern spontan und intuitiv: »Die Fäden *ungesehen* fließen«.

Verbindungen zu schlagen, meint: Zusammenhänge zu erkennen, Ähnlichkeiten im Verschiedenen zu entdecken. Das Erkenntnisvermögen, welches dieses leistet, hieß bis ins 19. Jahrhundert hinein »Witz«.⁶ Die Verengung der Bedeutung im Sinne von »Scherz« ist erst später erfolgt. In der Rede vom »Mutterwitz« ist das ursprüngliche Verständnis noch präsent. »Witz« ist die deutsche Übersetzung von lat. *ingenium*, entspricht also dem, was wir heute »Genie« nennen. Und die Leistung des Genies, da kann man Goethe nur zustimmen, ist genau diese: Zusammenhänge zu sehen, die bislang niemand gesehen hat – allerdings solche Zusammenhänge, die der kritischen Prüfung standhalten. Hier tritt der gegensinnig zum Witz verfahrenende Scharfsinn (lat. *acumen*) auf den Plan. Er ist das Vermögen, Verschiedenheiten im Ähnlichen zu erkennen, also deutlich zu unterscheiden. Ihm geht es nicht um Zusammenhänge, sondern um *Unterschiede*. So ist der Scharfsinn das logische, der Witz das analogische

4 Johann Wolfgang Goethe, *Faust. Erster Teil*, in ders., *Faust. Texte*, hg. von Albrecht Schöne (Sämtliche Werke, I.7, 1), Frankfurt a.M. 1994, Vers 1910f.

5 Ebd., Vers 1922–1925.

6 Zur Begriffs- und Terminologiegeschichte vgl. meinen Artikel »Witz«, in Joachim Ritter, Karlfried Gründer u. Gottfried Gabriel (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 12, Basel 2004, Sp.983–990.

Erkenntnisvermögen. Nur durch die Verbindung beider entsteht *produktive* Kreativität. Dabei erwächst der Logik insbesondere die Aufgabe, Argumentationen auf ihre logische Schlüssigkeit und Hypothesen anhand ihrer logischen Konsequenzen zu überprüfen.

Die ungerechte Kritik, dass die Logik unnütz sei, ist auch sonst verbreitet. Insbesondere der traditionelle Schlussmodus *Barbara*, nach dem zum Beispiel aus den Prämissen ›Alle Menschen sind sterblich‹ und ›Sokrates ist ein Mensch‹ geschlossen wird, dass Sokrates sterblich ist, hat den Spott der Philosophen und Wissenschaftler stellvertretend für die gesamte Logik über sich ergehen lassen müssen und den guten Sokrates wenigstens auf diese Weise unsterblich gemacht. Der Standardeinwand gegen den *Modus Barbara* besagt (mit Bezug auf unser Beispiel), dass die erste Prämisse dieses Schlusses, nämlich die Allaussage ›Alle Menschen sind sterblich‹, bereits die Konklusion, nämlich die singuläre Aussage ›Sokrates ist sterblich‹, enthalte, weil mit der Sterblichkeit *aller* Menschen auch die Sterblichkeit des Sokrates ausgesagt sei. Dieser Einwand setzt voraus, dass die Allaussage durch Überprüfung sämtlicher Einzelfälle verifiziert worden ist. Eine solche Verifikation ist aber nur in einem abgeschlossenen endlichen Bereich möglich, schließt also insbesondere keine zukünftigen Fälle ein. Die Trivialität liegt also nicht am Schlussmodus, sondern allenfalls am Beispiel; denn dass *Sokrates* sterblich ist, das wussten wir freilich bereits vorher. Übersehen wird in der Kritik solcher Schlüsse vom Allgemeinen aufs Besondere deren Rolle bei der Falsifikation von allgemeinen Hypothesen durch Gegenbeispiele. Dabei werden aus Hypothesen singuläre Aussagen logisch abgeleitet und dann an der Wirklichkeit überprüft. Erweist sich eine dieser singulären Aussagen als falsch, dann kann rückwärts nach dem Schlussverfahren des *Modus tollens* auf die Falschheit der entsprechenden Hypothese geschlossen werden – sofern nicht besondere Umstände, etwa störende Ursachen, geltend gemacht werden können.

Festzuhalten ist: Die Logik spielt für die *Bildung* von Hypothesen, also für die Kreativabteilung wissenschaftlicher Erkenntnis keine wesentliche Rolle, wohl aber bei der *Prüfung* von Hypothesen. Daher wäre es ganz verfehlt, die Rolle der Logik gering zu achten. Diese hat es in erster Linie mit Fragen der *Geltung* und nicht mit Fragen der *Genese* von Erkenntnis zu tun. Was nun die Genese anbetrifft, so gibt es (bislang) zwar keine Logik der Kreativität, aber doch heuristische Gesichtspunkte, die zu beachten für das Entdecken – und auch für das Finden und Erfinden – nützlich sind.

In der Heuristik lässt sich Goethes Gedanke, dass es für kreatives Denken darauf ankomme, »Verbindungen« zu schlagen, aufgreifen. Ob es tatsächlich, wie es im *Faust* heißt, ein »geistige[s] Band«⁷ in den Dingen selbst gibt,

7 Goethe, *Faust* (Fn. 4), Vers 1939.

das durch die logische Analyse (angeblich) zu zerreißen droht, brauchen wir nicht zu entscheiden. Unabhängig davon, wie es mit dem Geist in der Natur selbst steht, für Entdeckungen in der *Naturwissenschaft* ist er unverzichtbar – Geist nämlich im Sinne des Esprits, Genies oder Witzes. Verbindungen zu schlagen gilt es dabei nicht nur innerhalb eines bestimmten Gebietes, sondern gerade auch zwischen auseinanderliegenden Gebieten. Die fortschreitende Spezialisierung und Ausdifferenzierung der Fächer, die aus sachlichen Gründen notwendig oder jedenfalls unvermeidlich sein mag, birgt die Gefahr, die ›Zusammenhänge‹ aus dem Blick zu verlieren. Daher gehört zu den Bedingungen kreativen Denkens, der Zersplitterung der Disziplinen entgegen zu wirken.

Die Ausdrücke ›Geisteswissenschaft‹ (›Wissenschaft des Geistes‹) und ›Naturwissenschaft‹ (›Wissenschaft der Natur‹) werden üblicherweise im Sinne des Genitivus objectivus als Wissenschaft *vom* Geist bzw. *von* der Natur verstanden, d. h. der Geist bzw. die Natur ist das Objekt, der Gegenstand oder das Thema der jeweiligen Wissenschaft. Versteht man allerdings ›Geisteswissenschaft‹ im Sinne des Genitivus subjectivus, so sind auch die Naturwissenschaften insofern Geisteswissenschaften, als sie des Geistes bedürfen, um kreativ zu sein.

Ein wesentliches Verfahren des Geistes in den Wissenschaften ist die Analogie, das Sehen von Ähnlichkeiten im Verschiedenen, die Übertragung von Strukturen aus einem bekannten in einen neu zu erschließenden Bereich. Solche Übertragungen haben häufig den Status von Modellen – wie im Falle des Atommodells, das eine Übertragung des makrophysikalischen Planetensystems auf den mikrophysikalischen Bereich darstellt. Darüber hinaus sind die Wissenschaften aber auch reich an Übertragungen im ganz wörtlichen Sinn, nämlich an Metaphern. Das analogische Denken ist die Mutter des kreativen Denkens und die Metapher ist ihr liebstes Kind.

Bereits Aristoteles sieht die Metapher als Ausdruck des (mit Witz ausgestatteten) Genies, welches in der Lage ist, »das Ähnliche auch in weit auseinander liegenden Dingen zu erkennen«.⁸ Als Ort ›kühner Metaphern‹ wird in der Tradition allerdings eher die Dichtung bestimmt.⁹ So reserviert denn auch insbesondere Kant in der *Kritik der Urteilskraft* den Geniebegriff für die schöne Kunst.¹⁰ Dem Genie sind, mit Kant zu sprechen, ästhetische Ideen und

8 Aristoteles, *Rhetorik*, III, 11 (1412a), zit. nach der dt. Übers. von Franz G. Sieveke, München 1993, S. 195.

9 Vgl. Harald Weinrich, »Semantik der kühnen Metapher [1963]«, in Anselm Haverkamp (Hg.), *Theorie der Metapher*, Darmstadt 1996, S. 316–339, hier bes. S. 316–319.

10 Vgl. Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft* [1790], in ders., *Gesammelte Schriften* (Akademie-Ausgabe), Bd. I, 5, Berlin 1913, S. 165–485, hier S. 307–319 (§§ 46–49).

nicht wissenschaftliche Begriffe eigen. Naturwissenschaftliche Genies kann es danach nicht geben:

Im Wissenschaftlichen also ist der größte Erfinder [angeführt wird Isaac Newton, G.G.] vom mühseligsten Nachahmer und Lehrlinge nur dem Grade nach, dagegen von dem, welchen die Natur für die schöne Kunst begabt hat, spezifisch unterschieden.¹¹

Eine solche exklusive Dichotomie, wie sie für die klassische Genieauffassung charakteristisch ist, hat bereits der Kantianer Jakob Friedrich Fries aufgegeben, indem er nicht nur von der »ästhetischen Genialität großer Dichter«, sondern auch von der »logischen Genialität großer Denker« spricht.¹² Fries folgt eher der vorkantischen Auffassung der Erkenntnisvermögen, wo das Ingenium nicht auf die schönen Künste beschränkt, sondern ganz allgemein als das Erfindungsvermögen verstanden wird. Diese übergreifende Auffassung des Genies findet sich allerdings auch bei Kant dort, wo er im Rahmen seiner empirischen Theorie der Erkenntnisvermögen die entsprechenden Lehrstücke der *Psychologia empirica* seiner rationalistischen Vorgänger (Christian Wolff und Alexander Gottlieb Baumgarten) fortschreibt, nämlich in der *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*. Hier gilt das Vermögen des Genies allgemein als »das Talent zum Erfinden«¹³ und die mit diesem Talent ausgestattete Person als »erfinderischer Kopf« (im Unterschied zum umfassend gebildeten Gelehrten), sodass auch Newton – anders als in der *Kritik der Urteilskraft* – exemplarisch (neben Leibniz) als Genie anerkannt wird.¹⁴ Die Auffassung, dass es auch in den Naturwissenschaften des phantasievollen Geistes bedarf, hat sich in der Folgezeit durchgesetzt – bis hin zu Poppers Forderung nach der Bildung »kühner« Hypothesen, die Imre Lakatos zur methodologischen Grundregel (»basic rule«) der Wissenschaften erhoben hat: »to search for bold, imaginative hypotheses with high explanatory and »heuristic« power«.¹⁵ Hier haben wir es mit der Aufstellung einer normativen Regel zu tun, die zwar sehr allgemein ist, aber doch anzeigt, dass auch Popper – abweichend von der oben zitierten Aussage – Fragen der Entdeckung nicht allein der empirischen Psychologie überlässt. Das von Novalis übernommene Motto der *Logik der Forschung* (»Hypothesen sind

11 Ebd., S. 309 (§ 47).

12 Jakob Friedrich Fries, *System der Logik. Ein Handbuch für Lehrer zum Selbstgebrauch*, Heidelberg ²1819, S. 369 (§ 81).

13 Immanuel Kant, *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* [1798], in ders., *Gesammelte Schriften* (Fn. 10) Bd. I, 7, S. 117–333, hier S. 224 (§ 57).

14 Ebd., S. 226 (§ 58).

15 Imre Lakatos, *Mathematics, Science and Epistemology*, hg. von John Worrall u. Gregory Currie (Philosophical Papers, Bd. 2), Cambridge u. a. 1978, S. 29.

Netze, nur der wird fangen, der auswirft [...]«¹⁶) lässt allerdings erkennen, dass Popper in der Heuristik auf Seiten der Romantik steht. Dementsprechend hebt ein zweites Motto die Rolle der Einbildungskraft für die Hypothesenbildung hervor. Die Phantasie ist danach nicht nur Sache der Kunst, sondern auch der Wissenschaften.

Nun gibt es aber auch Phantasten, nämlich ›wilde‹ Analogisierer, die alles mit allem in Beziehung setzen und gegebenenfalls auch Verbindungen geheimster Art aufzudecken meinen. Analogisches Denken zeichnet nicht nur geniale Wissenschaftler, sondern auch paranoide Verschwörungstheoretiker aus. Wegen dieser janusköpfigen Nähe von Genialität und Irrsinn bedarf es als prüfender Instanz über ein logisch schlüssiges Denken hinaus einer durch Erfahrung gesättigten Urteilskraft. Dass wir die Genies als Genies und nicht als Verrückte der Weltgeschichte führen, liegt daran, dass sie ihre Kreativität unter Kontrolle behielten. Etwas *ver-rückt* zu sein, nämlich nicht auf ein und derselben Stelle zu verharren, mag eine notwendige Bedingung für Genialität sein, gewiss ist dies aber keine hinreichende Bedingung.

2. Beispiele kreativen Denkens: Gottlob Frege und August Kekulé

Um die Bedingungen kreativen Denkens zu erkunden, empfiehlt sich eine Analyse von Beispielen. Als Beispiel für kreatives Denken auf analogischer Grundlage in einer nicht-empirischen Disziplin lässt sich die Herausbildung der modernen Logik durch den Mathematiker Gottlob Frege anführen. Der wesentliche Fortschritt der modernen gegenüber der traditionellen Logik besteht in der Ersetzung der Subjekt-Prädikat-Struktur der Aussage durch die Argument-Funktions-Struktur. Der entscheidende Schritt ist die Übertragung des mathematischen Funktionsbegriffs auf die Logik bei gleichzeitiger Erweiterung des Argument- und des Wertebereichs von Funktionen über mathematische Größen hinaus. Dabei werden Begriffe als Funktionen gefasst, deren Werte Wahrheitswerte sind, und Verknüpfungen zwischen Aussagen (wie ›und‹, ›oder‹, ›wenn – so‹) sowie die Verneinung von Aussagen werden als Wahrheitswertfunktionen bestimmt, nämlich als Funktionen, deren Argumente und Werte Wahrheitswerte sind. Mit Freges Übertragung geht neben einer Erweiterung auch eine Präzisierung des Funktionsbegriffs einher. Diese erfolgt durch eine zweite Übertragung, und zwar nicht aus der Mathematik in

16 Novalis, *Das dichterische Werk* (Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs, Bd. 1), Stuttgart 1960, S. 403.

ein anderes Gebiet, sondern gerade umgekehrt aus einem anderen Gebiet in die Mathematik. Die chemische Metapher der Ungesättigtheit dient der Erläuterung des Wesens der Funktion und führt zur Ausbildung von Freges kategorialer Unterscheidung zwischen Ungesättigtem und Sättigendem, die in ihrer Verbindung ein gesättigtes Ganzes ausmachen. In der Sache sind Freges Einsichten das Ergebnis eines komplexen, analogischen Denkens, das Konzepte aus so heterogenen Gebieten wie Mathematik, Chemie und Logik zusammenführt und auf diese Weise durch eine Neuordnung sämtlicher logischer Kategorien einen Paradigmenwechsel in der Logik herbeiführt.

Als Beispiel für kreatives Denken in den empirischen Wissenschaften sei die Entdeckung des Benzolrings durch August Kekulé angeführt. Den entscheidenden Anstoß erhielt Kekulé nach eigener Aussage, als er sich nach angespanntem Nachdenken über die chemische Struktur des Benzols, ohne einer Lösung näher zu kommen, ermüdet vor sein flackerndes Kaminfeuer zur Ruhe setzte. Bei entspannter Kontemplation der Bewegungen der Flammen fielen ihm langsam die Augen zu; aber nicht ganz – auf der Schwelle zum Schlaf sah er Flammen, die züngelnd in sich selbst zurückschlugen – *wie* die mythische (und alchemistische!) Figur der Uroboros-Schlange, der Schlange, die sich selbst in den Schwanz beißt. Das war die Lösung: der Atombau des Benzols stellte sich ihm als »geschlossene Kette« dar. In der Beschreibung dieses Erlebnisses spricht Kekulé davon, dass ihn diese Einsicht wie ein »Blitzstrahl« getroffen habe. Er vergisst aber nicht hinzuzufügen, dass er den »Rest der Nacht« damit verbrachte, »die Konsequenzen der Hypothese auszuarbeiten«.¹⁷ Dieser Zusatz ist zu betonen: Der kreative Einfall führt zunächst zur Bildung einer *Hypothese*. Obwohl Kekulé als durchaus hypothesenfreudig galt und sogar »Speculationen in den exacten Wissenschaften« ausdrücklich verteidigte,¹⁸ war für ihn doch klar: Erkenntnis verlangt, dass die Hypothese anhand ihrer Konsequenzen überprüft wird. Ergeben sich Konsequenzen, die nicht den Tatsachen entsprechen, so führt dies (nach dem bereits erwähnten Schlussverfahren des *Modus tollens*) zur Falsifikation der Hypothese.

17 August Kekulé, »Rede, gehalten bei der ihm zu Ehren veranstalteten Feier der Deutschen Chemischen Gesellschaft im großen Saal des Rathauses der Stadt Berlin am 11. März 1890«, in Richard Anschütz (Hg.), *August Kekulé. Bd. 2: Abhandlungen, Berichte, Kritiken, Artikel, Reden*, Berlin 1929, S. 937–947, hier S. 942. Vgl. Günther Bugge (Hg.), *Das Buch der großen Chemiker*, unveränd. Nachdr., Weinheim 1955, Bd. 2, S. 206 f.

18 August Kekulé, »Die wissenschaftlichen Ziele und Leistungen der Chemie. Rede, gehalten beim Antritt des Rectorates der Rheinischen Friedrich Wilhelms-Universität [Bonn] am 18. Oktober 1877«, in Anschütz, *August Kekulé* (Fn. 17), Bd. 2, S. 903–917, hier S. 914–916.

Das Kekulé-Beispiel ist außerdem ein guter Beleg dafür, dass man Kreativität nicht erzeugen und erst recht nicht erzwingen kann. Allerdings fällt sie auch nicht vom Himmel. Wir sprechen zwar von einem ›Einfall‹, und es ist häufig auch so, dass die besten Ideen ganz plötzlich aufblitzen (siehe Kekulés »Blitzstrahl«-Vergleich), aber dem Ein-Fall gehen angestrengte Arbeiten voraus, welche zudem die Ergebnisse anderer Forscher einbeziehen: »Auch meine Ansichten«, so betont Kekulé an anderer Stelle, »sind aus denen der Vorgänger erwachsen und lehnen sich an sie an. Von absoluter Neuheit kann keine Rede sein.«¹⁹ Die Ergebnisse eigener und fremder Arbeiten vernetzen sich im Unterbewusstsein und führen in glücklichen Augenblicken dazu, neue Zusammenhänge zu erkennen. Auffällig ist, dass Kekulé die entscheidende Idee nicht in einem Moment der höchsten *Anspannung*, sondern der *Entspannung* hatte. »Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf« oder besser gesagt – wie im Falle Kekulés – im Halbschlaf, aber eben erst nach einem harten Arbeitstag. Es dürfte der allgemeinen Erfahrung entsprechen, dass die Einschlafphase die Geburtsstunde vieler Ideen ist. Daher empfiehlt es sich, nicht allzu weit vom Bett Papier und Bleistift bereitzuhalten, um die guten Ideen gleich zu notieren. Sonst kann es einem passieren, dass man in der Nacht einen Einfall hat, an den man sich am nächsten Morgen nicht mehr erinnert.

3. Bedingungen kreativen Denkens

Die angeführten Beispiele zeigen, dass kreatives Denken häufig die Grenzen der eigenen Disziplin überschreitet, und dies nicht nur zwischen den Wissenschaften, sondern auch unter Rückgriff auf Vorstellungen der Einbildungskraft, die uns, wie im Falle Kekulés, durch Kunst oder gar Mythos vermittelt worden sind. »Wer nichts als Chemie versteht[,] versteht auch die nicht recht.« So schrieb der Physiker, Philosoph und Literat Georg Christoph Lichtenberg,²⁰ der selbst geradezu die Verkörperung einer transdisziplinären Genialität war. Es versteht sich, dass hier statt der Chemie jedes andere Fach einsetzbar ist. Lichtenberg selbst scheint allerdings die ›reinen‹ Disziplinen auszunehmen und seine Aussage auf die angewandten, der Urteilskraft bedürftigen Disziplinen zu beschränken. In der Tat sind insbesondere in der reinen Mathematik Fälle autistischer Genialität bekannt.

¹⁹ Kekulé, Rede 11. 3. 1890 (Fn. 17), S. 940.

²⁰ Georg Christoph Lichtenberg, *Schriften und Briefe. Bd. I: Sudelbücher*, hg. von Wolfgang Promies, München ²1973, S. 772 (Sudelbücher J 860).

Nun muss man, um kreativ zu sein, nicht gleich genial sein; aber bereits für das normale kreative wissenschaftliche Arbeiten kommt es darauf an, neue Zusammenhänge zu sehen, das gilt in den Natur- wie in den Kulturwissenschaften, bei Experimenten im Labor wie bei Interpretationen von Texten.

Wenn es nun so ist, dass disziplinäre Beschränkung zwar solide Arbeit erlaubt, aber nicht gerade Kreativität fördert, dann schafft man günstige Bedingungen für kreatives Denken dadurch, dass man sich – institutionell und privat – in die richtige Umgebung versetzt, nämlich transdisziplinäre Verbindungen sucht. Sorgen muss einem da die Situation mancher Studierender bereiten. Mit Leibniz zu sprechen, kommen sie einem vor wie »Monaden ohne Fenster« – aber mit Bildschirm. Nicht das lebendige Individuum, der Mikrokosmos, spiegelt das Universum, den Makrokosmos, sondern der Bildschirm überfüllt das Individuum mit Informationen. Internet-Informationen können sehr nützlich sein, sie bieten aber kein selbst erworbenes und erst recht kein kreatives Wissen, und ein E-Mail-Austausch ersetzt nicht das lebendige Gespräch. Das Gespräch in unterhaltsamer Atmosphäre ist geradezu ein Hort der Kreativität. Ein Wort gibt das andere und es entsteht, wie Heinrich von Kleist es so trefflich genannt hat, »die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden«. Er schreibt:

Es liegt ein sonderbarer Quell der Begeisterung für denjenigen, der spricht, in einem menschlichen Antlitz, das ihm gegenübersteht; und ein Blick, der uns einen halbausgedrückten Gedanken schon als begriffen ankündigt, schenkt uns oft den Ausdruck für die ganze andere Hälfte desselben.²¹

Hier dürfte einer der Gründe zu finden sein, warum Psychologen, die sich mit der Heuristik von Problemlösungen beschäftigen, als »Gedanken-Fabrik« – wie es in der zitierten Stelle aus dem *Faust* heißt – nicht die grüblerische Einsamkeit, sondern das kreative Team empfehlen. Letztlich ist es wohl so, dass wir von einem dialektischen Verhältnis zwischen Geselligkeit und Einsamkeit auszugehen haben. Wir holen uns die Anregungen im Gespräch, wo eines das andere gibt, »Ein Schlag [assoziativ] tausend Verbindungen schlägt«, um dann die Ideenflut in einsamer Konzentration prüfend zu bändigen. Erst das Wechselspiel von Kreativität und Kontrolle schafft produktive Innovationen.

Wenn es auch möglich ist, günstige Bedingungen für kreatives Denken zu schaffen, so lässt sich Kreativität doch nicht institutionell erzwingen, indem man Transdisziplinarität verordnet. Aus diesem Grunde sind die derzeitigen Initiativen zur Bildung von Eliten an den deutschen Hochschulen mit Skepsis

21 Heinrich von Kleist: »Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden [ca. 1805]«, in ders., *Werke in drei Bänden*, hg. von Rolf Toman, Köln 1996, Bd. 3, S. 310–316, hier S. 311.

zu betrachten. Es ist nicht damit getan, dass man Wissenschaftler unterschiedlichster Provenienz in Exzellenzclustern zusammensperrt. Es muss auch der Wille zur Grenzüberschreitung vorhanden sein. Andererseits darf die Aufforderung zur Transdisziplinariät nicht zur Vermischung von Betrachtungsebenen führen. So kommt es nicht nur darauf an, neue Verbindungen zu schlagen, sondern auch angemessene Unterscheidungen zu treffen und einzuhalten, vor allem in kategorial vermintem Gelände. Hierfür geben einige Neurowissenschaftler derzeit ein negatives Beispiel ab, indem sie sich – den Boden ihrer soliden wissenschaftlichen Ergebnisse verlassend – zu allzu kühnen philosophischen Hypothesen aufschwingen und dabei den Kategorienfehler begehen, nicht zwischen normativen und empirischen Fragen, nicht zwischen Gründen des Handelns und Ursachen des Verhaltens zu unterscheiden. Als Beispiel lässt sich die Leugnung der Willensfreiheit durch einzelne Vertreter der neurobiologischen Hirnforschung anführen. Geist und Natur zusammenzubringen, bedeutet nicht, beides naturalistisch zu vermischen.

Kreativität hat es mit dem Sehen von neuen Zusammenhängen zu tun. Als Erkenntnisvermögen, das für das Sehen von Ähnlichkeiten im Verschiedenen, für Analogien zwischen auseinanderliegenden Bereichen, zuständig ist, haben wir den Witz kennengelernt. Daneben kamen noch weitere Erkenntnisvermögen zur Sprache, die bereits von der Tradition bei unterschiedlicher Akzentuierung mit dem Witz in Verbindung gebracht worden sind: Einbildungskraft, Phantasie und Intuition.

Vergleichen wir die beiden vorgestellten Beispiele für kreatives Denken, Freges Begründung der modernen Logik und Kekulé's Entdeckung des Benzolrings, so kommt die Einbildungskraft in ganz unterschiedlichen Weisen ins Spiel. Für Kekulé gibt eine Vorstellung der Einbildungskraft den Anstoß zur Begriffsbildung und Ausarbeitung seiner Theorie. Sich selbst bescheinigt er »ein unwiderstehliches Bedürfniss nach Anschaulichkeit«, das mit dazu beigetragen habe, »dass jene vor 25 Jahren in der Luft umherschwirrenden chemischen Ideenkeime gerade in meinem Kopf den für sie geeigneten Boden fanden« und zwischen ihnen – so lässt sich ergänzen – neue Verbindungen im goetheschen Sinne geschlagen wurden.²² Kekulé bestätigt ausdrücklich die Rolle der Einbildungskraft (als »geistiges Auge«²³) und der »Phantasie«²⁴ für kreatives Denken: »Lernen wir träumen«, so fordert er (wohl nicht ganz ohne Selbstironie) seine

22 Kekulé, Rede 11.3.1890 (Fn. 17), S. 944. Kekulé's Entdeckung ist vielfach als »genial« bezeichnet worden. Er selbst vermeidet diesen Ausdruck als Selbstzuschreibung, geht aber auf die Begrifflichkeit (S. 941) ein.

23 Ebd., S. 942.

24 Ebd., S. 944.

Zuhörer auf, »dann finden wir vielleicht die Wahrheit«;²⁵ und auch die Intuition findet ihre Aufwertung gegenüber dem diskursiven Denken, wenn Kekulé mit Blick auf das Finden der Wahrheit aus dem *Faust* zitiert:

Und wer nicht denkt,
Dem wird sie geschenkt,
Er hat sie ohne Sorgen.²⁶

Zu bedenken ist aber, dass dies die Hexe (in der Hexenküchen-Szene) spricht, also die Meisterin des Zaubertranks – die Herrin der Alchemie, nicht der wissenschaftlichen Chemie. Daher folgt auch sogleich die Warnung, dass wir uns davor »hüten« sollen, »unsere Träume zu veröffentlichen, ehe sie durch den wachenden Verstand geprüft worden sind«.²⁷ Die Anerkennung der Rolle der Intuition für die Erkenntnis läuft also nicht auf einen Intuitionismus hinaus, der die *eigentliche* Erkenntnis in die Anschauung oder Schau verlegen möchte und der Urteilst Wahrheit dabei skeptisch gegenübersteht. Eine solche Höherbewertung der Intuition gegenüber der Diskursivität ist Kekulé fremd. Ihm geht es vielmehr um eine Gleichberechtigung anschaulicher und begrifflicher Erkenntnisformen. Ohne Einbildungskraft und Intuition kein kreatives Denken; aber es bleibt dabei: Ihre Produkte bedürfen der Geltungsprüfung, der nüchternen Kontrolle durch Logik und Urteilskraft. Andernfalls kommen wir dahin, was an anderer Stelle im *Faust* (im Walpurgisnachtstraum) zu lesen ist:

Die Phantasie in meinem Sinn
Ist diesmal gar zu herrisch.
Fürwahr, wenn ich das alles bin,
So bin ich heute närrisch.²⁸

In Freges logischem Denken hat die Einbildungskraft eigentlich keinen Platz. Insbesondere sein Programm des Logizismus, die Arithmetik auf Logik zu gründen, schließt alles Anschauliche aus. So soll die »Lückenlosigkeit der Schlusskette« geradezu sichern, dass »sich hierbei nicht unbemerkt etwas Anschauliches eindrängen könnte«.²⁹ Andererseits bedient sich Frege aber der Einbildungskraft als des Vermögens der »bildlichen« Rede in seiner philosophischen Metasprache, indem er zur Erläuterung der Kategorie der Funktion

25 Ebd., S. 942.

26 Ebd., vgl. auch Goethe, *Faust* (Fn. 4), Vers 2570–2572.

27 Kekulé, Rede 11. 3. 1890 (Fn. 17), S. 942.

28 Goethe, *Faust* (Fn. 4), Vers 4347–4350.

29 Gottlob Frege, *Begriffsschrift. Eine der arithmetischen nachgebildete Formelsprache des reinen Denkens*, Halle a. d. S. 1879, S. IV.

auf das anschauliche Bild des ›Ungesättigten‹ aus der Chemie zurückgreift und dieses als kategoriale Metapher in der Logik fruchtbar macht. Dabei räumt er sogar ein, dass für die Bildung kategorialer Begriffe und Unterscheidungen Vergleiche und Metaphern unverzichtbar seien. So sei der Begriff der Funktion »logisch einfach« und daher definitorisch nicht auf andere zurückführbar. Um sich über einfache Begriffe zu verständigen, sei es nur möglich, »auf das hinzu-deuten, was gemeint ist«,³⁰ und dazu müsse man häufig auf »bildliche Ausdrücke« zurückgreifen.³¹ Die metaphorische Ausdrucksweise dient hier also nicht bloß der Veranschaulichung einer bestehenden Begrifflichkeit, sondern sie tritt an die Stelle fehlender Begrifflichkeit. Der Logiker Frege bestätigt damit den Metaphoriker Hans Blumenberg, indem er die Unhintergebarkeit metaphorischer Ausdrucksweise im Felde kategorialer Unterscheidungen zugesteht. Blumenbergs Charakterisierung der kognitiven Leistung der Metapher als »Erfassung von Zusammenhängen«³² führt uns wiederum auf Goethes *Faust* zurück, wo Kreativität als Leistung des analogen Erkenntnisvermögens bestimmt wird, als Leistung des »tausend Verbindungen« schlagenden Geistes im Sinne des Witzes.

Sind wissenschaftliche und ästhetische Erkenntnisansprüche sowie die Kriterien für deren Einlösung auch verschieden, was die Kreativität und damit die Genese der Erkenntnis anbelangt, so dürften produktionsästhetisch in der Dichtung und in der Kunst sowie heuristisch in der Wissenschaft dieselben Vermögen wie insbesondere Intuition, Phantasie und Witz am Werke sein. Künstlerische und wissenschaftliche Kreativität haben dieses gemeinsam, dass es um die Entdeckung, Aufdeckung, Stiftung oder Vergegenwärtigung von *Zusammenhängen* geht. Übereinstimmung besteht auch in folgender Hinsicht: So wie es keinen logischen Kalkül wissenschaftlicher Kreativität gibt, fehlen auch feste Regeln der Literatur- und Kunstproduktion. Ganz im Gegenteil zeichnet sich künstlerische Kreativität häufig gerade durch die Abweichung von vermeintlichen Regeln aus. Dieses Verständnis bildet sich bereits in der Wende von

30 Gottlob Frege, *Function und Begriff*. Vortrag gehalten in der Sitzung vom 9. Januar der Jenaischen Gesellschaft für Medizin und Naturwissenschaft, Jena 1891, S. 18. Vgl. ders., »Was ist eine Funktion?«, in *Festschrift, Ludwig Boltzmann gewidmet zum sechzigsten Geburtstage*, 20. Februar 1904, Leipzig 1904, S. 656–666, hier S. 665; ferner ders., *Grundgesetze der Arithmetik*, Bd. 1, Jena 1893, S. 4 u. Bd. 2, Jena 1903, S. 148, Fn. 1.

31 Gottlob Frege, »Ueber Begriff und Gegenstand«, in *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie* 16 (1892), S. 192–205, hier S. 205. Vgl. ders. »Über die Grundlagen der Geometrie II/1«, in *Jahresbericht der Deutschen Mathematiker-Vereinigung* 15 (1906), S. 293–309, hier S. 301.

32 Hans Blumenberg, »Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit«, in *Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher*, Frankfurt a. M. 1979, S. 75–93, hier S. 77.

der Regelästhetik zur Genieästhetik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus. Im Zuge dieser Entwicklung kommt es zu einer Abwertung des Vermögens des Witzes, der für übertrieben assoziatives Denken und wildes Analogisieren verantwortlich gemacht wird. Es kommt zur polemischen Unterscheidung zwischen dem bloßen *Witzling* und dem wahren *Genie*. Hier ist der Ursprung für das heutige Verständnis des Witzes als Scherz zu finden. In seinen positiven Leistungen als heuristisches Erkenntnisvermögen wird der Witz bei Kant terminologisch durch das Vermögen der reflektierenden Urteilskraft abgelöst, wobei die Bestimmungen in der Sache weitestgehend dieselben bleiben. Den gegenläufigen Vermögen *Witz* und *Scharfsinn* entsprechen nun die Vermögen *reflektierende Urteilskraft* und *bestimmende (subsumierende) Urteilskraft*. Im Vergleich mit der subsumierenden Urteilskraft ist die Tätigkeit der reflektierenden Urteilskraft durch einen Richtungswechsel im Erkennen bestimmt. Steigt die subsumierende Urteilskraft vom Allgemeinen zum Besonderen ab, so steigt die reflektierende Urteilskraft vom Besonderen zum Allgemeinen auf und schlägt neue Verbindungen, indem sie Ähnlichkeiten zwischen Verschiedenem feststellt. Demgemäß erweist sich die reflektierende Urteilskraft als das Vermögen des kreativen Denkens. Sie und ihre Tätigkeit gilt es zu erkunden, um im Feld der Heuristik des Erkennens nicht nur psychologisch, sondern auch methodologisch voran zu kommen.

Auf dem Wege zur Enttarnung des Rezensenten »G—I« im *Literarischen Centralblatt*¹

An der Universität Erlangen-Nürnberg wurde von 1985 bis 1990 das DFG-Projekt *Fallstudien zur Begründung einer Sozialgeschichte der formalen Logik* durchgeführt. Im Rahmen dieses Forschungsprojekts haben wir gelegentlich versucht, die Identität von Autoren anonymer oder nur mit Kürzel bzw. Sigel gezeichneter Rezensionen von Logikschriften zu klären. Von denen, die sogar in Alonzo Churchs *Bibliography of Symbolic Logic* verzeichnet sind, ist uns dies z. B. beim Rezensenten des ersten Bandes von Ernst Schröders *Vorlesungen über die Algebra der Logik* im zweiten Band des *Monist*² gelungen. Er signierte seine ausführliche Rezension mit »κρς«, konnte aber als Paul Carus (1852–1919) »enttarnt« werden – ohne große Mühe, weil es sich bei ihm nämlich um den Herausgeber des *Monist* handelte.

Natürlich gibt es auch von Church nicht erfasste anonyme und pseudonyme Rezensenten von Logikschriften. Zu ihnen gehört der Rezensent »G—I« von Gottlob Freges *Grundlagen der Arithmetik* im Jahrgang 1885 des *Literarischen Centralblatts für Deutschland*.³ Diese Rezension ist eine von sieben Rezensionen, welche die Originalausgaben der *Grundlagen* von 1884 bzw. 1934 erhalten haben (und von denen nur eine, nämlich die von Georg Cantor, bei Church verzeichnet ist). Alle sieben habe ich unter den »ergänzenden Texten«

1 Geringfügig überarbeitete Fassung des Vortrages vom 10.7.2014 anlässlich des Kolloquiums *Logische Hermeneutik* für Lothar Kreiser. Der Vortragsstil wurde für den Druck beibehalten.

2 κρς, Rez. »Ernst Schröder, *Vorlesungen über die Algebra der Logik (Exakte Logik)*, Bd. 1, Leipzig 1890«, in *The Monist* 2/4 (1892), S. 618–623. In Churchs Bibliografie als Nr. 81 verzeichnet: Alonzo Church, »A Bibliography of Symbolic Logic«, in *The Journal of Symbolic Logic* 1/4 (1936), S. 123–155, hier S. 143.

3 G—I, Rez. »Gottlob Frege, *Die Grundlagen der Arithmetik. Eine logisch mathematische Untersuchung über den Begriff der Zahl*, Breslau 1884«, in *Literarisches Centralblatt für Deutschland*, 36/44 (24.10.1885), Sp. 1514 f.; wiederabgedr. in: Gottlob Frege, *Die Grundlagen der Arithmetik. Eine logisch mathematische Untersuchung über den Begriff der Zahl* (Centenarausgabe), mit ergänzenden Texten kritisch hg. von Christian Thiel, Hamburg 1986, S. 120 f.

zur Centenarausgabe der *Grundlagen* mit abgedruckt. Leider konnte ich dabei auf den Verfasser der Rezension im *Literarischen Centralblatt* nur mithilfe einer Kennzeichnung verweisen: Er erscheint als »der bisher nicht identifizierte Rezensent des *Literarischen Centralblatts für Deutschland* mit dem Signum ›G—I‹«. ⁴ Obwohl es auch heute noch keinen endgültigen Beleg für die gleich vorzustellende Identifikation gibt, war ich doch bereits 1997 kurz vor dem Ziel, und muss sogar zugeben, dass ich mit etwas Fantasie und Aufwand auch 1986 schon so weit hätte sein können. Als ›vorläufige Mitteilung‹ publiziert habe ich die gut untermauerte Vermutung bisher nicht; dass ich es jetzt tue, liegt daran, dass solche durch Recherchen gestützte Hypothesen zweifellos verwandt sind mit Arbeiten von Lothar Kreiser und einigen seiner Schüler, die unter dem Stichwort ›Mikroklima‹ bekannt geworden sind und charakteristische Aspekte in den Blick bringen, die bei manchen Arbeiten der einstigen Erlanger Forschungsgruppe und mit ihr kooperierender Wissenschaftshistoriker bzw. -historikerinnen als Vorbild gedient haben. Während solche – in der Postmoderne gern als ›archäologisch‹ bezeichneten – akribischen Arbeiten für die Beteiligten oft eine fesselnde Tätigkeit darstellen, sind Berichte darüber leider meist langweilig. Damit die Resultate nicht in der Versenkung verschwinden, ist irgendeine Art der Dokumentation für die Fachwelt aber unumgänglich.

Als ich in den Jahren nach der Centenarausgabe immer wieder auf das Ärgernis der ungeklärten Identität des ›G—I‹ stieß, vermutete ich zunächst, es könne sich vielleicht um August Freiherr von Gall handeln, dessen zusammen mit Eduard Winter verfasstes Lehrbuch *Die analytische Geometrie des Punktes und der Geraden und ihre Anwendung auf Aufgaben* ⁵ Frege 1877 in ziemlich abfälliger Weise in der *Jenaer Literaturzeitung* rezensiert hatte. ⁶ Erst 1997 kam ich auf den Gedanken, diese Vermutung anhand etwa erhaltener Redaktionsunterlagen oder eines Nachlasses des Herausgebers des *Centralblatts*, Eduard Zarncke, zu überprüfen. Aus einer Mainzer Dissertation über die Geschichte des *Centralblatts* ⁷ lernte ich, dass sowohl im Heft zum 25-jährigen Jubiläum 1874 als auch im 51. Jahrgang 1900 Mitarbeiterverzeichnisse enthalten sind. Leider zeigte sich, dass diese nur die Namen, Wohnorte und manchmal die

4 Frege, Centenarausgabe (Fn. 3), S. LII.

5 August von Gall und Eduard Winter, *Die analytische Geometrie des Punktes und der Geraden und ihre Anwendung auf Aufgaben*, Darmstadt 1876.

6 Gottlob Frege, Rez. »Gall und Winter, Die analytische Geometrie (Fn. 5)«, in *Jenaer Literaturzeitung* 4 (1877), 133 f., wiederabgedr. in: ders., *Kleine Schriften*, hg. von Ignacio Angelelli, Hildesheim u. a. ²1990, S. 87 f.

7 Thomas Lick, *Friedrich Zarncke und das »Literarische Centralblatt für Deutschland«*. Eine buchgeschichtliche Untersuchung (Buchwissenschaftliche Beiträge aus dem Deutschen Bucharchiv München, Bd. 43; Diss. Univ. Mainz 1992), Wiesbaden 1993.

Stellung der Mitarbeiter angeben. Die Namen korrelieren nicht mit den verwendeten Siglen, und auch die von ihnen im *Centralblatt* publizierten Rezensionen werden nicht genannt. Dennoch wurde die Suche – die Vollständigkeit der Listen einmal vorausgesetzt – nunmehr erheblich eingeschränkt; August von Gall taucht übrigens *nicht* unter den genannten Mitarbeitern des *Centralblatts* auf. Dagegen erscheint in der Liste von 1900, durch ein Kreuzchen als zu diesem Zeitpunkt bereits verstorben gekennzeichnet, ein gewisser Dr. H. Gretschel, ehemals »Professor an der Bergakademie in Freiberg«.⁸



Abb. 1: Portrait Heinrich Gretschel. Quelle: TU Bergakademie Freiberg/UB ÷ Schiffner-Nachlass. (Ich möchte hier Frau Dr. Kugler-Kießling, Herrn Dr. Kaden und Herrn Roland Volkmer herzlich danken für die Überlassung zweier Scans dieses Porträts.)

Über diesen ließen sich nun weitere Daten finden. Das Gesamtverzeichnis der Mitglieder der Deutschen Mathematiker-Vereinigung 1890–1990⁹ nennt ihn als Mitglied seit 1890, also seit Gründung. Die übrigen hier verzeichneten Daten stimmen bis auf Kleinigkeiten mit den Angaben im Poggendorff¹⁰ und in einem Nachruf im *Jahresbericht der Deutschen Mathematiker-Vereinigung*

8 Zarncke, Eduard [?], »Verzeichnis der Mitarbeiter aus den Jahren 1850–1899«, in *Literarisches Centralblatt für Deutschland* 51/1 (6. 1. 1900), Sp. 5–28 (Gretschel in Sp. 12); mit Nachträgen und Berichtigungen in 51/4 (27. 1. 1900), Sp. 18 und in 51/14 (7. 4. 1900), Sp. 619 f.

9 Michael Toepell (Hg.), *Mitgliedergesamtverzeichnis der Deutschen Mathematiker-Vereinigung 1890–1990*, München 1991, S. 134.

10 Art. »Gretschel, Heinrich Friedrich«, in Berend Wilhelm Feddersen und Arthur Joachim von Oettingen (Hg.), *J. C. Poggendorff's Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften [...]*, Bd. 3/1 (1858–1883/A–L), Leipzig 1898, S. 547 f. Die Angabe »HSS« am Schluss des Eintrags über Gretschel besagt, dass die Angaben übernommen wurden aus dem Eintrag über Gretschel in Wilhelm Haas (Hg.), *Sächsisches Schriftsteller-Lexicon [...]*, Leipzig 1875, S. 106. Der Geburtsort ist dort allerdings korrekt als »Priestitz« angegeben.

gung¹¹ überein: Heinrich Friedrich Gretschel wird dort genannt als Dr. phil., Sohn eines Gärtners, geb. am 21. Oktober 1830 in Prietitz (nicht »Prielitz«, wie Poggendorff fehlerhaft schreibt) bei Kamenz in der Oberlausitz. Studium 1847–1851 am Polytechnikum zu Dresden (der späteren TH) und anschließend bis 1854 an der Universität Leipzig in den Fächern Mathematik, Astronomie, Geographie, Geologie und Mineralogie. An der Nicolaischule in Leipzig 1853 Maturitätsprüfung und 1854 Staatsprüfung für Kandidaten des höheren Schulamtes. Danach Lehrer am »Modernen Gesammtgymnasium« und ab 1856 zugleich an der Öffentlichen Handelslehranstalt zu Leipzig. 1873 folgte Gretschel einem Ruf als Professor der höheren Mathematik und darstellenden Geometrie an die Königlich Sächsische Bergakademie Freiberg. Einen 1879 an ihn ergangenen Ruf an die Technische Hochschule Hannover lehnte er ab. Ob dies der äußere Anlass für seine Ernennung zum Bergrat war, weiß ich allerdings nicht. Gretschel verstarb am 2. Februar 1892 in Dresden an den Folgen einer Operation; beigesetzt wurde er in Freiberg. Er hinterließ seine Ehefrau Anna Gretschel und den gemeinsamen Sohn Heinrich.

Das Literaturverzeichnis im Poggendorff gibt zehn Aufsätze in Grunerts *Archiv der Mathematik*¹² zwischen 1864 und 1870 an, aber auch etliche monografische Publikationen und Übersetzungen. 1865 erscheint in der Reihe *Weber's Illustrierte Katechismen* (die später in *Webers Illustrierte Handbücher* umbenannt wurden) ein *Katechismus der Physik* (³1882), 1867 ein *Katechismus der Meteorologie*.¹³ 1868 finden wir von Gretschel ein *Lehrbuch zur Einführung in die organische Geometrie*.¹⁴

In Gretschels Bibliografie kommen dann zwei »Seitensprünge«: 1869 ein *Lehrbuch der Geigen- und Bogenmacherkunst*, und 1872 zusammen mit Julius

11 Erwin Papperitz, »Heinrich Gretschel«, in *Jahresbericht der Deutschen Mathematiker-Vereinigung* 2 (1893), S. 42 f.

12 Johann August Grunert (Hg.), *Archiv der Mathematik und Physik, mit besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse der Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten*. Greifswald u. a. 1841–1920.

13 Heinrich Gretschel, *Katechismus der Meteorologie*, Leipzig 1867. Die 2. Aufl. erschien 1878; die in den Verlagsanzeigen als »unter der Presse« befindlich angekündigte 3. Aufl. dieses Katechismus erschien 1893, also im Jahr nach dem Tode Gretschels, unter der Autorschaft von Wilhelm J. van Bebber.

14 Heinrich Gretschel, *Lehrbuch zur Einführung in die organische Geometrie*, Leipzig 1868. Gretschel greift damit einen exotischen Terminus von Jacob Steiner auf, der 1832 die »systematische Entwicklung der Abhängigkeit geometrischer Gestalten von einander« untersucht hatte, deren gemeinsame Wurzel auffinden wollte und »den Organismus aufzudecken [bemüht war], durch welchen die verschiedenartigsten Erscheinungen der Raumwelt mit einander verknüpft sind« (vgl. Gretschel, *Lehrbuch*, S. 1); später nannte man das »synthetische« im Unterschied zur »analytischen« Geometrie.

Blüthner *Der Pianoforte-Bau*. 1873 folgt ein *Lehrbuch der Kartenprojection*, 1882 ein *Lexicon der Astronomie*. Daneben hat Gretschel einiges aus dem Englischen übersetzt: einmal Spottiswoodes *Die Mathematik in Beziehung zu anderen Wissenschaften* 1879,¹⁵ ferner William Crookes' berühmten Vortrag *Strahlende Materie* (von dem wir in der UB Erlangen ein von Max Noether gestiftetes Exemplar haben), das auch ein Vorwort Gretschels enthält und auf dem Titelblatt das Erscheinungsjahr 1879 trägt.¹⁶ Eine weitere Übersetzung ist die von Bells *Photophon* 1880; dabei handelt es sich um den amerikanischen Erfinder Alexander Graham Bell (1847–1922), der außer dem uns bekannten Telefon auch ein »Photophon« zur Übertragung von Sprache durch Lichtstrahlen erdacht hatte. Schließlich erfahren wir, dass Gretschel »z. Th.« mit Gustav Wunder und Heinrich Hirzel (dem später Georg Bornemann als Mitherausgeber folgte) seit 1865 das in Leipzig erscheinende *Jahrbuch der Erfindungen*¹⁷ herausgegeben habe.

Über die bisher genannten Angaben hinaus war bisher nur zu ermitteln, dass »G—I«, nach meiner Hypothese also Gretschel, im *Literarischen Centralblatt* 1883 21 Rezensionen meist mathematischer (und einiger physikalischer) Werke veröffentlicht hat, darunter solche von Gustav Robert Kirchhoff, Carl Gustav Jacob Jacobi, Richard Dedekind, Leopold Kronecker, Felix Klein, Peter Guthrie Tait und William Rowan Hamilton, 1884 18 Rezensionen, darunter zu Werken von Moritz Pasch, Georg Cantors *Grundlagen einer allgemeinen Mannichfaltigkeitslehre* (1883),¹⁸ Hermann Cohens *Princip der Infinitesimal-Methode* (1883),¹⁹ und als einzige mir aufgefallene Rezension aus dem Bereich der Technikwissen-

15 Kenneth May verzeichnet ihn als William Spottiswoode mit den Lebensdaten 1825–1883 und verweist auf einen Nachruf mit Bibliografie und Porträt in der Zeitschrift *Nature* von 1883 und auf einen Nachruf in den *Proceedings of the London Royal Society* von 1884. Vgl. Kenneth May, *Bibliography and Research Manual of the History of Mathematics*, Toronto 1973, S. 343.

16 William Crookes, *Strahlende Materie oder Der Vierte Aggregatzustand*, dt. hg. von Heinrich Gretschel, Leipzig 1879. Poggendorff nennt als Erscheinungsjahr 1882, doch ist dies der »neue, unveränderte Abdruck« aus diesem Jahr. Das *Gesamtverzeichnis des deutschsprachigen Schrifttums* (GV) 1700–1910 (Bd. 26, München 1981, S. 235) listet Drucke der offenbar sehr beliebten Crookesschen Schrift von 1879, 1880, 1882, eine 4. unveränderte Aufl. von 1894 und einen Neudr. derselben von 1907 auf.

17 Der vollständige Titel lautet *Jahrbuch der Erfindungen und Fortschritte auf den Gebieten der Physik und Chemie, der Technologie und Mechanik, der Astronomie und Meteorologie*.

18 G—I, Rez. »Georg Cantor, Grundlagen einer allgemeinen Mannichfaltigkeitslehre, Leipzig 1883«, in *Literarisches Centralblatt* 35/24 (7. 6. 1884), Sp. 821 f.

19 G—I, Rez. »Hermann Cohen, Das Princip der Infinitesimal-Methode und seine Geschichte, Berlin 1883«, in *Literarisches Centralblatt* 35/52 (20. 12. 1884), Sp. 1831.

schaften eine über ein 1884 erschienenes *Lehrbuch der praktischen Markscheidkunst*. Im Jahrgang 1885 finden sich 24 Rezensionen, u. a. über Emanuel Czubers *Geometrische Wahrscheinlichkeitslehre*, Felix Kleins *Vorlesungen über das Ikosaeder und die Auflösung der Gleichungen vom fünften Grade*, Schriften von Leonhard Euler, Carl Gustav Jacob Jacobi, August Ferdinand Möbius, Christian Wiener, und eben von Gottlob Freges *Grundlagen der Arithmetik*. Die wichtigste Information enthält wohl der Jahrgang 1892 des *Literarischen Centralblatts*. Dort wird am 13. Februar 1892 vermeldet, dass am 2. Februar »in Dresden der Professor an der Bergakademie in Freiberg, Dr. Heinr. Friedr. Gretschel« verstorben sei.²⁰ Im gleichen Jahrgang 1892 erscheinen nur noch drei Rezensionen von »G—l«: eine über *Die Grundzüge des geometrischen Calculs* von Giuseppe Peano [im Text irrtümlich »Peana«], eine von Band VII der Werke Jacobis, und eine zu Sophus Lies *Vorlesungen über Differentialgleichungen*.

Da damit die Folge der Beiträge des Rezensenten »G—l« im *Literarischen Centralblatt für Deutschland* endet, liegt die Annahme nahe, die drei letztgenannten Rezensionen seien, als für 1892 bereits eingereicht, posthum veröffentlicht worden. Tatsächlich halte ich es nach dem bisher Gesagten für fast unbezweifelbar, dass der Rezensent »G—l« kein anderer als Heinrich Gretschel ist, zumal als Konkurrenten für das Sigel »G—l«, die Vollständigkeit der Zarnckeschen Liste wieder vorausgesetzt, nur noch drei Autoren infrage kommen: ein Dr. Julius Gensel, Erster Sekretär der Handelskammer in Leipzig, Dr. Christian Gottfried Giebel, Professor der Zoologie in Halle, und ein Prof. Dr. Albert Grünwedel, Assistent am Museum für Völkerkunde in Berlin. Mittlerweile sind weitere Würdigungen Gretschels erschienen, darunter solche anlässlich seines 100. Todestages,²¹ und es gibt sogar einen Wikipedia-Artikel über ihn.²²

Am 7. Juli 1997 teilte mir der Leiter des Universitätsarchivs Freiberg, Hans Hofmann mit, dass sich dort kein Nachlass Gretschels befindet und es auch nach Rücksprache mit dem Leiter des wissenschaftlichen Altbestandes der Universitätsbibliothek keinen Hinweis gibt, wo sich ein solcher finden könnte. Er schickte allerdings eine kurze gedruckte Biografie Gretschels mit, kopiert aus Carl Schiffners *Aus dem Leben alter Freiburger Bergstudenten und der Lehrkörper der Bergakademie*.²³ Vor allem aber bekam ich die Kopie eines zweiseiti-

20 *Literarisches Centralblatt* 43/7 (13. 2. 1892), Sp. 230.

21 Etwa B. Flaxa, »100. Todestag von Heinrich Gretschel«, in *Zeitschrift für Freunde und Förderer der Technischen Universität Bergakademie Freiberg* 2 (1992), S. 46.

22 Art. »Heinrich Friedrich Gretschel«, in *Wikipedia. Die freie Enzyklopädie*, http://de.wikipedia.org/wiki/Heinrich_Friedrich_Gretschel (17. 6. 2014).

23 Carl Schiffner, »Heinrich Friedrich Gretschel«, in ders., *Aus dem Leben alter Freiburger Bergstudenten und der Lehrkörper der Bergakademie*, Bd. 3, Freiberg 1940, S. 162 f.

gen Auszugs aus einem handschriftlichen Lebenslauf von Gretschel, datiert auf den 21. September 1872, also vielleicht Teil seiner Bewerbung um die Freiburger Professur. Gretschel schreibt dort: »Seit 1856 bin ich Mitarbeiter an dem von Prof. Zarncke redigirten ›Literarischen Centralblatt‹ und der größte Theil der Recensionen mathematischer Werke rührt von mir her; doch gilt dies nicht von allen, namentlich nicht in den letzten Jahren.«²⁴



Abb.2: Gründungsversammlung der Deutschen Mathematiker-Vereinigung 1890. Foto: J. Ortgies jr. für die DMV.

Ich denke, dass diese eigene Äußerung Gretschels ein guter Bezugspunkt ist, um in Anlehnung an eine bekannte Formulierung Freges in seinen *Grundlagen der Arithmetik*²⁵ zu schließen mit der Hoffnung, *wahrscheinlich* gemacht zu haben, dass der Autor »G—I« mit dem Mathematiker Heinrich Gretschel identisch ist. Da ich selbst davon überzeugt bin, hat mir das Universitätsarchiv Freiberg dieses Jahr eine große Freude gemacht mit der Nachricht, dass sich im Nachlass Schiffners in der Freiburger Universitätsbibliothek auch das in sei-

²⁴ Heinrich Gretschel, Auszug aus einem handschriftlichen Entwurf zu einem Lebenslauf, Leipzig 21.9.1872, S.7. TU Bergakademie Freiberg/Universitätsarchiv.

²⁵ Frege, *Die Grundlagen der Arithmetik. Eine logisch mathematische Untersuchung über den Begriff der Zahl*, Breslau 1884, S.99, § 87 (s. a. Frege, Centenarausgabe (Fn.3), S.91).

ner Darstellung Gretschels von 1940 verwendete Originalbild findet (s. Abb. 1), das uns den wahrscheinlichen Rezensenten »G—I« im wörtlichsten Sinne vor Augen führt.²⁶

26 Auf der Gruppenaufnahme (s. Abb. 2) anlässlich der Gründung der Deutschen Mathematiker-Vereinigung bei der Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte in Bremen 1890 ist zwar (in der 2. Reihe zwischen Minkowski und Wiener) Gretschels Biograf Erwin Papperitz zu sehen, nicht aber Gretschel selbst. Ich kann nur vermuten, dass dieser vielleicht krankheitshalber an der Versammlung gar nicht teilgenommen hat; Papperitz spricht ja in seinem Nachruf von einem schweren Leiden Gretschels, dessen Heilung die dann tödlich verlaufene Operation 1892 hatte bringen sollen.

Werner Stelzner

Über eine Unklarheit, eine unnötige Einschränkung und eine Ergänzung bezüglich Gottlob Freges Begriffsschrift der *Grundgesetze der Arithmetik* (1893)

Meinem Freund und Lehrer Lothar Kreiser
zum 80. Geburtstag gewidmet

Gottlob Frege gilt zu Recht als Begründer der modernen klassischen Aussagen- und Prädikatenlogik. Eine wesentliche Voraussetzung dieses Begründungswerks war die von Frege vorgenommene Präzisierung und Erweiterung des zeitgenössischen Funktionsbegriffs (1). Für die Entwicklung der modernen Prädikatenlogik unverzichtbar ist die von Frege geleistete Einführung von Quantoren in ihrer modernen Form, mit der die Beschränkung der traditionellen Logik auf die Analyse von kategorischen Aussagen (eine Teilklasse prädikatenlogischer Aussagen) überwunden wurde (2). Und schließlich hat Frege in den *Grundgesetzen der Arithmetik* mit dem sogenannten »Waagerechten« eine Funktion eingeführt, durch die sich der Anwendungsbereich seines Systems der modernen Logik, der »Begriffsschrift« bedeutend erweiterte (3).

Während Freges Leistungen (1) und (2) auch in der weiteren Entwicklung der modernen Logik zum festen Bestand der Logik gehören, wurde die mit dem Waagerechten verbundene Wahrheitsfunktion nicht in der fregeschen Form zum Bestand moderner Systeme der Logik, wodurch diese Systeme (mit der fregeschen Begriffsschrift verglichen) aber auch einen geringeren Anwendungsbereich haben.

Die im Titel erwähnte Unklarheit bezieht sich auf das Zusammenspiel der fregeschen Neuerungen (1), (2) und (3), während die angemerkte unnötige Einschränkung und die vorgeschlagene Ergänzung auf Veränderungen der fregeschen Bestimmungen zum Waagerechten hinauslaufen, also Punkt (3) betreffen.

1. Die Unklarheit

1.1 Funktionsausdruck, Funktion und Funktionswert

Zur einführenden Erläuterung seiner Funktionsauffassung betrachtet Frege in den *Grundgesetzen der Arithmetik* den Ausdruck $\langle (2+2 \cdot x^2) \cdot x \rangle$. Werden in diesem Ausdruck anstelle des $\langle x \rangle$ Zahlzeichen gesetzt, erhält man als zugehörige Bedeutungen des neu entstandenen Ausdrucks Zahlen, die keinen Anspruch darauf erheben können, die durch den Ausdruck $\langle (2+2 \cdot x^2) \cdot x \rangle$ dargestellte Funktion zu sein. »Das Wesen der Function giebt sich vielmehr in der Zusammengehörigkeit kund, die sie zwischen den Zahlen stiftet, deren Zeichen wir für $\langle x \rangle$ setzen, und den Zahlen, die dann als Bedeutungen unseres Ausdrucks auftreten.«¹ Für Frege ist die Funktion also eine Relation bzw. eine Abbildung zwischen Argumenten (das sind die Werte bzw. Bedeutungen der im Funktionsausdruck vorkommenden Argumentbezeichnungen) und dem Wert, den der Funktionsausdruck nach Ergänzung durch Ausdrücke für Argumente annimmt (dem Wert der Funktion für das Argument). Frege spezifiziert übrigens nicht explizit, welcher Art diese Abbildung ist. Aus den von ihm angeführten Beispielen kann man aber darauf schließen, dass er, der modernen Funktionsauffassung entsprechend, mehr-eindeutige Abbildungen im Blick hat und nicht beliebige Ausdrücke, in denen Variable vorkommen, als Funktionen auffasst. Explizit gefordert wird die Mehr-Eindeutigkeit von Funktionen durch Frege für die Begriffe. Deren Identifizierung als spezielle Funktionen, die beliebigen Argumenten stets einen der Wahrheitswerte *das Wahre* oder *das Falsche* funktional zuordnen, ist eine Frege zu verdankende wesentliche Erweiterung des aus der Mathematik bekannten Funktionsbegriffs. Hier erkennt Frege etwas nur dann als Begriff an, wenn der Begriff eindeutig bestimmt ist, indem durch ihn jedem möglichen Argument genau ein Wert zugeordnet wird. Funktionen dürfen also weder in dem Sinne unbestimmt sein, dass einem Argument kein Wert zugeordnet wird, noch dass einem Argument mehr als ein Wert zugeordnet wird. Entsprechend kann man Funktionen von einem Argument als Mengen geordneter Paare darstellen: $\{ \langle v_1, w_1 \rangle, \langle v_2, w_2 \rangle, \dots \}$, wobei gilt, dass alle Elemente des Definitionsbereichs der Funktion genau einmal unter den v_i vorkommen. Für n -stellige Funktionen kann dies entsprechend verallgemeinert werden. Charakteristisch für die fregesche Funktionsauffassung ist, dass der Definitionsbereich von Funktionen nicht beschränkt wird, sondern als Argumente Werte beliebiger Art vorkommen können.

¹ Gottlob Frege, *Grundgesetze der Arithmetik. Begriffsschriftlich abgeleitet*, Bd. 1, Jena 1893, S. 5.

Auch wenn es unserer modernen Redeweise entspricht, kann man Zweifel anmelden, ob die Bezeichnung ›Wert der Funktion‹ (bzw. ›Funktionswert‹) glücklich gewählt ist. Üblicherweise haben bei Frege Zeichen oder bestimmte Zeichenverbindungen Werte. Und die Funktion ist natürlich keine Zeichenverbindung, sondern selbst Wert (bzw. Bedeutung) einer Zeichenverbindung, nämlich eines Funktionsausdrucks. Und dieser Wert ist im Falle von Funktionsausdrücken die durch sie ausgedrückte Abbildung zwischen den Elementen der Menge der möglichen Argumente und Elementen der Menge der möglichen Funktionswerte. Das ist der Wert eines Funktionsausdrucks, für den Frege den Namen ›Werthverlauf‹ verwendet. Und dieser Wert von Funktionsausdrücken ändert sich natürlich nicht durch die Angabe dessen, welcher Wert durch die Funktion (die Abbildung) einem bestimmten Wert (einem Argument) zugeordnet ist. Präziser, aber möglicherweise zu umständlich, könnte man statt von dem ›Wert der Funktion für ein Argument‹ besser von ›dem durch die Funktion dem Argument zugeordnete Wert‹ sprechen.

Beim Bestimmen dessen, was eine Funktion sei, hebt Frege, ausgehend vom Funktionsausdruck, als deren wesentliches Merkmal ihre Ungesättigtheit und Ergänzungsbedürftigkeit hervor:

Der Ausdruck einer Function ist ergänzungsbedürftig, ungesättigt. Der Buchstabe »x« dient nur dazu, Stellen offen zu halten für ein Zahlzeichen, das den Ausdruck ergänzen soll, und macht so die besondere Art der Ergänzungsbedürftigkeit kenntlich, die das eigenthümliche Wesen der grade bezeichneten Function ausmacht.²

Auch wenn Frege Ungesättigtheit und Ergänzungsbedürftigkeit für zentrale Bestimmungen des Funktionsbegriffs hält, muss ihm an dieser Stelle widersprochen werden. Die Funktion, als Bedeutung eines Funktionsausdrucks, ist eine in keiner Weise ungesättigte und ergänzungsbedürftige Abbildung (bzw. ein ungesättigter und ergänzungsbedürftiger Wertverlauf). Abbildungen bzw. Wertverläufe sind ohne jede Ergänzung vollständig bestimmte Bedeutungen von Funktionsausdrücken. Beim Funktionsausdruck (auf den sich Frege im angeführten Zitat anfangs bezieht) kann man auch keine generelle Ungesättigtheit ausmachen, denn auch ohne die Betrachtung konkreter Argumente hat ein solcher Ausdruck bereits eine bestimmte Bedeutung. Ungesättigt ist dieser Funktionsausdruck nur unter dem Aspekt der funktionalen Zuordnung von Werten zu bestimmten Argumenten. In einem generellen Sinn ergänzungsbedürftig ist (wie die Funktion) auch der Funktionsausdruck nicht: Er ist nur dann ergänzungsbedürftig, wenn er in einen Ausdruck verwandelt werden soll,

2 Ebd., S. 5 f.

der als Wert den Wert annehmen soll, den die Funktion einem Argument zuordnet, durch dessen Bezeichnung der Funktionsausdruck ergänzt wird.

Nachdem diese »Ergänzungsbedürftigkeit« (adäquater sollte man von »Ergänzungsfähigkeit« sprechen) befriedigt (bzw. beseitigt) ist, ist der entsprechende Ausdruck aber nicht mehr Ausdruck der ursprünglichen Funktion.

Auch ein Begriff (also eine Funktion, die Argumenten Wahrheitswerte zuordnet) hat keinen Funktionswert, sondern stellt eine Abbildung spezifischer Art zwischen Argumenten und Wahrheitswerten dar. Ein Begriff ist weder wahr noch falsch. Er ordnet lediglich möglichen Argumenten in Abhängigkeit davon, ob diese Argumente unter den Begriff fallen, Wahrheitswerte zu: den Wert des Wahren, wenn das Argument unter den Begriff fällt und andernfalls den Wert des Falschen.

Für die Darstellung der in der Vorbemerkung angesprochenen Unklarheit wollen wir Folgendes aus den fregeschen Auffassungen zur Funktion festhalten: Wenn auch Funktionen (z.B. die Addition oder der Begriff, älter als 80 Jahre zu sein) keinen Funktionswert haben, so haben Funktionsausdrücke doch eine Bedeutung, so wie Eigennamen oder Aussagen eine Bedeutung haben. Als diese Bedeutung von Funktionsausdrücken legt Frege den Wertverlauf der ausgedrückten Funktionen fest. Im Spezialfall der Begriffe sind diese Bedeutungen die Begriffsumfänge. Wertverläufe und Begriffsumfänge sind nach Frege Gegenstände³, sie sind aber keine Wahrheitswerte (die nach Frege ebenfalls Gegenstände sind), denn Wertverläufe und Begriffsumfänge sind nicht die Bedeutungen zutreffender oder nicht zutreffender Aussagesätze.

1.2 Der Waagerechte

Frege unterscheidet zwischen sprachlichen Ausdrücken, der Bedeutung solcher Ausdrücke (das, was diese Ausdrücke bezeichnen, oder den Wert dieser Ausdrücke) und dem Sinn sprachlicher Ausdrücke (die Art in der durch diese Ausdrücke ihre Bedeutung bestimmt wird). Im Falle von Aussagesätzen wird

3 Auch hier können, ausgehend von Freges Festlegungen, Zweifel angemeldet werden. Frege schreibt: »Gegenstände stehen den Functionen gegenüber. Zu den Gegenständen rechne ich demnach Alles, was nicht Function ist, z. B. Zahlen, Wahrheitswerthe und die weiter unten einzuführenden Werthverläufe. Die Namen von Gegenständen, die Eigennamen, führen keine Argumentstellen mit sich, sie sind gesättigt wie die Gegenstände selbst« (ebd., S. 7). Ansetzend am letzten Satz des Zitats, müssten die Wertverläufe Bedeutungen (Werte) von Eigennamen sein, von Ausdrücken, die nicht ergänzungsfähig sind. Tatsächlich sind sie aber die Bedeutungen von Funktionsausdrücken, also ergänzungsfähigen Ausdrücken, und dürften deshalb, Freges Festlegungen folgend, keine Gegenstände sein.

als deren Bedeutung ihr Wahrheitswert und als ihr Sinn der durch sie ausgedrückte Gedanke bestimmt.

Neben dem objektiv bestimmten Zukommen von Wahrheitswerten zu Aussagesätzen, durch das nicht die subjektive Haltung zu den entsprechenden Sätzen determiniert ist, macht Frege auf die Notwendigkeit aufmerksam, Ausdrucksmittel für die subjektive Einstellung zu Aussagesätzen einzuführen. Mit der Formulierung eines Aussagesatzes ist noch nichts über die subjektive Stellung zu Wahrheit oder Falschheit dieses Satzes ausgedrückt, es wird insbesondere nicht behauptet, dieser Satz sei wahr. Um eine solche Behauptung schriftlich darstellen zu können und sie vom behaupteten Satz (dem Namen eines Wahrheitswertes) selbst unterscheiden zu können, führt Frege ein Behauptungszeichen ein, das in der modernen Logik als Beweisbarkeitszeichen seinen Platz behalten hat:

Wir bedürfen also noch eines besonderen Zeichens, um etwas als wahr behaupten zu können. Zu diesem Zwecke lasse ich dem Namen des Wahrheitswerthes das Zeichen $\vdash$ vorhergehen, so dass z. B. in $\vdash 2^2 = 4$ behauptet wird, dass das Quadrat von 2 4 sei. Ich unterscheide das Urtheil vom Gedanken in der Weise, dass ich unter Urtheil die Anerkennung der Wahrheit eines Gedankens verstehe.⁴

Dieses Urteilszeichen $\vdash$ ist nach Frege nicht nur grafisch aus einem senkrechten und einem waagerechten Strich zusammengesetzt, sondern die beiden Striche haben jeweils eine unterschiedliche inhaltliche Bestimmung. Der senkrechte Strich ist der $\vdash$ -Urteilsstrich, mit dem ausgedrückt wird, dass dem folgenden Ausdruck zugestimmt wird; der Urteilsstrich hat also eine pragmatische Funktion. Der waagerechte Strich wird von Frege »Wagerechter« genannt und als spezieller Funktionsname bzw. Funktor verstanden, der in der fregeschen Begriffsschrift eine zentrale Rolle spielt:

Ich fasse ihn als Funktionsnamen auf in der Weise, dass $\vdash \Delta$ das Wahre ist, wenn Δ das Wahre ist, dass es dagegen das Falsche ist, wenn Δ nicht das Wahre ist. Demnach ist $\vdash$ eine Function, deren Werth immer ein Wahrheitswerth ist, oder nach unserer Festsetzung ein Begriff.⁵

Demnach bedeutet $\vdash 2 > 1$ das Wahre, während sowohl $\vdash 1 > 2$ als auch $\vdash 2$ das Falsche bedeuten, da weder $2 > 1$ noch 2 das Wahre bedeuten, wobei 2 keinen Wahrheitswert bedeutet.

Mit dem Waagerechten kann man ausdrücken, dass ein Ausdruck einen Wahrheitswert bedeutet, also Ausdruck eines Gedankens ist. Für Ausdrücke

⁴ Ebd., S. 9.

⁵ Ebd., S. 9 f.

Δ von Gedanken und keine anderen Ausdrücke gilt nämlich, dass folgender Ausdruck als Bedeutung den Wert *das Wahre* hat: $\Delta = \neg\Delta$

Dieser Ausdruck drückt also aus, dass $\neg\Delta$ einen Wahrheitswert, *das Wahre* oder *das Falsche*, als Bedeutung hat.

Für die in der Vorbemerkung angesprochene Unklarheit ist zu beachten, dass der Ausdruck $\neg\Delta$, falls Δ ein Funktionsausdruck ist, als Bedeutung *das Falsche* hat, denn ein Funktionsausdruck hat als Wert nicht *das Wahre*, sondern einen Wertverlauf, in Freges Terminologie also einen von *dem Wahren* verschiedenen Gegenstand.

Der Wert des Funktionsausdrucks, der Wertverlauf, ändert sich nicht in unterschiedlichen Interpretationen der in diesem Ausdruck vorkommenden Variablen: Der Wert eines Additionsausdrucks ändert sich nicht in Abhängigkeit davon, welche Werte ich als Argumente einsetze. Ein Funktionsausdruck hat für beliebige Argumentwerte stets den gleichen Wert, den gleichen Wertverlauf.

1.3 Quantifikationsausdrücke

Als eine prädikatenlogische Grundfunktion seines Systems führt Frege die Allgemeinheitsfunktion ein, deren Wahrheitsbedingungen er folgendermaßen bestimmt:

Es bedeute $\neg\text{—}\underline{a}\text{—}\Phi(a)$ das Wahre, wenn der Werth der Function $\Phi(\xi)$ für jedes Argument das Wahre ist, und sonst das Falsche.⁶

Ein Ausdruck der Form $\forall a\Phi(a)$ hat nach dieser Bestimmung also genau dann den Wert *das Wahre*, wenn die Funktion $\Phi(\xi)$ jedem Argument den Wert *das Wahre* zuordnet, also im Wertverlauf der Funktion $\Phi(\xi)$, der als $\{<v_1, w_1>, <v_2, w_2>, \dots\}$ dargestellt wird, für sämtliche w_i gilt, dass sie *das Wahre* sind. Eine Allgemeinheitsaussage ist demnach eine Aussage über den Wert eines Funktionsausdrucks, also einer Funktion, von der ausgesagt wird, dass sie für jedes ihrer möglichen Argumente *das Wahre* als Funktionswert zuordnet. Daraus ergibt sich, dass es sich bei Quantifikationsausdrücken um Ausdrücke solcher Funktionen handelt, die als Argumente ebenfalls Funktionen haben, also Funktionen höherer Stufe sind.

Die Auffassung, dass Quantifizierungen Funktionen zumindest zweiter Stufe sind, ist in der Literatur durchgängig anerkannt. Als Beispiel mit einem

⁶ Ebd. S. 12. Im Folgenden ersetzen wir die fregesche Symbolik durch eine modernere und schreiben anstelle von $\neg\text{—}\underline{a}\text{—}\Phi(a)$ den Ausdruck $\forall a\Phi(a)$.

Bezug auf Freges eigenes Bekenntnis zu dieser Auffassung hier ein Verweis auf Joan Weiner, die am Beispiel der Existenzaussage ›Es gibt mindestens einen Wal‹ (symbolisch: $\exists x(x \text{ ist ein Wal})$) erläutert:

We can, as Frege argued in *Foundations* [*Grundlagen der Arithmetik*], regard this as expressing something about the concept *whale*. If we remove the expression ›is a whale‹ and replace it with another concept-expression, we get a sentence that expresses the same thing about a different concept [...]. We can express this by replacing ›is a whale‹ with a function variable, e.g. $(\exists x)(fx)$.

This expression becomes a sentence (a name of a truth-value) whenever we replace ›f‹ with a function-expression. Thus we can view the existential quantifier as a second-level function—a function that takes first-level functions as arguments and has truth-values as its values.⁷

Allgemein, auf Quantifikationsausdrücke $\forall a(\Phi(a))$ bzw. $\exists a(\Phi(a))$ bezogen, wird also angenommen, dass sie aus dem Funktor $\forall a$ oder $\exists a$ und einem Funktionsausdruck $\Phi(a)$ als Argument bestehen. Obwohl es unzweifelhaft scheint, dass Quantifikationsausdrücke Ausdrücke von Funktionen höherer Stufe (als Ausdrücke von Funktionen von Funktionen) sind, kollidiert die Auffassung, dass der in solchen Ausdrücken vorkommende Quantor in diesen Ausdrücken ein Funktor ist, der sich auf eine Funktion bezieht mit dem fregeschen Verständnis von Quantifikationsausdrücken, was aus der im Folgenden zu skizzierenden Unklarheit deutlich wird.

1.4 Eine Unklarheit

Die im Titel dieser Arbeit und in der Vorbemerkung angesprochene Unklarheit ergibt sich, wenn wir (im Zusammenhang mit der Auffassung, Quantifikationsausdrücke seien Funktionsausdrücke mindestens 2. Stufe mit dem Quantor als Funktor und einer Funktion zumindest 1. Stufe als Argument) die Rolle des Vorkommens des Waagerechten in Quantifikationsausdrücken betrachten.

Zum Verhältnis von Quantifizierung Waagerechten stellt Frege fest:⁸

⁷ Joan Weiner, *Frege*, Oxford 1999, S. 85.

⁸ Frege, *Grundgesetze* I (Fn. 1), S. 14.

bedeutet dasselbe wie

$$, \overset{a}{\sim} \Phi(a) '$$

und wie

$$, \sim (\overset{a}{\sim} \Phi(a)) '.$$

Ich fasse darum die wagerechten Striche links und rechts von der Höhlung in $, \overset{a}{\sim} '$ als *Wagerechte* in unserm besondern Sinne des Wortes auf, sodass wir mit *Verschmelzung* der *Wagerechten* von den Formen $, \sim (\overset{a}{\sim} \Phi(a)) '$ und $, \overset{a}{\sim} (\sim \Phi(a)) '$ sogleich übergehen zu $, \overset{a}{\sim} \Phi(a) '$.

Und damit scheint sich ein unannehmbares Resultat zu ergeben.

Wenn Freges Auffassung, der waagerechte Strich rechts von der Höhlung wäre der *Wagerechte* auf den dann auch die *Verschmelzungs-* bzw. *Trennungsgesetze* für den *Wagerechten* anwendbar sind, richtig wäre, dann müsste mit folgender Begründung jede generalisierte Aussage falsch sein:

Wie oben festgestellt, ist die Bedeutung des mit dem Funktor Φ gebildeten Ausdrucks einer Funktion $\Phi(\xi)$, selbst wenn es sich bei dieser Funktion um einen universellen Begriff handeln sollte, nicht *das Wahre*, sondern ein Wertverlauf. Durch die Bedeutung dieses Funktionsausdrucks wird aber die Bedeutung des Funktionsausdrucks $\sim \Phi(\xi)$ bestimmt. Da die Bedeutung (der Wert) eines Funktionsausdrucks $\Phi(\xi)$ nicht der Wert *das Wahre* ist, ist der Funktionswert von $\sim \Phi(\xi)$ der Wert *das Falsche*. Im Kontext der Generalisierung ist der Ausdruck $\sim \Phi(\xi)$ also unabhängig von jeder Interpretation vorkommender freier Variablen stets falsch. Dann müsste nach Freges Festlegungen aber auch die auf $\sim \Phi(\xi)$ bezogene generalisierte Aussage unabhängig von beliebigen Interpretationen von freien Individuenvariablen stets falsch sein bzw. ihre Negation müsste universell gültig sein, was sie sinnvollerweise in Freges System nicht ist.

Wir erhalten folglich: Wenn Quantifikationsausdrücke wie $\forall a \Phi(a)$ bzw. $\exists a \Phi(a)$ als Funktionsausdrücke zweiter Stufe mit dem Funktor zweiter Stufe $\forall a$ oder $\exists a$ und einem Funktionsausdruck $\Phi(a)$ als Argument aufgefasst werden, dann ist Freges Feststellung, dass der waagerechte Strich rechts hinter der Höhlung der *Wagerechte* $\sim$ sei, falsch.

Wenn wir Frege nicht die Behauptung von Falschheiten an dieser Stelle unterstellen wollen, dann bleibt nur eine Lösung: Die Quantifikationsausdrücke sind nicht Ausdrücke von Funktionen zweiter Stufe mit dem Quantor als Funktor und einem Funktionsausdruck als Bezeichnung des Arguments. Trotzdem werden mit diesen Quantifikationsausdrücken Eigenschaften von Begriffen ausgedrückt, z. B. universell oder zumindest erfüllbar zu sein. Natürlich kann man diese Quantifikationsaussagen andererseits auch so verstehen,

dass sie Eigenschaften von Gegenständen ausdrücken, nämlich Eigenschaften von Wertverläufen, im Falle der Allaussage, dass im Wertverlauf als den Argumenten durch die Funktion zugeordneter Wert lediglich der Wert *das Wahre* vorkommt. Und sie würden diese Aussage auch ausdrücken, wenn Frege niemals Zeichen für Wertverläufe eingeführt hätte.

An dieser Stelle wird nochmals die Problembeladenheit der fregeschen Auffassung deutlich, Wertverläufe seien Gegenstände. Wenn nämlich Funktionsausdrücke erster Stufe (wie das bei Frege der Fall ist) als Funktionen von Gegenständen bestimmt werden, dann müssten auch die Quantifikationsausdrücke Funktionsausdrücke erster Stufe sein. Zugleich sind sie aber auch Funktionsausdrücke zweiter Stufe, nämlich Funktionen von Funktionen. Die Unterscheidung zwischen Funktionen erster und Funktionen zweiter Stufe würde also aufgehoben: Jede Funktion höherer Stufe ist, wenn Wertverläufe Gegenstände sind, auch eine Funktion erster Stufe, denn sie ist dann auch eine Funktion von Gegenständen.

2. Die überflüssige Festlegung

Dass $\neg\Delta$ *das Falsche* ist, ist kein Ausdruck dessen, dass Δ *das Falsche* ist, sondern lediglich dafür, dass Δ entweder *das Falsche* ist oder weder *das Wahre* noch *das Falsche* als Bedeutung hat. Die Falschheit von $\neg\Delta$ ist also lediglich Ausdruck dafür, dass Δ nicht *das Wahre* ist. Das folgt unmittelbar aus der oben erwähnten fregeschen negativen Bestimmung der Falschheit von $\neg\Delta$: $\neg\Delta$ ist *das Falsche*, wenn Δ nicht *das Wahre* ist.⁹ Frege bleibt aber nicht bei dieser rein negativen Bestimmung stehen, sondern vermerkt dazu in einer Fußnote:

Selbstverständlich darf das Zeichen $\neg\Delta$ nicht bedeutungslos sein, sondern muss einen Gegenstand bedeuten. Bedeutungslose Namen dürfen in der Begriffsschrift nicht vorkommen. Die Festsetzung ist so getroffen, dass $\neg\Delta$ unter allen Umständen etwas bedeutet [...]. Sonst würde $\neg\xi$ kein scharfbegrenzter Begriff, also in unserem Sinne überhaupt kein Begriff sein. Ich gebrauche hier die grossen griechischen Buchstaben als Namen so, als ob sie etwas bedeuten, ohne dass ich die Bedeutung angebe.¹⁰

Und diese positive Ergänzung zur Bestimmung des Waagerechten ist die im Titel angesprochene überflüssige Festlegung, die den Anwendungsbereich der *Begriffsschrift der Grundgesetze der Arithmetik* in unnötiger Weise einschränkt.

⁹ Ebd., S. 9.

¹⁰ Ebd., Fn. 3.

Frege begründet seine Festlegung, dass › Δ ‹ nicht bedeutungslos sein darf, wenn man es als Argumentausdruck mit dem Waagerechten verbindet, damit, dass ansonsten — ξ kein scharfbegrenzter Begriff wäre, also überhaupt kein Begriff, denn von Begriffen verlangt Frege die scharfe Begrenzung. Die scharfe Begrenzung ist dadurch gegeben, dass der Begriff eine Funktion ist, die den Werten von Argumentausdrücken die Werte *das Wahre* oder *das Falsche* funktional zuordnet. Nach dem oben beschriebenen Funktionsbegriff ist die Funktion eine mehr-eindeutige Abbildung von Werten in Werte (im Falle der Begriffe 1. Stufe von Gegenständen in die Werte *das Wahre* oder *das Falsche*). Wenn man also bedeutungslose Argumentausdrücke › Δ ‹ zulassen würde und ihnen mit dem Waagerechten einen Wert zuordnen würde, dann wäre — ξ keine Funktion im oben beschriebenen Sinne. Aber wäre — ξ dann auch kein scharfbegrenzter Begriff?

Die scharfe Begrenzung der Begriffe damit gleichzusetzen, dass sie Funktionen im beschriebenen Sinne sind, ist m. E. nicht gerechtfertigt. Die scharfe Begrenzung in diesem Sinne sichert nämlich nicht, dass alle Ausdrücke über das Zukommen dieser Begriffe zu Argumenten scharfbegrenzte Ausdrücke sind, sondern führt dazu, dass Begriffsausdrücken bei der Verbindung mit bedeutungslosen Argumentausdrücken keine Bedeutung zukommt, dass ihnen kein Wahrheitswert, also weder *das Wahre* noch *das Falsche* zukommt.

Die scharfe Begrenzung der Begriffe verlangt, dass mit ihnen für bedeutungsvolle Argumentausdrücke funktional bestimmt ist, ob man den Wert *das Wahre* oder *das Falsche* als diesen Argumenten durch den Begriff zugeordneten Wert erhält. Diese Begriffe bleiben scharf begrenzt, wenn man zusätzlich noch bestimmt, welchen Wert Ausdrücke annehmen, in denen der Funktionsausdruck mit einem bedeutungslosen Argumentausdruck verbunden wird. Dann sind diese Begriffe natürlich keine Funktionen im oben beschriebenen Sinne mehr, aber das ist für ihre scharfe Begrenzung auch nicht nötig: Die Zuordnung von Wahrheitswerten durch diese Begriffe ist weiter eindeutig, und sie ist auch für alle möglichen Bedeutungen von Argumentausdrücken vollständig.

Die von Frege in seiner Fußnote vorgenommene Einschränkung, dass in ›— Δ ‹ das Zeichen › Δ ‹ nicht bedeutungslos sein dürfe, ist also im Sinne der scharfen Begrenzung des Begriffs — ξ überflüssig. Sie ist aber nicht nur überflüssig, sondern beschränkt in unnötiger Weise den Anwendungsbereich der Begriffsschrift, denn bedeutungslose Namen sind dieser Festlegung entsprechend aus der Begriffsschrift ausgeschlossen.

Um das an einem Beispiel zu erläutern: Der Ausdruck ›— das runde Quadrat‹ dürfte nach Freges einschränkender Festlegung nicht gebildet werden, denn in ihm wird der Waagerechte auf einen bedeutungslosen Argumentausdruck bezogen. Im Sinne der scharfen Bestimmung des Wahrheitswertes die-

ses Ausdrucks gibt es aber auch nach Weglassen von Freges Einschränkung keine Probleme: Wenn wir der uneingeschränkten fregeschen Bestimmung des Waagerechten folgen, dann ist dieser Ausdruck eindeutig falsch: Der Ausdruck ›das runde Quadrat‹ hat als Bedeutung nicht das Wahre, er hat überhaupt keine Bedeutung. Und deshalb hat ›— das runde Quadrat‹ als Bedeutung das Falsche.

Freges Forderung, bedeutungslose Namen dürften in der *Begriffsschrift* nicht vorkommen, ist überflüssig, wenn es darum geht zu sichern, dass jeder vollständige Ausdruck der *Begriffsschrift* eine Bedeutung hat. Man kann durchaus bedeutungsvoll über das Bedeutungslose reden und Bedeutungsloses in der *Begriffsschrift* behandeln, ohne dass Begriffsschriftsätze, in denen Bedeutungsloses in Teilausdrücken vorkommt, selbst bedeutungslos würden.

3. Eine Ergänzung der fregeschen Festlegungen

Wenn man sich von der klassischen Annahme löst, dass einem Ausdruck niemals gleichzeitig der Wert *das Wahre* und der Wert *das Falsche* zukommen kann, könnte es angezeigt erscheinen, die Bestimmung des Waagerechten so zu ergänzen, dass auch in einem solchen Fall die strenge Begrenzung des mit ihm ausgedrückten Begriffs gesichert ist:

›— $\mathcal{A}$ ‹ hat genau dann *das Wahre* als Wert, wenn › $\mathcal{A}$ ‹ den Wert *das Wahre* hat und nicht zugleich den Wert *das Falsche* hat. In allen anderen Fällen hat ›— $\mathcal{A}$ ‹ als Wert *das Falsche*.

Solche Fälle von Ausdrücken, die sowohl wahr als auch falsch sind, können nicht nur in Anwendungssituationen auftreten (vgl. bestimmte Deskriptionen, die die Existenz- oder die Einzigkeitspräsupposition nicht erfüllen, oder Antinomien, wie das Frege überraschende Auftreten der russellschen Antinomie in der *Begriffsschrift*).

›— ξ ‹ ist mit dieser Revision natürlich nicht mehr Ausdruck der Wahrheitsfunktion › ξ ist wahr‹, sondern der verstärkten Wahrheitsfunktion › ξ ist genau wahr‹ bzw. › ξ ist wahr und nicht falsch‹.

Wenn man als Argument dieser Funktion die russellsche Antinomie setzt, also einen widersprüchlichen Ausdruck, folgt kein Widerspruch in Freges System, denn ›—($R \in R$)‹ ist jetzt nur falsch und nicht gleichzeitig wahr. Der Ausdruck ›—($R \in R$)‹ ist im Gegensatz zu ›($R \in R$)‹ also nicht wahr und falsch zugleich. Die Verneinung von ›—($R \in R$)‹ ist wahr, das ergibt sich aus dem Fakt, dass ›($R \in R$)‹ nicht genau wahr ist bzw. nicht eindeutig wahr ist.

Unsere Revision der Bestimmung des Waagerechten macht es durchaus möglich, semantisch unterbestimmte Situationen (Wahrheitswertlücken) als

auch semantisch überbestimmte Situationen (Widersprüche) im Rahmen der zu einer nichtklassischen Logik erweiterten *Begriffsschrift* zu behandeln.

Der klassische Folgerungsbegriff ist dann in der Weise zu präzisieren, dass ein Ausdruck H genau dann aus den Prämissen $H_1, \dots, H_n$ folgt, wenn bei jeder Interpretation, die für jede der Prämissen den Wert *das Wahre* und für keine der Prämissen den Wert *das Falsche* liefert, auch H den Wert *das Wahre* und nicht den Wert *das Falsche* annimmt. Anders ausgedrückt, mit Bezug auf den revidierten Waagerechten gilt:

$H_1, \dots, H_n \models H$ gilt genau dann, wenn gilt $\neg H_1, \dots, \neg H_n \models \neg H$.

Nachhaltigkeitsstrategien für eine CO₂-arme Wirtschaft

Einleitung

Die fossilen Kohlenstoffträger Erdöl, Erdgas und Kohle sind mengenmäßig die mit Abstand am stärksten der Erdkruste entnommenen Bodenschätze. Sie werden in einem bisher nicht dagewesenen Umfang irreversibel verbraucht, um die globalen Energiebedürfnisse für Wärme, Elektrizität und Mobilität zu befriedigen. Durch die weit überwiegende energetische Nutzung der fossilen Kohlenstoffträger kommt es jedoch zu einer signifikanten Beeinflussung des organischen und anorganischen Kohlenstoffkreislaufs, insbesondere zu einer CO₂-Anreicherung in der Atmosphäre. Zwischen 2002 und 2011 wurden durch die Verbrennung fossiler Kohlenstoffträger wie Erdöl, Erdgas, Kohle inklusive der Zementproduktion weltweit durchschnittlich 31 Mrd. t CO₂ pro Jahr in die Atmosphäre emittiert, wobei die in diesem CO₂ gebundene Kohlenstoffmenge durchschnittlich 8,3 Gt Kohlenstoff pro Jahr betrug.¹ Im Jahr 2013 erreichten die globalen CO₂-Emissionen ihren bisherigen Höchstwert von 36 Mrd. Tonnen,² was einer gebundenen Kohlenstoffmenge von 9,8 Gt entspricht. Der globale Kohlenstoffbedarf der chemischen Industrie zur Herstellung von Kraftstoffen und Basischemikalien wird im Wesentlichen durch Erdöl gedeckt, dessen Weltförderung im Jahr 2012 auf ein neues Allzeithoch von fast 4,14 Gt stieg.³ Das entspricht bei einem mittleren Kohlenstoffgehalt im Erdöl von 85 % etwa 3,52 Gt C/a. Der Vergleich legt nahe, dass es kaum möglich scheint, den

1 Philippe Ciais u. a., »Carbon and Other Biogeochemical Cycles«, in Thomas F. Stocker u. a. (Hg.), *Climate Change 2013: The Physical Science Basis. Contribution of Working Group I to the Fifth Assessment Report of the Intergovernmental Panel on Climate Change*, Cambridge/New York 2013, S. 465–570, hier S. 486, Tab. 6.1.

2 Corinne Le Quéré u. a., »Global Carbon Budget 2013«, in *Earth System Science Data* 6/1 (2014), S. 235–263.

3 Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe (BGR) (Hg.), *Energiestudie 2013. Reserven, Ressourcen und Verfügbarkeit*, Hannover 2013, S. 20, http://www.bgr.bund.de/DE/Themen/Energie/Downloads/Energiestudie_2013.pdf?__blob=publicationFile&v=5 (18. 9. 2014).

anthropogen verursachten Kohlenstoffkreislauf zu schließen, da die jährlich durch energetische Nutzung in die Atmosphäre emittierte Kohlenstoffmenge weitaus größer ist, als die globale Chemieindustrie auffangen und stofflich-chemisch verwerten könnte.

Für einen ressourcenschonenden Umgang mit fossilen Kohlenstoffträgern ist es daher unumgänglich, die derzeitige kohlenstoffintensive in eine CO₂-arme Industrie und Wirtschaft zu transferieren (»Low Carbon Economy«). Dies bedeutet letztlich eine grundlegende Umgestaltung der Rohstoffnutzung und Energieversorgung, oder anders ausgedrückt, eine Ressourcenwende. Für die erfolgreiche Bewältigung dieses gewaltigen, aber dringend anstehenden Transformationsprozesses stehen im Kontext der Nachhaltigkeit Suffizienz-, Effizienz- und Konsistenzstrategien zur Verfügung. Diese Strategien leisten ihren spezifischen Beitrag und sind zueinander komplementär. Während Suffizienz- und Effizienzstrategien vorrangig auf quantitative Aspekte ausgerichtet sind, zielen Konsistenzstrategien auf qualitativ neue Formen der Rohstoffnutzung, welche im Einklang mit der Belastbarkeit natürlicher Quellen und Senken stehen.

Nach einem kurzen historischen Abriss der Nutzung von Kohlenstoffträgern und der Erläuterung grundlegender Ansätze der industriellen Ökologie sowie des industriellen Metabolismus konzentriert sich der vorliegende Beitrag auf die Systematisierung und das Zusammenspiel von Suffizienz-, Effizienz- und Konsistenzstrategien und die sich daraus ergebenden technologischen Lösungsansätze für die schrittweise Etablierung einer »Low Carbon Economy«.

Bedeutung von Kohlenstoffträgern aus historischer Sicht

Veränderungen der anthropogen genutzten, also menschengemachten, Energie- und Rohstoffbasis sind keine Erscheinung der Neuzeit. Historisch gesehen waren Art und Menge der eingesetzten Rohstoffe in Abhängigkeit der Bedürfnisse der Menschen und dem Stand von Wissenschaft und Technik von einem steten Wandel begleitet. Die Bedeutung der Rohstoffbasis für die zivilisatorische Entwicklung findet sich in der Bezeichnung historischer Epochen, wie der Stein-, Bronze- und Eisenzeit, wieder. Mit Bezug auf die dominierenden Werkstoffe wird auch vom »hölzernen«, »eisernen« oder dem Zeitalter der Kunststoffe gesprochen.⁴ Seit etwa Mitte des 20. Jahrhunderts wird schließlich die durch

4 Christian Pfister, »Vom »Hölzernen Zeitalter« zur Überflussgesellschaft. Veränderungen des gesellschaftlichen Stoffwechsels in Westeuropa im Verlaufe der letzten 300 Jahre – ein Überblick«, in *Ferrum. Nachrichten aus der Eisenbibliothek* 85 (2013), S. 27–34, hier S. 28.

Erdöl geprägte Periode der Energiebereitstellung, die die wichtigste Voraussetzung für das rasante Wachstum der globalen Industrialisierung war und ist, als das *Erdölzeitalter* bezeichnet.

Ein kurzer Blick zurück: Mit der Nutzung des Feuers war über viele Jahrhunderte Holz der mit Abstand dominierende Energieträger in Form von Feuerholz, aber auch der wichtigste Werk- und Baustoff. In der Agrargesellschaft bis zum Ende des vorindustriellen Zeitalters wurde das Spektrum der kohlenstoffbasierten Energieträger Kohle, Holzkohle, Torf und Dung durch die Nutzung tierischer Arbeitskraft sowie von Wind- und Wasserkraft in Form der Mühlentechnik erweitert. Bis zur ersten industriellen Revolution beruhte die Energieversorgung weitgehend auf erneuerbaren Energien.

Am Ende des vorindustriellen Zeitalters kam es durch die Übernutzung des Holzes für nahezu alle energetischen und viele werkstoffliche Anwendungen zu einer ersten tiefgreifenden Rohstoffkrise. Vor diesem Hintergrund erschien im Jahre 1713 das Werk *Sylvicultura oeconomica* des sächsischen Oberberghauptmanns Hans Carl von Carlowitz, in dem er Nachhaltigkeit zum Leitbild für eine auf die folgenden Generationen hin angelegte Waldbewirtschaftung erhob. Diese Holz- bzw. Rohstoffkrise und die mit der ersten industriellen Revolution verbundenen qualitativ und quantitativ neuen Anforderungen an die Bereitstellung von Energieträgern führten zwangsläufig zu einem grundlegenden Wandel der Rohstoffversorgung, oder im aktuellen Sprachgebrauch, zu einer ersten Energie- und damit Rohstoffwende (Abb. 1). Im weiteren Verlauf der schnell fortschreitenden Industrialisierung und der zweiten industriellen Revolution Ende des 19. Jahrhunderts wurde die kohlenstoffbasierte Energie- und Rohstoffversorgung fast vollständig auf die Nutzung von Kohle, später außerdem von Erdöl und Erdgas, umgestellt. Diese Prozesse verliefen, ebenso wie die industriellen Revolutionen, in langen Zyklen.⁵ Mitte des 20. Jahrhunderts, nach dem Zweiten Weltkrieg, kam als vielversprechende Energiequelle die Kernkraft hinzu.

Der rasante Anstieg der Weltbevölkerung, die Globalisierung der Wirtschaft und die Angleichung der Lebensverhältnisse ziehen einen bisher nie dagewesenen Anstieg des Verbrauchs fossiler Kohlenstoffträger nach sich. Bereits seit den 1970er Jahren wurden Ängste vor einer heraufziehenden Energie- und Rohstoffkrise wach. Meadows stellte 1972 die Frage nach den Grenzen des Wachstums. Während im 18. Jahrhundert »nur« durch die Verknappung des Rohstoffes Holz lokale Krisen ausgelöst wurden und ökologische Aspekte

⁵ Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit (BMU) (Hg.), *Die Dritte Industrielle Revolution – Aufbruch in ein ökologisches Jahrhundert. Dimensionen und Herausforderungen des industriellen und gesellschaftlichen Wandels*, Berlin 2008.

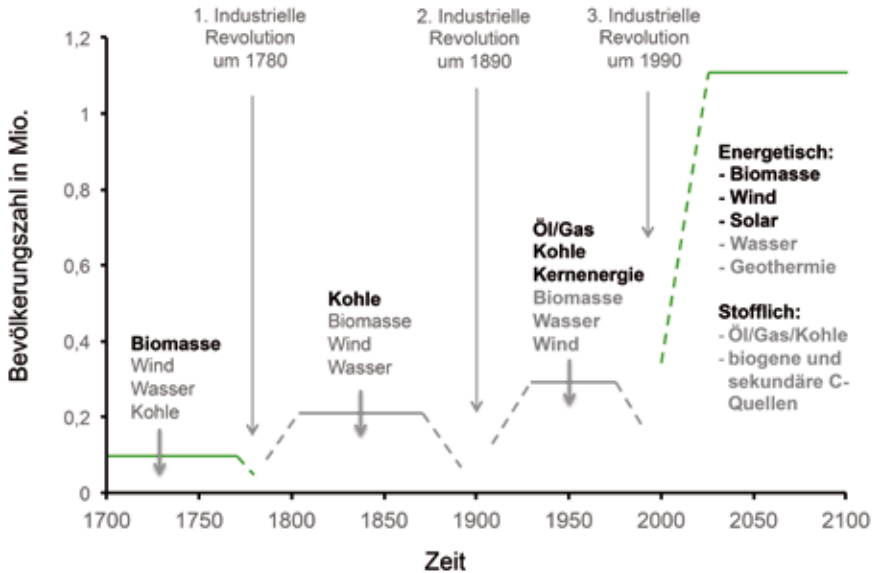


Abb. 1: Energie- und Rohstoffwenden in den letzten 300 Jahren.

weitgehend unberücksichtigt blieben, ist die sich gegenwärtig abzeichnende Rohstoffkrise von globaler Dimension. Einerseits handelt es sich bei fossilen Kohlenstoffträgern um endliche Ressourcen, deren statische Reichweite (mit Ausnahme der Kohle) weltweit auf verbleibende zwei bis drei Generationen geschätzt wird. Andererseits wird der rasant ansteigende CO_2 -Gehalt der Erdatmosphäre für die Veränderung des Weltklimas verantwortlich gemacht. Der im globalen Maßstab stattfindende Verbrauch fossiler Kohlenstoffträger zeigt Ähnlichkeiten mit der Übernutzung des Holzes im 18. Jahrhundert, diesmal jedoch in globalem Ausmaß.

Spätestens seit den 1990er Jahren wird über einen Wandel der Rohstoffbasis für die Energieversorgung nachgedacht. Die zunehmende Substitution fossiler durch erneuerbare Energien (Energiewende) ist begleitet von einem rohstofflichen Paradigmenwechsel, bei dem kohlenstoffhaltige Primärrohstoffe durch erneuerbare und sekundäre Kohlenstoffträger ersetzt werden. Diese qualitative Substitution von Stoff- und Energieströmen entspricht ihrem Wesen nach einer Konsistenzstrategie und ist sowohl für die energetische als auch für die stofflich-chemische Nutzung von Kohlenstoffträgern von hoher Relevanz.

Um den Grad der Nachhaltigkeit zu erhöhen, ist es mittel- bis langfristig erforderlich, die Anteile an primären und sekundären bzw. nachwachsenden Kohlenstoffträgern zu verschieben und umzukehren. Der Schlüssel liegt darin,

die primären Kohlenstoffträger um sekundäre und nachwachsende Kohlenstoffträger zu erweitern bzw. zu ergänzen. Entgegen des häufig geäußerten Wunsches, die primären möglichst schnell durch erneuerbare und nachwachsende Kohlenstoffträger abzulösen, werden die primären Kohlenstoffträger in absehbarer Zeit unverzichtbare Basis der Energie- und Kohlenstoffbereitstellung sein.

Den in der Vergangenheit zu bewältigenden Rohstoff- bzw. Energiewenden ist gemeinsam, dass das Spektrum um neue Energiequellen und Rohstoffqualitäten erweitert wurde, ohne dass eine vollständige Substitution zuvor genutzter Ressourcen stattfand (Abb. 1). Das betrifft nicht nur die Phasen der Übergänge, sondern auch den weiteren Verlauf. Dominierende Energiequellen und Rohstoffqualitäten verloren zwar ihre führende Position, waren aber in dem sich neu formierenden Energie- und Rohstoffmix weiterhin vertreten, auch für eine qualitativ andere Nutzung. Die in der aktuellen energiepolitischen Debatte zu beobachtende Einengung auf eine drastische Reduzierung bzw. Vermeidung von CO₂-Emissionen durch eine weitgehende Substitution fossiler Energie- und Rohstoffquellen erscheint im Sinne einer Nachhaltigkeitsbetrachtung über eine längere Zeitskala kaum zielführend.

Für die sich gegenwärtig abzeichnende dritte Energie- und Rohstoffwende bedarf es einer ganzheitlichen Betrachtung, nicht nur der technisch-ökonomischen, sondern auch der ökologischen und sozialen Aspekte. Eine solche Betrachtung ist nicht zuletzt Gegenstand der aktuellen Nachhaltigkeitsdiskussion. Durch Ansätze aus der industriellen Ökologie sollen insbesondere das Verständnis über die umfassenden Wirkungen industrieller Wirtschaftsweisen erweitert und neue, im Einklang mit der natürlichen Umwelt stehende Gestaltungsmöglichkeiten aufgezeigt werden.

Das Ziel der industriellen Ökologie besteht im Kern darin, den derzeit nicht-nachhaltigen industriellen Metabolismus (griech. »metabolē, Umgestaltung, Stoffwechsel) wieder an den Gesamtmetabolismus der Natur anzupassen. Dabei geht es vorrangig um die Generierung qualitativ neuer Stoff- bzw. Energieströme und weniger um die Begrenzung konventioneller Einsatzmengen auf aktuellem Niveau.⁶ Lebendige, aber auch industrielle Systeme sind in einen dynamischen Stoff-, Energie-, und Informationsaustausch mit ihrer Umgebung eingebettet (vgl. Abb. 2). Um industrielle Produktionsweisen am Leitprinzip der Nachhaltigkeit zu orientieren, ist eine naturangepasste Stoff- und Energiewirtschaft zu etablieren, welche die anthropogenen Produktions- und Konsumptionsprozesse in Einklang mit natürlichen Organisations- und Wirkprozessen bringt. In einer

⁶ Joa Bauer, *Industrielle Ökologie: Theoretische Annäherung an ein Konzept nachhaltiger Produktionsweisen*, Diss. Stuttgart 2008, <http://elib.uni-stuttgart.de/opus/volltexte/2008/3610/> (18.9.2014).

metabolisch naturintegrierten Industriegesellschaft sind Quantität und Qualität der Stoffstromentnahme und -abgabe und die dafür relevanten technologischen Strukturen idealtypisch so gestaltet, dass natürliche Quellen und Senken in ihrer Regenerationsfähigkeit nicht überbeansprucht oder gar geschädigt werden. Die Wechselbeziehungen und Austauschprozesse zwischen System und Umgebung werden über Nachhaltigkeitsstrategien so organisiert und dimensioniert, dass sich der Grad der Nachhaltigkeit bei der Einbettung des Systems in seine Umgebung erhöht. Der System- und Strukturerhalt erfolgt durch einen nachhaltigen Metabolismus und durch naturangepasste Verhaltensregulation. Diese Maßnahmen erhöhen die Resilienz des Systems, also dessen Widerstandsfähigkeit gegenüber Störungen aus der Umgebung, indem sie mit Strukturerhalt reagieren. Resilienz ist ein Maß dafür, inwieweit ein komplexes System von einem Attraktor vom dynamischen Fließgleichgewicht abgedrängt werden kann, ohne dadurch destabilisiert zu werden, oder in einen völlig neuen Systemzustand übergeht.⁷ Im Betrachtungsrahmen der industriellen Ökologie werden drei Nachhaltigkeitsstrategien verfolgt: die Suffizienzstrategie, die Effizienzstrategie und die Konsistenzstrategie.

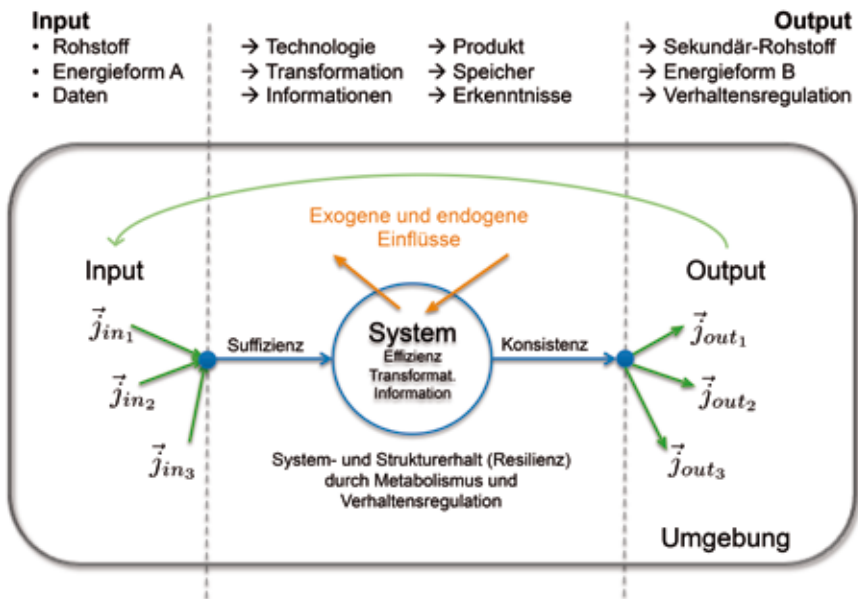


Abb.2: Schematische Darstellung von Austauschprozessen von Energie, Stoff und Information zwischen einem »lebendigen« System und seiner Umgebung.

⁷ John R. Ehrenfeld, »Can Industrial Ecology be the »Science of Sustainability?«, in *Journal of Industrial Ecology*, 8/1–2 (2004), S. 1–3.

Nachhaltigkeitsstrategien

Suffizienzstrategie – Absenkung des Primärenergie- und Rohstoffverbrauches

Der Begriff der Suffizienz (lat. ›sufficere‹, unterlegen, ausreichen, genügen) ist mehrdeutig, umstritten und wird gelegentlich mit ›Verzicht‹ oder gar ›Askese‹ verbunden. Dennoch ist Suffizienz eine zu Konsistenz und Effizienz komplementäre Strategie zur Transformation nicht-nachhaltiger in nachhaltige Systeme. Suffizienz umfasst »Maßnahmen, Instrumente und Strategien, mit denen Ressourcen eingespart werden können, und zwar dadurch, dass Menschen ihr Verhalten verändern mit der Absicht, Energie und Rohstoffe anders zu nutzen und von ihnen weniger zu verbrauchen als bisher.«⁸ Die Suffizienzstrategie setzt demnach direkt beim Verbraucher an. Es kann jedoch nicht davon ausgegangen werden, dass der Verbraucher aufgrund eingeforderter Einsichten in Zwänge oder Notwendigkeiten freiwillige Verzichtsleistungen erbringt. Schnell gelangt man bei der Debatte um Suffizienz zu weltanschaulichen oder philosophischen Grundsatzdiskussionen über ressourcenintensive Lebensstile, die für den einen Verzicht und für den anderen Zuwachs an Lebensqualität bedeuten. Dabei besteht die Logik der Suffizienz stets darin, »von mehreren Zielen, die allesamt wichtig sind, keines zu maximieren, sondern für jedes das rechte Maß zu suchen, um sie in Balance zu bringen.«⁹

Unabhängig von den persönlichen Einstellungen und Präferenzen der Verbraucher lassen sich jedoch individuelle Einsparpotenziale identifizieren, die bei einer gesellschaftlichen Umsetzung dieser Suffizienzstrategie zu einer signifikanten Reduzierung des Ressourcenverbrauchs führen können. In diesem Zusammenhang identifizieren Griefßhammer u. a. eine TopTen-Liste von Einsparpotentialen am Beispiel eines Zwei-Personen-Haushalts in Deutschland.¹⁰ Danach liegen Wärmedämmung von Häusern und Wohnungen, gefolgt vom Ersatz alter Heizungsanlagen durch neue Sonnenkollektoren, auf den ersten beiden Plätzen. Auf den Plätzen 3 bis 9 liegen mögliche Einsparmaßnahmen,

8 Manfred Linz, *Weder Mangel noch Übermaß. Über Suffizienz und Suffizienzforschung* (Wuppertal Papers, Nr. 145), Wuppertal 2004, S. 10.

9 Gerhard Scherhorn, »Die Logik der Suffizienz«, in Manfred Linz u. a., *Von nichts zu viel. Suffizienz gehört zur Zukunftsfähigkeit. Über ein Arbeitsvorhaben des Wuppertal Instituts* (Wuppertal Papers, Nr. 125), Wuppertal 2002, S. 15–26, hier S. 15.

10 Rainer Griefßhammer u. a., *CO₂-Einsparpotenziale für Verbraucher* (Studie im Auftrag des Verbraucherzentrale Bundesverbandes e. V. im Rahmen des vom BMU geförderten Projekts ›Starke Verbraucher für ein gutes Klima‹), Freiburg 2010, S. 58.

die mit Sicherheit zu einer signifikanten Reduktion von Treibhausgasemissionen führen können, aber auch auf gravierende Akzeptanzprobleme beim Verbraucher stoßen werden. Da ist z. B. der Verzicht auf Flugreisen, der Erwerb von Niedrigverbrauch-PKWs, die Umstellung auf einen gesünderen Ernährungsstil mit dem Hinweis »weniger Fleisch/Fett, mehr Gemüse und Obst«, der Erwerb von Bio-Lebensmitteln und die Verlagerung der PKW-Fahrt auf das Fahrrad usw. Spätestens hier wird deutlich, dass die durch Suffizienz nahegelegten Einsichten zu Veränderungen von Verhaltensweise und Lebensstil nicht bei allen Verbrauchern auf die erwartete Resonanz und Zustimmung stoßen werden.

Aber nicht alle vorgeschlagenen Maßnahmen dürften auf derartige Akzeptanzprobleme stoßen. Auf Platz 10 ist die Einsparung von Strom im Standby-Modus von elektronischen Geräten gelistet, die im Interesse aller Verbraucher liegt. Nach einer seit 2010 gültigen EU-Verordnung¹¹ dürfen entsprechende Haushaltsgeräte nicht mehr als ein Watt im Standby-Modus verbrauchen.

In Deutschland sind Leerlaufverluste in Privathaushalten und Büros für einen Stromverbrauch in Höhe von mindestens 22 Milliarden kWh pro Jahr verantwortlich. Das verursacht jährlich Kosten von mindestens vier Milliarden Euro. Die neuen EU-Regelungen würden für Deutschland eine Minderung des Stromverbrauchs von mehr als sechs Milliarden kWh pro Jahr bewirken – das entspricht knapp vier Millionen Tonnen CO₂. So ließe sich mindestens ein Großkraftwerk mit 800 Megawatt elektrischer Leistung einsparen. Die Gerätenutzerinnen und -nutzer sparen zudem jährlich Stromkosten in Höhe von gut 1,2 Milliarden Euro.¹²

Der Verband der Elektrotechnik Elektronik und Informationstechnik (VDE) veröffentlichte im Jahr 2008 eine Studie über den Stromverbrauch von Elektrogeräten im Standby-Modus mit dem Fazit: Die Geräte verbrauchen durch Standby mehr Strom als im produktiven Betrieb.¹³

11 Die Ökodesign-Richtlinie (Richtlinie 2009/125/EG des Europäischen Parlaments zur Schaffung eines Rahmens für die Festlegung von Anforderungen an die umweltgerechte Gestaltung energieverbrauchsrelevanter Produkte) zielt auf eine Verbesserung der Umweltverträglichkeit energieverbrauchsrelevanter Produkte durch Vorgaben allgemeiner und spezifischer Ökodesign-Anforderungen. Die Ökodesign-Richtlinie 2009/125/EG war bis zum 20.11.2010 in nationales Recht umzusetzen. In Deutschland gilt seit 25.11.2011 das »Gesetz über die umweltgerechte Gestaltung energieverbrauchsrelevanter Produkte (Energieverbrauchsrelevante-Produkte-Gesetz – EVPG)«.

12 Umweltbundesamt, *Bye bye Stand-By: EU-Kommission sagt Leerlaufverlusten den Kampf an. Maßnahmen gegen stromfressende Büro- und Haushaltsgeräte* (Presseinformation 54/2008), 17.7.2008, S. 1, <http://www.umweltbundesamt.de/sites/default/files/medien/press/pd08-054.pdf> (18.9.2014).

13 Egbert Baake u. a., *Effizienz- und Einsparpotentiale elektrischer Energie in Deutsch-*

Einen Gegeneffekt zur Suffizienzstrategie stellt das bisher wenig greifbare Phänomen der ›geplanten Obsoleszenz‹ (lat. ›obsolescere‹, sich abnutzen, alt werden, aus der Mode kommen, an Ansehen oder Wert verlieren) dar, bei dem ein Produkt vorzeitig auf natürliche oder künstlich beeinflusste Art veraltet oder unbrauchbar wird. Als Erfinder der ›geplanten Obsoleszenz‹ gilt A.P. Sloan, der in seiner Funktion als GM-Präsident jährliche Konfigurationsänderungen und Veränderungen an Automobilen einführte, um Verbraucher dazu bringen, alle drei Jahre ein neues Auto zu kaufen.¹⁴ Ein anderes Beispiel ist das 1924 gegründete Phoebuskartell, welches beschloss, die Brenndauer von Glühlampen international auf 1.000 Stunden zu begrenzen.¹⁵ Der Begründer der Industrial Designers Society of America, Brooks Stevens, sagte bereits 1958:

Our whole economy is based on planned obsolescence and everybody who can read without moving his lips should know it by now. We make good products, we induce people to buy them, and then next year we deliberately introduce something that will make those products old fashioned, out of date, obsolete. We do that for the soundest reason: to make money.¹⁶

Der ehemalige Präsident des Umweltbundesamtes Jochen Flasbarth äußerte sich letztes Jahr dazu: »Bei der Obsoleszenz gibt es viele Spielarten: geplant, psychologisch und technisch. Fakt ist: der vorzeitige Verschleiß von Produkten, egal wie er zustande kommt, wirkt sich negativ auf unseren Ressourcenverbrauch aus.«¹⁷ Der Vorwurf einer ›geplanten Obsoleszenz‹ von Produkten lässt sich schwer beweisen, da es an belastbaren Daten und systematischen wissenschaftlichen Untersuchungen fehlt. Daher gab das Umweltbundesamt 2013 eine Studie in Auftrag, die sich unter anderem mit der Frage beschäftigt, wie lange ein Produkt funktionsfähig sein sollte. Darüber hinaus soll untersucht werden, welche konkreten Maßnahmen vom Hersteller unternommen werden, um ›geplante Obsoleszenz‹ zu erzeugen. »Da die derzeitige Diskussion zu Obsoleszenz fast ausschließlich exemplarisch geführt wird, ist das Ziel der Studie

land. Perspektive bis 2025 und Handlungsbedarf (Studie der Energietechnischen Gesellschaft im VDE (EGT)), Frankfurt a. M. 2008.

14 Art. »Geplante Obsoleszenz«, in *Wikipedia. Die freie Enzyklopädie*, http://de.wikipedia.org/wiki/Geplante_Obsoleszenz (18.9.2014).

15 Ebd.

16 Zit. nach Giles Slade, *Made to Break. Technology and Obsolescence in America*, Cambridge/London 2007, S. 153.

17 Umweltbundesamt, *Defekte Elektrogeräte – zufällig oder geplant? Umweltbundesamt beauftragt Studie zu Obsoleszenz* (Presseinformation 33/2013), 19.8.2013, S. 1, http://www.umweltbundesamt.de/sites/default/files/medien/381/dokumente/pm_33_2013_defekte_elektogerate-zufaellig_oder_geplant.pdf (18.9.2014).

vor allem die Ermittlung systematischer Informationen, um eine angemessene Beurteilung des Phänomens zu ermöglichen und daraus Handlungsempfehlungen abzuleiten«, sagt Flasbarth.¹⁸

Effizienzstrategie – Anhebung der Ressourceneffizienz

Kernelement jeder Effizienzstrategie ist die Anhebung der Ressourcenproduktivität als Mengenverhältnis von Produkten (Outputs) zu den dafür erforderlichen Ressourcen (Inputs). Der klassische Ansatz für eine CO₂-Vermeidung besteht in der Anhebung der Ressourceneffizienz. Dabei gelingt es durch technologische Maßnahmen aus der gleichen Menge an Ausgangsstoffen eine größere Energiemenge zu gewinnen oder die Produktausbeute durch Anhebung von Umsatzgraden zu steigern. Energieeffizienz und Erhöhung von Stoffumsatzgraden sind in der Regel die kostengünstigen Maßnahmen, um die Versorgungssicherheit mit Energie und Rohstoffen zu verbessern und die CO₂-Emissionen zu vermindern, ohne etablierte Technologien und Verhaltensmuster grundlegend verändern zu müssen.

Das größte Effizienzpotenzial liegt im Energiesektor selbst und in energieintensiven Industriebranchen. Etwa 30 % des Primärenergieverbrauchs der EU entfallen auf die Umwandlung von Energie in Strom und Wärme und für deren Verteilung bzw. Transport.¹⁹ Große Einsparpotenziale liegen in der Kraft-Wärme-Kopplung und innovativer Abwärmenutzung. Die Umsetzung von Effizienzstrategien wird insbesondere im energetischen Bereich bereits durch eine Vielzahl von Instrumenten und Maßnahmen wie Ordnungsrecht, Förderprogramme, Marktinstrumente und freiwillige Vereinbarungen unterstützt. An dieser Stelle sei auf die dena-Studie »EnEffV Sys« verwiesen, in der die wichtigsten Instrumente zusammengefasst dargestellt sind.²⁰

Am Endenergieverbrauch sind in Deutschland die Industrie mit 30 %, Haushalte mit 25 %, und der Sektor Gewerbe, Handel, Dienstleistungen mit 15 % beteiligt.²¹ Maßnahmen zur Effizienzsteigerung sind für alle Sektoren von

18 Ebd.

19 KOM(2011) 109, *Mitteilung der Kommission an das Europäische Parlament, den Rat, den Europäischen Wirtschafts- und Sozialausschuss und den Ausschuss der Regionen. Energieeffizienzplan 2011*, 8.3.2011, S. 10, <http://eur-lex.europa.eu/legal-content/DE/TXT/PDF/?uri=CELEX:52011DC0109&from=DE> (18.9.2014).

20 Deutsche Energie-Agentur GmbH (dena) (Hg.), *Steigerung der Energieeffizienz mit Hilfe von Energieeffizienz-Verpflichtungssystemen*, Berlin/Köln 2012.

21 Umweltbundesamt, AG Energiebilanzen, Grafik: Endenergieverbrauch 2011 nach Sektoren und Energieträgern, <http://www.umweltbundesamt.de/sites/default/files/me->

Bedeutung. Vor dem Hintergrund, dass rund 40 % des deutschen Endenergieverbrauchs und damit rund 30 % der CO₂-Emissionen auf den Energieeinsatz in Gebäuden entfallen,²² bildet dieser Bereich einen Schwerpunkt für Maßnahmen zum effizienteren Energieeinsatz, da auch alle oben genannten Sektoren mit ihrem Gebäudebestand betroffen sind. Durch Maßnahmen zur energetischen Gebäudesanierung (Wärmedämmung) soll der Wärmebedarf gegenüber 2008 bis zum Jahr 2020 um 20 % und bis 2050 um 80 % gesenkt werden. Die energetische Sanierungsrate soll dazu auf 2 % verdoppelt werden. Weiterhin bieten sich vielfältige Maßnahmen zur Steigerung der effizienteren Nutzung von Elektroenergie durch den Einsatz energiesparender Geräte an. Dazu gehören neben energiesparenden Beleuchtungsmitteln und tageslichtabhängigen Steuerungen auch energieeffiziente elektrische Maschinen und Antriebe – vom Kühlschrank bis zur IT-Technik. Durch die Nutzung energieeffizienter Technik kann der Stromverbrauch in Haushalten um bis zu 25 %, in Industrie und Gewerbe im Bereich Druckluft und Pumpen um bis zu 30 % reduziert werden. Bei der Beleuchtung werden Einsparpotenziale von bis zu 70 % und im Bereich der Informations- und Kommunikations-Technik bis zu 75 % gesehen.²³

Weitere Effizienzpotenziale liegen im Bereich der Nutzung von Abwärme und betreffen nicht nur die Prozesswärme im industriellen und gewerblichen Bereich, sondern z. B. auch im Bereich Abwasser und Kanalisation von Wasser und Luft. Nach einer im Auftrag des Umweltbundesamtes durchgeführten Studie hätte eine konsequente Abwasserwärmenutzung in Deutschland das Potenzial, 10 % des Gebäudebestandes mit Wärme zu versorgen.²⁴

Die ausschließliche Verfolgung der Effizienzstrategie ist nicht ausreichend. Zur Etablierung nachhaltiger Produktions- und Verbrauchsprozesse muss der Ressourcenverbrauch durch Suffizienzmaßnahmen so weit abgesenkt werden, dass erzielbare Einsparungen infolge von Effizienzsteigerungen nicht durch

dien/384/bilder/3_abb_endenergieverbrauch_2013-09-27_neu.png (18.9.2014).

22 Die Bundesregierung, *Die Energiewende kommt voran*, 14. 5. 2013, S. 8, http://www.bundesregierung.de/ContentArchiv/DE/Archiv17/_Anlagen/2013/05/013-05-14-energie-wende.pdf?__blob=publicationFile&v=4 (18.9.2014).

23 Initiative EnergieEffizienz, <http://www.dena.de/projekte/stromnutzung/initiative-energieeffizienz-ein-starkes-buendnis-fuer-stromeffizienz.html> (18.9.2014); Stephan Kohler, Präsentation »Energiewende in Deutschland – Roadmap bis 2020/2050«, Salzburg 9.3.2013, http://www.dena.de/fileadmin/user_upload/Veranstaltungen/Vortraege_GF/sk/130309_SK_Umweltkonferenz_Naturfreunde_OEsterreich_Salzburg_Energiewende_in_Deutschland_-_Roadmap_bis_2020-2050.pdf (18.9.2014).

24 Ernst A. Müller u. a., *Untersuchung der Voraussetzungen für Projekte zur Wärmerückgewinnung aus dem Abwasser. Umweltforschungsplan des Bundesministeriums für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit, Abfallwirtschaft*, 2010.

erhöhten Ressourcenverbrauch kompensiert bzw. überkompensiert werden. Dieses Phänomen wird als Rebound-Effekt bezeichnet. Die qualitativen, quantitativen und gesellschaftlichen Dimensionen von Rebound-Effekten sind in vielen Bereichen relativ unerforscht, weshalb das Bundesministerium für Bildung und Forschung BMBF entsprechende wissenschaftliche Untersuchungen fördert, um diese Effektkategorie besser zu verstehen.²⁵

Ein Produkt, das effizienter hergestellt wird, kann billiger angeboten werden. Was billiger wird, wird stärker nachgefragt. Für die Situation am Strommarkt bedeutet das: Das Stromangebot durch erneuerbare Energien steigt, folglich sinkt der Marktpreis und die Nachfrage nimmt zu. Verstärkt wird dieser Effekt durch die Tatsache, dass effizientere und damit sparsamere Technologien stärker genutzt werden. Werden dank Effizienzsteigerung Ressourcen und damit Kapital eingespart, wird dieses Kapital für andere Zwecke eingesetzt, für die wiederum Ressourcen verbraucht werden. Darüber hinaus sind der Erhöhung der Effizienz mit klassischen Mitteln in der Regel auch technische, ökologische und wirtschaftliche Grenzen gesetzt. So wird beispielsweise mit enormem technischen und wirtschaftlichen Aufwand seit vielen Jahren kontinuierlich an der Entwicklung neuer Hochtemperaturwerkstoffe gearbeitet, um die Dampfparameter eines Kraftwerks und damit dessen Wirkungsgrad zu erhöhen. Derzeit ist ein Wirkungsgrad auf Heizwertbasis von etwa 46 % möglich. Die Steigerung der Dampfparameter auf 700 °C und 350 bar ermöglicht theoretisch eine Anhebung des Wirkungsgrades um circa vier Prozentpunkte auf 50 %. Diese Verbesserung führt zu einer Verringerung der spezifischen CO₂-Emissionen um circa 8 %. Aktuell liegt der Kraftwerkswirkungsgrad weltweit bei nur circa 30 %, insofern ist der Hebel für Effizienzsteigerungen hier anzusetzen. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt erhalten, zumindest in Deutschland und Europa, bei konventionellen Kraftwerken jedoch zunehmend Flexibilität und Mindestlastabsenkung im Zusammenspiel mit erneuerbaren Energien eine zunehmende Bedeutung. Es stellt sich die Frage, ob zumindest in Deutschland andere Nachhaltigkeitsstrategien wirksamer sein könnten als Effizienzsteigerungen um wenige Prozentpunkte. Lässt sich die Effizienz nicht mehr verbessern, da z. B. technologische oder gar thermodynamische Grenzen erreicht werden, ist über Substitutionsmöglichkeiten durch Konsistenzstrategien nachzudenken.

25 <http://kooperationen.zew.de/de/rebound> (18.9.2014).

Konsistenzstrategie – Energie-, Rohstoff- und Ressourcenwende

Im Gegensatz zu Suffizienz und Effizienz zielt Konsistenz (lat. »con-«, zusammen- und »sistere«, stellen) nicht auf eine quantitative Absenkung des materiellen Inputs, sondern auf eine qualitative Veränderung industrieller Stoffstromqualitäten. Danach ist das System mit all seinen Umwandlungs- und Austauschprozessen nach dem Vorbild der Natur naturangepasst in seine Umgebung zu integrieren. Die mit der Konsistenz angestrebte Entwicklung naturangepasster Stoff- und Energieströme ist durch Effizienzsteigerung bzw. Suffizienz nicht realisierbar, sondern bedingt grundlegende qualitative Veränderungen. Bezogen auf Kohlenstoffträger besteht die Konsistenzstrategie im Übergang von nicht-erneuerbaren zu erneuerbaren Ressourcen und von der energetischen zur stofflichen Nutzung (Abb. 3).

Die in Deutschland eingeleitete Energiewende betrifft den energetischen und rohstofflichen Bereich gleichermaßen. Die Energiewende erreicht eine neue Qualität durch den Übergang von fossilen zu erneuerbaren Energieträgern. Die neue Qualität spiegelt sich dabei nicht nur in der angestrebten Umkehrung der Anteilsverhältnisse im Energiemix wider, sondern in der Substitution von fossilen durch nachwachsende Kohlenstoffträger und vor allem der Nutzung kohlenstofffreier, erneuerbarer Energieformen, wie Wind, Sonne, Wasser, und Geothermie.

Im stofflichen Bereich besteht die neue Qualität darin, konventionelle primäre/fossile Kohlenstoffträger durch sekundäre und biogene zu ergänzen bzw. abzulösen. Im Gegensatz zur energetischen Nutzung kann im stofflichen Bereich auf fossile Kohlenstoffträger als Kohlenstoffquelle nicht grundsätzlich verzichtet werden.

Energie- und Rohstoffwende sind ihrem Wesen nach Konsistenzstrategien. Die Absenkung des Verbrauchs an fossilen Primärressourcen bei gleichzeitiger Reduktion der CO₂-Emission erfolgt im energetischen Bereich durch die systematische Substitution fossiler Kohlenstoffträger durch erneuerbare Energien. Gelingt eine vollständige Substitution, so kann auf die energetische Nutzung fossiler Energieträger gänzlich verzichtet werden.

Im stofflich-chemischen Bereich wird seit einiger Zeit versucht, den Rohstoffmix durch biogene bzw. sekundäre Kohlenstoffquellen zu erweitern, um die einseitige Abhängigkeit vom knapper und teurer werdenden Erdöl zu überwinden. Die schrittweise Substitution primärer/fossiler Rohstoffe durch nachwachsende und sekundäre Kohlenstoffträger schafft die Voraussetzung, mit fossilen Kohlenstoffressourcen wesentlich schonender und intelligenter umzugehen.

Abb.3a zeigt schematisch, wie das Energiesystem durch Einkopplung erneuerbarer Energien in Kombination mit der Co-Nutzung nachwachsender bzw. sekundärer Rohstoffe dekarbonisiert werden kann (Low Carbon Economy).

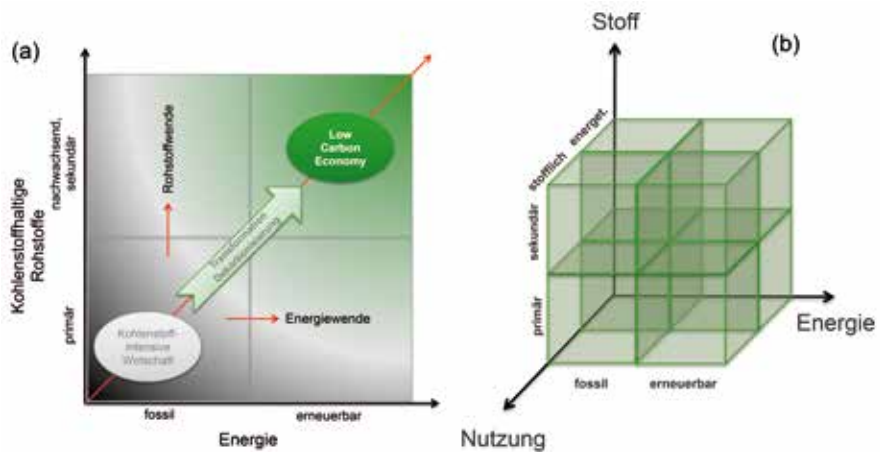


Abb.3: (a) Transformation des Kohlenstoffeinsatzes in Richtung einer CO₂-armen Wirtschaft (Low Carbon Economy), (b) Ressourcenwende im Technologieraum einer Low Carbon Economy.

Die Beschränkung des Kohlenstoffeinsatzes auf die stofflich-chemische Nutzung in Kombination mit der Nutzung erneuerbarer Energien zur Rückführung der kohlenstoffhaltigen Produkte nach ihrer Nutzungsphase – inklusive des anfallenden CO₂ – in den Konversionsprozess, lässt die Schließung des anthropogenen Kohlenstoffkreislaufs in den Bereich des Möglichen rücken. Die folgende Tabelle beschreibt stichpunkthaft die Konsistenzstrategien Energie-, Rohstoff- und Ressourcenwende.

Konsistenzstrategie	Übergang von ...	zu ...
Energiewende	fossilen Energien	erneuerbaren Energien
Rohstoffwende	primären Rohstoffen	sekundären/nachwachsenden Rohstoffen
Ressourcenwende	energetischer Nutzung	stofflicher Nutzung

Abb. 4: Strategien zur Transformation einer kohlenstoffintensiven Wirtschaft in eine Low Carbon Economy.

Obwohl sie bisher weitgehend isoliert voneinander betrachtet werden, sind die Energie- und die Rohstoffwende unmittelbar aneinander gekoppelt, da jede chemische Reaktion neben der Stoffumwandlung untrennbar mit einer Energiewandlung verbunden ist. Hier liegt ein gewaltiges Potenzial für die Ressourcenwende, der Transformation der derzeit dominierenden energetischen hin zu einer stofflichen Nutzung primärer und sekundärer Rohstoffe unter Einkopplung erneuerbarer Energien, wobei die Möglichkeit der Bereitstellung und Einkopplung von regenerativem Strom im großen Stil historisch gesehen eine neue Dimension der Verbindung von Stoff- und Energiewirtschaft eröffnet. Die Art der Nutzung, ob energetisch oder stofflich, bildet eine dritte Dimension (Abb. 3b). Die Dimensionen Energie, Rohstoff und Nutzungsart spannen zusammen den Technologieraum auf, in dem die Transformation von einer kohlenstoffintensiven Wirtschaft hin zur Low Carbon Economy stattfinden muss.

Erst die stoffliche Nutzung unter Einsatz erneuerbarer Energien ermöglicht die Absenkung der CO₂-Emissionen auf ein Mindestmaß. Abb. 5 zeigt schematisch den Übergang von der kohlenstoffintensiven in eine CO₂-arme Wirtschaft und die Wirkungsbereiche der hier betrachteten Nachhaltigkeitsstrategien. Eine vollständige Substitution fossiler durch erneuerbare und sekundäre Kohlenstoffträger ist, so wie Kurve 1 und 2 in Abb. 5 schematisch andeuten, vorerst nicht zu erwarten. Nachwachsende und sekundäre Rohstoffe haben nur langfristig das Potenzial, die Rolle der heutigen Primärrohstoffe einzunehmen. Aus heutiger Sicht entspricht Kurve 3 qualitativ dem zu erwartenden Verlauf der Kohlenstoffmenge, welche durch nachwachsende und sekundäre Rohstoffe bereitgestellt werden kann. Es ist zu erwarten, dass fossile und biogene Kohlenstoffquellen auf längere Zeit feste Bestandteile des Rohstoffmixes sein werden. Das bedeutet, dass weiterhin primäre/fossile oder sekundäre Kohlenstoffträger die Kohlenstoffdifferenz ΔC in Abb. 5 ergänzen müssen, jedoch in geringerem Umfang, um insbesondere den Kohlenstoffbedarf der chemischen Industrie zu decken. Dabei ist zu berücksichtigen, dass auch die Produktion nachwachsender Rohstoffe durchaus mit energieintensiven und umweltrelevanten Prozessen verbunden ist. Abgesehen von der Konkurrenz zur Nahrungskette sind die Naturbeeinflussung und die Landinanspruchnahme hoch, sodass die Wirkungen der Pflanzenproduktion nicht zu vernachlässigen sind.

Betrachtet man den in Abb. 5 dargestellten Übergang im Kontext der Energiebereitstellung, so ist eine vollständige Substitution fossiler kohlenstoffbasierter Energieträger durch erneuerbare Energien prinzipiell möglich. Gelingt eine vollständige Substitution, so kann auf die energetische Nutzung fossiler Kohlenstoffträger möglicherweise ganz verzichtet werden. Dabei spielt die technologische Durchführbarkeit sogar eine untergeordnete Rolle. Die Barrieren zur Umsetzung der Konsistenzstrategien sind vorwiegend sozio-ökonomischer Art.

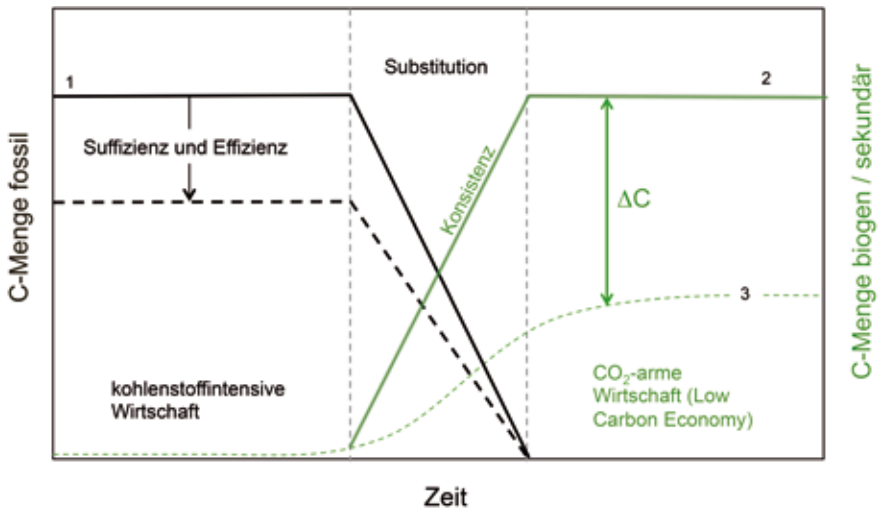


Abb. 5: Transformation der kohlenstoffintensiven in eine CO₂-arme Wirtschaft (Low Carbon Economy) und Wirkungsbereiche der Nachhaltigkeitsstrategien.

Gesamtgesellschaftlich muss die Frage beantwortet werden, ob wir uns eine derartige Transformation des Energiesystems leisten können und wollen. Derzeit verfügt Deutschland über zwei komplementäre Energiesysteme (fossil und regenerativ), die noch nicht ausreichend miteinander verbunden und abgestimmt sind. Im Strategiebereich der Substitution stehen CO₂-intensive und CO₂-arme Technologien nebeneinander. In diesem Bereich ist von einer »Entweder-oder-Logik« zu einer »Sowohl-als-auch-Logik« überzugehen. Für fossile und erneuerbare Energien einerseits und primäre bzw. nachwachsende/sekundäre Rohstoffe andererseits sollten keine Konkurrenzen zueinander aufgebaut werden. Im Gegenteil: Sie müssen miteinander in Einklang gebracht werden und sich solange gegenseitig unterstützen, bis sich eine nachhaltigere Lösung etablieren kann.

Es wird erwartet, dass in Zukunft in Deutschland erhebliche Mengen an Überschussstrom aus erneuerbaren Energien zur Verfügung stehen, welche nicht zeitgleich verbraucht werden können. Daher besteht zukünftig Bedarf nach innovativen und ökonomisch tragfähigen Lösungen zur Nutzung von Überschussstrom aus erneuerbaren Energien. Die Einkopplung von Überschussstrom aus erneuerbaren Energien in physikalische und chemische Phasenumwandlungsprozesse bewirkt eine Änderung des Energiehaushalts hinsichtlich thermischer (Elektrothermie) und chemischer Energie (Elektrochemie).

Bei elektrothermischen Verfahren wird elektrische Energie gezielt in Wärme umgewandelt. Der Wärmeeintrag erfolgt z. B. konduktiv, induktiv, dielektrisch, über Widerstandsheizung, Lichtbogen, Plasma-, Elektronen- oder Laserstrahlen. Der Wärmetransport wird über Wärmeleitung, Wärmestrahlung oder Konvektion realisiert. Eine innovative Einkopplung von Wärme in bestimmte Prozesse der Kohlenstoffchemie erhöht in signifikanter Weise stoffliche und energetische Wirkungsgrade und senkt die spezifischen CO₂-Emissionen. Besonders nachhaltig können Prozesse gestaltet werden, wenn als Energiequelle zur Wärmeerzeugung erneuerbare Energien eingesetzt werden. Der Wärmeeintrag kann rein physikalisch erfolgen z. B. zur Beheizung von Reaktoren, Vorwärmung von Edukten, Trocknung und Aufbereitung von Einsatzstoffen oder zur thermischen Zersetzung durch pyrolytische Umwandlungen. Eine weitere innovative Möglichkeit der Elektrothermie ist die Einkopplung von Wärme in Stofftransformationsprozesse der Kohlenstoffchemie. Dies gilt insbesondere für endotherme Prozesse, die für ihren Ablauf die Zuführung von Wärme benötigen. Schlüsselreaktionen im Bereich der Kohlenstoffchemie ist die Umsetzung kohlenstoffhaltiger Edukte mit Wasserdampf bzw. Kohlendioxid nach der Boudouard-Reaktion nach Gl. 1, der Wassergasreaktion nach Gl. 2 oder der Steam-reforming-Reaktion nach Gl. 3 zur Herstellung der Synthesegas CO und H₂.



Großtechnisch werden heute autotherme Prozesse angewendet, bei denen die für endotherme Reaktionen (Gl. 1) erforderliche Reaktionswärme durch exotherme Reaktionen, wie z. B. Verbrennungsreaktionen von Kohlenstoffträgern (Gl. 4) oder (Gl. 5), bereitgestellt wird.



Dieser Teil des Kohlenstoffs, der lediglich zur Reaktionswärmebereitstellung dient, wird zu CO₂ verbrannt und kann nicht im Produkt, z. B. im Synthesegas, fixiert werden. Wird die Reaktionswärme allotherm, also von außen, und auf der Basis erneuerbarer Energien zugeführt, erhöhen sich Kohlenstoffeinbindungsgrad und Gesamtwirkungsgrad um circa 20 Prozentpunkte gegenüber autothermen Verfahren bei gleichzeitiger signifikanter Absenkung der spezifischen CO₂-Emissionen.

Bei elektrochemischen Verfahren wie z. B. der Elektrolyse wird elektrische Energie verwendet, um den Ablauf bestimmter Redoxreaktionen zu erzwingen. Über Elektrolyse werden Stoffe gewonnen, deren Herstellung über rein chemi-

sche Prozesse aufwendig, teuer oder gar nicht möglich ist. Zukünftig bedeutsam nicht nur im Bereich der Kohlenstoffchemie ist die Elektrolyse von Wasser zur Gewinnung von Wasserstoff und Sauerstoff. Erfolgt die Elektrolyse von Wasser auf der Basis erneuerbarer Energien, können die Produkte Wasserstoff und Sauerstoff dazu verwendet werden, die CO_2 -Emissionen der Kohlenstoffchemie auf ein Minimum abzusenken. Der über erneuerbare Energien gewonnene Wasserstoff kann als Hydrierwasserstoff genutzt werden. Ein weiteres vielversprechendes Einsatzgebiet für Wasserstoff ist die Gaskonditionierung zur Herstellung von Synthesegas mit geeigneter Zusammensetzung für anschließende Synthesen. Ist genügend Wasserstoff vorhanden, kann auf eine Shift-Reaktion verzichtet werden, was eine drastische Absenkung der CO_2 -Emissionen nach sich zieht.

Die Nutzung von Überschussstrom aus erneuerbaren Energien und dessen Einkopplung über elektrothermische und elektrochemische Prozesse in kohlenstoffgeführte Veredlungsketten ermöglicht völlig neue Perspektiven für eine CO_2 -arme Kohlenstoffchemie (Abb. 6). Die prinzipielle Durchführbarkeit eines chemischen Recyclings von CO_2 durch erneuerbare Energien wurde anhand zahlreicher Anwendungen bereits demonstriert. Ein erfolgreicher Technologietransfer in den Markt hängt davon ab, ob es gelingt, diese grundlegenden Ansätze in wirtschaftlich tragfähige Technologien zu überführen. Die Kosten zur Vermeidung, Abtrennung, Speicherung und zur stofflich-chemischen Nutzung einer Tonne CO_2 müssen geringer sein als der jeweilige Zertifikatspreis zur Emittierung derselben Menge.

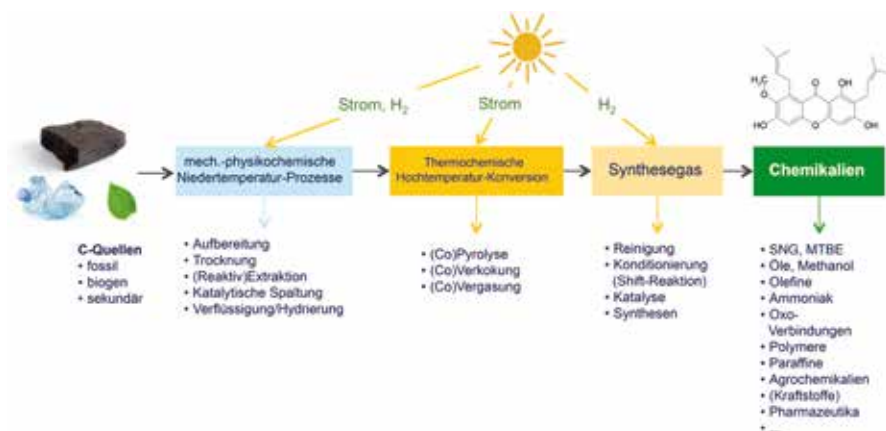
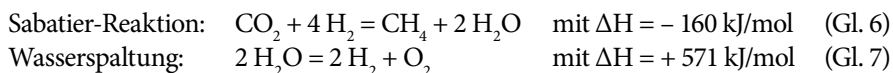


Abb. 6: Konsistenzstrategie am Beispiel einer kohlenstoffgeführten Veredlungskette unter innovativer Nutzung von Überschussstrom aus erneuerbaren Energien und Co-Nutzung biogener und sekundärer Kohlenstoffquellen zur Etablierung einer CO_2 -armen Kohlenstoffchemie.

Zur Methanisierung von einem Mol CO₂ über die Sabatier-Reaktion nach Gl. 6 werden vier Mole Wasserstoff benötigt. Zur Bereitstellung von vier Molen Wasserstoff über die Wasserspaltung nach Gl. 7 bedarf es einer Energiemenge von 2 mal 571 kJ/mol also 1.142 kJ/mol. Um eine Megatonne CO₂ mit Elektrolyse-Wasserstoff zu methanisieren, ist allein durch die Bereitstellung des Wasserstoffs eine Energiemenge von 7,217 TWh erforderlich. In dieser rein auf Thermodynamik basierenden Abschätzung ist noch nicht berücksichtigt, dass der Gesamtwirkungsgrad moderner Elektrolyseure bei etwa 70 % liegt. Werden darüber hinaus Umwandlungsverluste, spezifische Methanausbeuten sowie mögliche Katalysatordeaktivierungen und die Anlagenperipherie wie H₂-Kompression auf 30 bar, Kühlung, Pumpen, Stromwandler usw. berücksichtigt, ergibt sich laut Herstellerangaben ein Strombedarf von 4,3–4,65 kWh/Nm³ Wasserstoff.²⁶ Damit ergibt sich eine erforderliche Strommenge zur Methanisierung von 8,7–9,3 TWh pro Megatonne CO₂. Würde man die gesamte für 2050 in Deutschland zu erwartende Menge an Überschussstrom von etwa 38 TWh²⁷ zur Methanisierung von CO₂ verwenden, so könnten damit circa 5,3 Mio. t CO₂ methanisiert werden. Das entspricht in etwa 0,5 % der im Jahr 2013 emittierten CO₂-Menge von 951 Megatonnen.²⁸ Demzufolge hat die Vermeidung von CO₂-Emissionen durch Suffizienz- und Effizienzstrategien zur Absenkung des Primärenergieverbrauchs für Strom, Wärme und Transport gegenüber der stofflich chemischen Nutzung von CO₂ klare Priorität, da alle Maßnahmen zur Abtrennung, Reinigung, Speicherung und chemischen Umsetzung von CO₂ einen erheblichen zusätzlichen Energiebedarf bedeuten, der derzeit nur fossil abgedeckt werden kann.



Darüber hinaus ist der Ressourcenverbrauch zur Herstellung regenerativer Energiesysteme zu berücksichtigen. Beispielsweise befinden sich in einem einzigen

26 ELB Elektrolysetechnik GmbH, »Druckelektrolyse. Auf dem LURGI System basierend«, http://elektrolyse.de/wordpress/?page_id=38&lang=de (18. 9. 2014).

27 Florian Ess u. a. / Prognos AG, *Bedeutung der internationalen Wasserkraft-Speicherung für die Energiewende* (Studie im Auftrag des Weltenergieerat – Deutschland e. V.), Berlin 2012, S. 9, http://www.prognos.com/fileadmin/pdf/publikationsdatenbank/121009_Prognos_Bericht_Internationale_Speicherung_WEC__9_Oktober_2012.pdf (18. 9. 2014).

28 Umweltbundesamt, *Treibhausgasausstoß im Jahr 2013 erneut um 1,2 Prozent leicht gestiegen. Kohlestrom erhöht die Emissionen – und gefährdet so das nationale Klimaschutzziel* (Presseinformation 10/2014), 10. 3. 2014, S. 1, <http://www.umweltbundesamt.de/presse/presseinformationen/treibhausgasausstoß-im-jahr-2013-erneut-um-12> (18. 9. 2014).

Windrad mit Direktantrieb im Permanentmagneten je nach Leistung mehrere hundert Kilogramm seltene Erden, vor allem Neodym und Dysprosium. Für einen Direktantrieb auf der Basis von Neodym-Eisen-Bor (NdFeB)-Magneten sind gegenwärtig näherungsweise 200 kg Neodym pro Megawatt installierter Leistung erforderlich.²⁹ Zum Betrieb einer modernen 5-MW-Anlage wird demnach eine Tonne Neodym benötigt. Die installierte Windleistung an Land und auf See soll bis 2020 auf zusammen circa 45.000 MW und bis 2050 auf 85.000 MW anwachsen.³⁰ Würden diese Windkraftanlagen aus Effizienzgründen vollständig mit einem Direktantrieb ausgestattet, so ergäbe sich ein Neodym-Bedarf von 170.000 t. Größter Neodymlieferant ist China, das seit einigen Jahren den Export begrenzt, sodass die Weltproduktion an Neodym im Rekordjahr 2009 bei circa 110.000 t lag.³¹ Werden weltweit die Windkraftkapazitäten ausgebaut, kann der Bedarf an Neodym das Niveau der aktuellen Weltjahresproduktion erreichen und möglicherweise übersteigen. Infolge weltweit steigender Nachfragen und der Verringerung chinesischer Exporte wäre mit Lieferengpässen und starken Preisanstiegen zu rechnen. Darüber hinaus führt die Gewinnung von Neodym aufgrund der Vergesellschaftung mit radioaktiven Elementen wie Uran und Thorium zum Anfall signifikanter Mengen an radioaktiven Abfällen. Das ursprüngliche ›Energieproblem‹ wird so zu einem ›Rohstoffproblem‹ verschoben.

Hinzu kommt der raumgreifende Charakter erneuerbarer Produktionsweisen, wie z. B. bei nachwachsenden Rohstoffen. Hier wird eine Verringerung an CO₂-Emissionen gegen den Verbrauch von Anbaufläche aufgewogen, obwohl, wie das folgende Beispiel zeigen soll, nachwachsende Rohstoffe nicht über das Substitutionspotenzial verfügen, um den Kohlenstoffbedarf der chemischen Industrie zu decken.

Gegenwärtig basiert die organische Chemieindustrie auf fossilen und nur zu einem geringen Teil auf nachwachsenden Kohlenstoffträgern. 2011 wurden

29 Studie trend:research – Institut für Trend- und Marktforschung, *Der Markt für Getriebe, Generatoren und Condition Monitoring Systeme für Windenergieanlagen bis 2020. Potenziale, Wettbewerber, Handlungsoptionen*, 2010; Peter Odrich, »Magnet-Rohstoff Neodym: China will nicht nur liefern, sondern verarbeiten«, in *ingenieur.de*, 27.3.2014, <http://www.ingenieur.de/Branchen/Rohstoffindustrie/Magnet-Rohstoff-Neodym-China-liefern-verarbeiten> (18.9.2014).

30 Bundesministerium für Wirtschaft und Technologie (BMWi) und BMU (Hg.), *Energiekonzept für eine umweltschonende, zuverlässige und bezahlbare Energieversorgung*, Berlin 2010.

31 Keith R. Long u. a., *The Principal Rare Earth Elements Deposits of the United States – A Summary of Domestic Deposits and a Global Perspective* (Scientific Investigations Report 2010–5220), 2012, S. 13, Tab. 7, <http://pubs.usgs.gov/sir/2010/5220/pdf/SIR2010-5220.pdf> (18.9.2014).

in Deutschland insgesamt 21,6 Mio. t Rohstoffe verarbeitet. Fossile Rohstoffe bilden derzeit mit rund 18,9 Mio. t das Rückgrat der organischen Basischemie (zum Vergleich: der gesamte Erdölverbrauch Deutschlands lag im Jahr 2013 bei rund 118 Mio. t³²). Mit 15,2 Mio. t dominieren mit Abstand Erdölderivate, gefolgt von Erdgas mit 3,2 Mio. t und Kohle mit 0,4 Mio. t. Die Menge eingesetzter nachwachsender Rohstoffe liegt nur bei rd. 2,7 Mio. t.³³ Geht man von einem Kohlenstoffgehalt von 86,5 Massenprozent (Ma%) für Rohöl aus, beinhalten die 15,2 Mio. t Erdölderivate eine Kohlenstoffmenge von 13,2 Mio. t. Ohne Berücksichtigung von Umwandlungsverlusten könnte diese Kohlenstoffmenge bei einem angenommenen Kohlenstoffgehalt von 45 Ma%³⁴ für nachwachsende Rohstoffe durch rund 29 Mio. t derselben gedeckt werden. Selbst unter der optimistischen Annahme, dass die gesamte Anbaufläche nachwachsender Rohstoffe in Deutschland von rund 2,4 Mio. ha ausschließlich mit Silomais bewirtschaftet würde, entspräche das unter der Annahme eines Flächenertrages von 20 t Trockenmasse pro Hektar³⁵ und eines durchschnittlichen Kohlenstoffgehalts von 45 Ma% nur rund 75 % der oben genannten erforderlichen Kohlenstoffmenge von rund 29 Mio. t.

Zusammenwirken der Nachhaltigkeitsstrategien

Im Fokus von Effizienz- und Suffizienzstrategien stehen quantitative, mengenbezogene Aspekte. Nach Huber können Effizienz- und Suffizienzstrategien allenfalls einen Beitrag zu Verbesserungen in der ökologischen Gesamtbilanzierung leisten. Begründet wird dies mit »Nischenausfüllung durch andere Akteure sowie infolge von Rebound-Effekten.«³⁶

32 Statista, Erdölverbrauch in Deutschland in den Jahren von 1997 bis 2013 (in 1.000 Barrel pro Tag), <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/1004/umfrage/entwicklung-des-oelverbrauchs-in-deutschland> (18.9.2014).

33 »Rohstoffe in der Chemischen Industrie«, in *CHEmanager* 13–14 (2013), <http://www.chemanager-online.com/news-opinions/grafiken/rohstoffe-der-chemischen-industrie> (18.9.2014).

34 Martin Kaltschmitt, Hans Hartmann und Hermann Hofbauer (Hg.), *Energie aus Biomasse – Grundlagen, Technik und Verfahren*, Heidelberg u. a. 2009.

35 Joachim Eder u. a., *Silomais als Biogassubstrat* (Fachinformationen Biogas Forum Bayern, Nr. 1 4/2012), S. 9, http://www.lfl.bayern.de/mam/cms07/ipz/dateien/leitfaden_2012-04_biogasforum.pdf (18.9.2014).

36 Joseph Huber, »Industrielle Ökologie: Über Konsistenz, Effizienz und Suffizienz«, in Rolf Kreibich und Udo E. Simonis (Hg.), *Global Change – Globaler Wandel. Ursachenkomplexe und Lösungsansätze. Causal Structures and Indicative Solutions*, Berlin 2000,

Die Effizienzstrategie ist ihrem Charakter nach eine Aufwandsoptimierung technologischer Prozesse, bei der ein Minimum des Input-Output-Verhältnisses angestrebt wird. Obwohl Effizienzstrategien fester Bestandteil einer industriellen Ökologie sein können, bilden sie nur eine Facette dieser mit insgesamt nachrangigem Stellenwert ab.³⁷ Das Spannungsverhältnis zwischen Ökonomie und Ökologie kann durch Effizienzstrategien gemindert aber nicht aufgehoben werden.

Mit Suffizienzstrategien soll der absolute Verbrauch von Ressourcen gesenkt werden. Vor dem Hintergrund der globalen Bevölkerungsentwicklung und des damit verbundenen notwendigen industriellen Wachstums erscheint dies zunächst fragwürdig. Bezogen auf die Übernutzung fossiler Kohlenstoffressourcen und die begrenzte Aufnahmefähigkeit der Umwelt als CO₂-Senke kann eine deutliche Einschränkung bzw. der Verzicht auf die gegenwärtige energetische Hauptnutzungsform fossiler Kohlenstoffträger aber durchaus zum Sachzwang werden. Dies erfordert eine neue Qualität im Umgang mit den Ressourcen, die allein durch Effizienz- und Suffizienzmaßnahmen nicht erreichbar ist. Vielmehr geht es um die Entwicklung naturangepasster Stoff- und Energieströme, bei denen sich die Potenziale der Quellen und Senken in einem ausgewogenen Verhältnis, d. h. im Gleichgewicht befinden. Diese Überlegungen finden ihren Ausdruck in Konsistenzstrategien. Die qualitative Transformation der industriellen Stoff- und Energieströme bezeichnet Huber als Konsistenz. »Konsistenz stellt die Frage nach der qualitativen Beschaffenheit des industriellen Metabolismus.

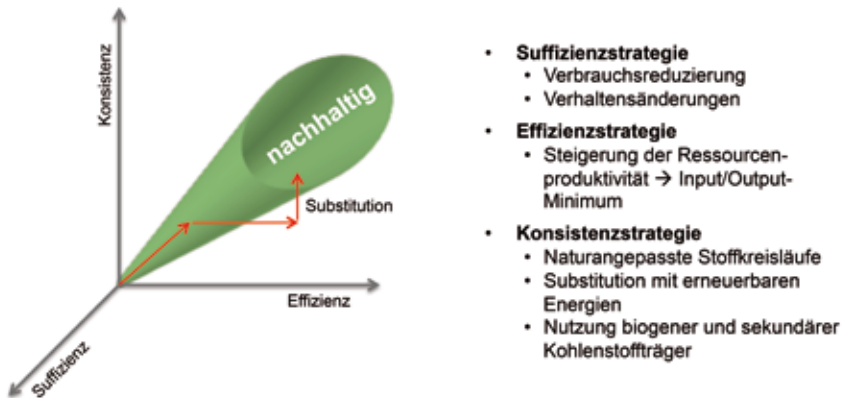


Abb. 7: Zusammenwirken der Nachhaltigkeitsstrategien zur Etablierung einer Low Carbon Economy (In Anlehnung an Bauer, Industrielle Ökologie (Fn. 6), S. 70.).

S. 107–124, hier S. 119.

37 Ebd., S. 111.

Dem Konsistenz-Ansatz geht es nicht um ein Mehr oder Weniger vom Gleichen, sondern um grundlegendere Formen des Strukturwandels im Rahmen einer ökologischen Modernisierung.«³⁸

Jede der in Abb. 7 dargestellten Strategien hat für die Etablierung einer Low Carbon Economy ihre Bedeutung, aber auch Grenzen. Effizienz- und Suffizienzstrategien sind quantitativer Natur, bei den Konsistenzstrategien stehen qualitativ neue Möglichkeiten der Rohstoffnutzung im Vordergrund. Insofern bedingen und ergänzen sich die Strategien. Die einseitige Entwicklung bzw. Überbetonung einzelner Strategien führt zwangsläufig dazu, dass der Nachhaltigkeitsbereich (Kegel) verlassen wird. Werden die thermodynamischen Grenzen eines Prozesses erreicht, so sind Effizienz- bzw. Suffizienzsteigerungen nicht mehr zielführend und diese Technologien müssen durch Anwendung von Konsistenzstrategien substituiert werden.

Fazit

Der vorliegende Beitrag versucht, ausgehend von grundlegenden Ansätzen der industriellen Ökologie und des industriellen Metabolismus die Nachhaltigkeitsstrategien Suffizienz, Effizienz und Konsistenz auf die Transformation einer kohlenstoffintensiven in eine CO₂-arme Wirtschaft anzuwenden und die relevanten technologischen Methoden zu systematisieren. Suffizienz-, Effizienz- und Konsistenzstrategien erfordern zu deren Umsetzung spezifische Technologieinnovationen, individuelle und kollektive Verhaltensregulation und die institutionelle Organisation und Steuerung der Ausgestaltung einer nachhaltig naturintegrierten Gesellschaft. Den Bedarf an Primärenergie in Deutschland bis 2050 gegenüber 2008 zu halbieren und die CO₂-Emissionen um 80 bis 95 % bis 2050 gegenüber 1990 abzusenken, erfordert einen strukturellen Umbau der Energieversorgung und Basisinnovationen im Bereich der Energietechnologien.³⁹

Durch Suffizienz-, Effizienz- und Konsistenzstrategien muss das wachsende Potenzial erneuerbarer Energien und nachwachsender bzw. sekundärer Rohstoffe in völlig neuer Weise ausgeschöpft werden. Diese Qualitätsänderung kann nur durch die Umsetzung von Konsistenzstrategien erreicht werden, da Suffizienz- und Effizienzstrategien lediglich auf eine mengenmäßige Optimierung bereits etablierter Systeme fokussieren. Im Beitrag wird die vornehmlich isoliert debattierte Frage der Umsetzung der Energiewende in Deutschland in

38 Ebd.

39 BMWi und BMU, Energiekonzept (Fn. 29).

einen größeren Zusammenhang gerückt, der ihren Bezug zum Stoff und zu den insgesamt eingesetzten Ressourcen herstellt. Durch die naturgesetzliche Kopplung von Energie und Stoff wird, jedenfalls mittel- und längerfristig, mit der Energiewende eine Rohstoffwende herbeigeführt, die den Übergang von primären zu nachwachsenden und sekundären Rohstoffen einschließt. Und schließlich eröffnet der erst seit wenigen Jahren verfügbare regenerative Strom in wachsendem Maße die Möglichkeit der Einkopplung in Stoffwandlungsprozesse, wodurch sich eine Ressourcenwende abzeichnet, die im Kern nichts anderes darstellt als die Transformation der derzeit dominierenden energetischen hin zu einer stofflichen Nutzung primärer und sekundärer Rohstoffe und die Schließung von Stoffkreisläufen unter drastischer Reduzierung bzw. weitestgehender Vermeidung von CO₂-Emissionen.

Alle Nachhaltigkeitsstrategien haben aber auch technische, ökologische und wirtschaftliche Grenzen bzw. können durch entgegenwirkende Effekte kompensiert werden. So können z. B. Verbrauchsreduzierungen über Suffizienz- oder Effizienzsteigerungen teilweise oder vollständig durch Rebound- bzw. Ausgleichseffekte aufgehoben werden. Mit der Umsetzung von Konsistenzstrategien sind mitunter erhebliche technische und wirtschaftliche Konsequenzen verbunden, wobei qualitative Veränderungen von Stoffströmen zu Problemverschiebungen in völlig andere Technologiebereiche führen können.

Damit gehört die Etablierung einer Low Carbon Economy zu den vielschichtigsten und komplexesten Herausforderungen, denen sich eine Industriegesellschaft derzeit überhaupt stellen kann. Wenn es aber gelingt, eine nachhaltige Energie- und Rohstoffversorgung auf der Basis erneuerbarer Energien und nachwachsender bzw. sekundärer Rohstoffe zu etablieren, so eröffnen sich mit den, historisch gesehen, neuen Gestaltungsoptionen für eine Ressourcenwende völlig neue technologische Zugänge für eine Low Carbon Economy. Alternativen zu traditionellen Industrieprozessen entstehen z. B. in der Energietechnik, der Metallurgie und bei der Erzeugung von Kohlenwasserstoffen. Werkstoffentwicklung, Maschinen- und Anlagenbau, physikalische Technologien und insbesondere das stoffliche Recycling moderner Industrieprodukte werden wichtige Innovationsimpulse erhalten.

Deutschland als einem führendem Technologieland und Initiator der Energiewende kommt bei der Transformation einer kohlenstoffintensiven Wirtschaft in eine Low Carbon Economy eine Führungsposition zu. Sollte es Deutschland durch die Umsetzung von Nachhaltigkeitsstrategien gelingen, seinen weltweiten CO₂-Emissionsanteil von derzeit etwa 2 % auf nahezu Null abzusenken, so ist das globale Ressourcen- und Klimaproblem keinesfalls gelöst, aber das Signal, dass eine Low Carbon Economy tatsächlich wirtschaftlich tragfähig funktionieren kann, wird international Wirkung entfalten.

Diskussionen

Wolfgang Fach

Wissen versprechen, Hilfe vermarkten

Über den Umgang der Medizin mit dem Scheintod

Nietzsche hat den Menschen als jenes Wesen bezeichnet, das versprechen darf. Zieht man Max Weber zu Rate, dann sind Wissenschaftler ganz besondere Menschen, solche nämlich, die versprechen *müssen*. Was und wem? Kurz gesagt: heiligen Eifer, dem Gegenstand ihrer Wahl. Darauf läuft es jedenfalls hinaus, wenn ihnen das Wissen etwas wert ist – anders als dem »Impresario« in eigener Sache, den pure Eitelkeit antreibt.¹

Daneben setzt sich freilich noch eine weitere Spezies in Szene. Sie will weder die Wissenschaft noch sich selbst voranbringen, sondern der Menschheit, en gros und en détail, helfen. Auf dieses Versprechen haben viele gewartet: Kranke brauchen ein bestimmtes Serum, Alte möchten noch älter werden, das Land erhofft sich Wirtschaftswachstum, Politiker sind auf ihre Sympathiewerte erpicht, allesamt benötigen wir ein besseres Klima und so weiter und so fort.

Manchmal passiert es aber, dass forschende Wohltäter jene Not erst (er-)finden, aus der sie uns helfen wollen. Dann mutiert die versprechende zur unternehmenden Wissenschaft und aus dem Forscher wird ein Entrepreneur. Wie z. B. beim *Scheintod*, jenem überraschend frühen, gewissermaßen »vorzeitigen« Fall, dessen Geschichte manche Denkwürdigkeiten bereit hält.

1. Ein Problem wird geboren

Unterstellt, dass Fakten, um als solche gelten zu können, ans Licht der Öffentlichkeit kommen müssen, kann man die Sache kurz machen: Den Scheintod gibt es erst seit 1740. Davor galt überall, was danach noch auf dem flachen – bildungsfernen – Land zu beobachten war: Fehlende Lebenszeichen sind völlig »unwissenschaftlich« behandelt worden. Merkllich schockiert berichtet Christoph Wilhelm Hufeland, zu dieser Zeit (1791) Weimarer Hofmedicus, später einmal Charité-Direktor, was ihm zu Ohren gekommen ist. Da habe es jene Frau gegeben, die »einige Zeit nach dem Tode eines Mannes, den sie eingekleidet hatte,

1 Max Weber, *Wissenschaft als Beruf*, Stuttgart 1995, S. 11 ff.

äusserte, es werde wahrscheinlich bald noch eins von der Familie nachsterben, denn der Verstorbene habe im Sarge ein Auge aufgethan, und sie habe dieß schon öfter als ein üble Vorbedeutung bemerkt. – Eine so wichtige Lebensäußerung«, merkt Hufeland an, »ist also für diese Menschen nichts als Nahrung des Aberglaubens, und nun zweifle man noch länger, daß unzählige lebendig begraben werden.« Noch bunter hat es eine andere Totenfrau getrieben, die »sich rühmte, es habe einst eine Leiche, bey der sie wachte, des Nachts sich aufgerichtet, aber sie habe sie mit den Worten wieder niedergedrückt: ›Ey was willst du unter den Lebendigen? Nieder mit dir! du gehörst nicht mehr zu uns[!]; und die Leiche habe sich nicht weiter geregt. – Hat man sich«, fragt der konsternierte Hufeland, je »einen solchen Grad von Aberglauben möglich gedacht, und dürfen wir mit gutem Gewissen unsere Leichen in solchen Händen lassen?«²

Was haben sich diese Frauen bloß gedacht? In einer Hinsicht etwas, das sie mit ihrem wissenschaftlichen Kritiker teilen, nämlich die Vorliebe für klare Verhältnisse: ›tertium non datur‹. Wer tot ist, ist nicht mehr lebendig, und wenn jemand diese Regel verletzt, muss der Fall wieder in Ordnung gebracht werden, so (›sterben lassen‹) oder so (›sterben machen‹). In Hirnen solchen Zuschnitts sind nur *Scheinlebendige* vorgekommen. Freilich konnten Ärzte mit Ambivalenz ebenso wenig anfangen, nur dass sie genau anders herum dachten: Aus ihrer Sicht kompromittiert nicht das Leben den Tod, sondern der Tod versucht, sich etwas zu holen, was ihm (noch) nicht zusteht.³ Wer ihn dabei unterstützt, muss von Sinnen sein und schleunigst ausrangiert werden. Dass diese Verrücktheit passiert und jene ›Leichenweiber‹ die tödliche Option wählen, hat mit ihrer Bigotterie zu tun – sie sehen, so Hufeland, im Lebenszeichen zur Unzeit einen »sträflichen Eingriff in die Ordnung der Dinge«.⁴ Der Mediziner hingegen, das ist seine *déformation professionnelle*, entscheidet sich grundsätzlich fürs Dableiben (›leben machen‹).

Wie gesagt: Diese Einstellung kam nach 1740 zur Welt. Ihr Geburtshelfer war der französische (aus Dänemark stammende) Anatom Jacques-Bénigne Winslow, dessen Schrift über die *mortis incertae signa* das Thema hoffähig machen sollte. Seine These: Gängige Anzeichen des Todes sind unzuverlässig, weshalb es passieren kann, dass Menschen lebend begraben werden.⁵ Wenn gar »unzählige« (Hufeland) davon betroffen sind, dann ist das Drama kom-

2 Christoph Wilhelm Hufeland, *Über die Ungewißheit des Todes [...]*, Weimar 1791, S. 21 und 34.

3 Philippe Ariès, *Geschichte des Todes*, München ¹²2009, S. 514.

4 Hufeland, *Ungewißheit* (Fn. 2), S. 34.

5 Jacques-Bénigne Winslow, *Quaestio Medico-Chirurgica. An mortis incerta signa [...]*, Paris 1740.

plett. Dennoch wäre der Aufschwung, den die Sache erleben sollte, wohl ausgeblieben, hätte sich nicht ein anderer des Gegenstands angenommen. Zu Hilfe eilte Jacques-Jean Bruhier. Dieser umtriebige Mediziner auf der Suche nach seiner Karriere hat den dürrn und lateinischen Originaltext auf Französisch wirkungsmächtig aufgeblasen: mit wahren Begebenheiten, deren Horror niemanden kalt lassen konnte. Ohne Verweis auf seine Pioniertat würde nach ihm praktisch niemand mehr auskommen.⁶

Auf Bruhier hat sich auch die deutsche Scheintod-Koryphäe gestützt, der schon erwähnte Hufeland, dem wir zwei Klassiker zum Thema verdanken: 1791 den (schon erwähnten) Band *Ueber die Ungewißheit des Todes*, mit dem Ziel, *das Lebendigbegraben unmöglich zu machen*; und 1808 eine alphabetisch angeordnete *Sammlung der wichtigsten Thatsachen und Bemerkungen* über den Scheintod.⁷ In seinem Schatten publizierten zahlreiche andere, darunter auch der Görlitzer Arzt Christian August Struve, dessen hauptsächliches Verdienst darin besteht, unter dem Titel *Abhandlungen der Londoner Königlichen Gesellschaft zur Rettung Scheintoter und Verunglückter* das englische Standardwerk dem deutschen Publikum zugänglich gemacht zu haben.⁸

William Hawes, der diese Schrift verfasst und jene Gesellschaft (mit-)begründet hat, war allerdings auf etwas ganz Anderes aus. Nicht irgendwelchen Scheintoten (wie Struves Übersetzung glauben machen will) galt sein Interesse, am Herzen lagen ihm vor allem »the apparently drowned«⁹ – die in deutschen (oder auch französischen) Traktaten wiederum keine nennenswerte Rolle spielen.

6 In deutscher Übersetzung (des Leipziger »Arzneiwissenschaftlers« Johann Gottfried Jancke) erschienen unter dem Titel *Abhandlung von der Ungewißheit der Kennzeichen des Todes [...]*, Leipzig/Kopenhagen 1754.

7 Hufeland, *Ungewißheit* (Fn. 2), ders., *Der Scheintod oder Sammlung der wichtigsten Thatsachen und Bemerkungen darüber [...]*, Berlin 1808.

8 Auch die Staatswissenschaft hat sich des Themas angenommen: Robert v. Mohl (*Die Polizei-Wissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaats*, Bd. 1, Tübingen 1832, S. 220–224) geht darauf ein, und Johann Peter Frank, *System einer vollständigen medizinischen Polizey*, Bd. 5, Tübingen 1813 widmet dem Problem gar 500 Seiten. Alles in allem kommt der emeritierte Medizinprofessor und Goethe-Freund Johann Gottlob Bernstein in *Rückblick (Medicinisch-chirurgische Bibliothek [...]. Von 1750 bis mit Einschluss 1828*, Frankfurt a. M. 1829) auf rund 70 einschlägige Titel, die literarischen, journalistischen und anders laienhaften nicht eingerechnet. Auch danach war die Scheintod-Frage alles andere als passé.

9 William Hawes (Hg.), *Abhandlungen der Londoner Königlichen Gesellschaft zur Rettung Verunglückter und Scheintoter* (dt. Übersetzung von Christian August Struve), Breslau/Hirschberg/Lissa 1798. Die Gesellschaft existierte seit 1774, ihre Jahresberichte trugen den Titel *Reports of the Humane Society for the Recovery of Persons Apparently Drowned*. »Königlich« durfte sie sich seit 1787 nennen.

Was hier eher beiläufig zur Sprache kommt, ist eine Weichenstellung mit Folgen. Der Scheintod hatte sich gewissermaßen verdoppelt, aus einem einzigen Sachverhalt waren deren zwei geworden: *lebendig begraben* vs. *scheinbar ertrunken*.¹⁰ Die Profession entschied sich, ihr Produkt ganz unterschiedlich zu vermarkten.

2. Hufelands Horror

Selbst der honorige Hufeland hat, um gehörige Resonanz im Lande bemüht, als Geschichtenerzähler den Horror unbemerkter Lebendbegräbnisse in kräftigen Farben und jeder Schattierung präsentiert. Seinem Fundus entstammt auch dieses (allerdings von Bruhier entlehnte) Schauerstück:

Zu Basingstocke in England war eine vornehme Frau begraben worden, die man für todt hielt. Ueber der Gruft, worin man sie beigesetzt hatte, befand sich eine Schule. Schon den ersten Tag nach der Beerdigung hörten die Kinder ein Geräusch in der Gruft. Der Schullehrer kam erst auf wiederholtes Bitten darauf, die Sache zu untersuchen. Die Gruft ward geöffnet, und man fand die traurigen Spuren des verzweifelten Kampfs der Unglücklichen und des Unvermögens, sich los zu machen. In den letzten Zügen lag sie da, hatte sich die Hände und das Gesicht zerkratzt, und den Kopf zertrümmert.¹¹

Andere in seiner Nachfolge taten es ihm gleich oder übertrumpften ihn sogar. Als besonders eifriger Sammler erwies sich der Coburger Bürgermeister und respektierte Dilettant Georg August Donndorff, dessen Traktat *Fall auf Fall* häuft und erst bei der Nummer 66 genug hat. Sein 44. Beispiel, ebenfalls aus Bruhiers reichhaltiger Requisitenkammer, handelt von einem Trompeter in Paris, an dessen Grabstätte Kinder gespielt und dabei ein Getöse gehört haben. Worauf er wieder ausgegraben wurde: »Als man den Sarg öffnete, fand man den armen Menschen auf dem Bauche liegen, und in seinem Blute schwimmen, weil seine Schultern durch die vielen Nägelspitzen ganz zerrissen waren. Er holte noch Athem, starb aber eine Viertelstunde nachher, wirklich.«¹² Die Nummer 17 führt uns in eine ganz andere Region (Neuburg an der Donau): »Im Jahr 1791

10 Die spärlichen Analysen späterer Tage verlieren diese Spaltung völlig aus den Augen. Vgl. etwa Martina Kessel, »Die Angst vor dem Scheintod im 18. Jahrhundert«, in Thomas Schlich und Claudia Wiedemann (Hg.), *Hirntod*, Frankfurt a. M. 2001, S. 133–166.

11 Hufeland, *Scheintod* (Fn. 7), S. 8.

12 Johann August Donndorff, *Ueber Tod, Scheintod und zu frühe Beerdigung [...]*, Leipzig/Quedlinburg 1820, S. 89.

starb der Pfarrer zu Jassorff,¹³ und man eilte, ihn zu begraben, ohne die gehörige Zeit abzuwarten. Verschiedene Personen, die seinem Grabe nahe kamen, glaubten[,] ein Getöse darin zu hören, und meldeten es.« Was aber als Einbildung abgetan und nicht weiter verfolgt wurde. Nachdem aber »wiederholte Nachrichten von der Fortdauer des Getöses einliefen«, entschied man sich doch zu graben und fand »zwar den Leichnam todt, aber ganz auf dem Bauche liegend, zum sichern Beweise, daß er wieder lebendig geworden, und wahrscheinlich, durch die Anstrengung, seinem fürchterlichen Gefängnisse zu entfliehen, in diese ungewöhnliche Lage gekommen war.«

So »ist und bleibt es unbegreiflich, wie man vernünftige Geschöpfe Gottes bisher der schrecklichsten Gefahr des Wiedererwachens im Grabe [...] habe preis geben können«, räsontiert rückblickend der bayerische Cantonsarzt Camill Meuth.¹⁴ Man kann, angesichts solcher Begebenheiten, sein Staunen verstehen, zumal wir das Jahr 1822 schreiben, also weitere Jahrzehnte vergangen sind, ohne dass der erhoffte Ruck durchs Land gegangen ist.

3. Hawes' Hoffnung

Englands Fixierung auf die »apparent drowned« hätte überhaupt keinen Sinn ergeben, hätten englische Phantasien gleichfalls am Sargtrauma geklebt. Doch es ist einfach wie weggeblasen.¹⁵ Statt seiner regiert das Happy End, und ›Glück im Unglück‹ dient den allermeisten Berichten als Leitmotiv. Kurzum, eine ganz andere Form der Betroffenheit kann beobachtet werden.

Zum Beispiel fiel eines schönen Tages R. Stanley »aus einem Boot in die Themse, wurde von W. Davis herausgezogen u. ohne sichtbare Lebenszeichen. Nach einer halben Stunde lebte mein Kranker, während der Anwendung gewöhnlicher Mittel, wieder auf; indessen blieb er sich lange unbewußt, be-

13 Ebd., S. 71 f. Hier zeichnet sich eine gewisse Nonchalance im Umgang mit dem Material ab: ›Jassorff‹ ist der Name des Pfarrers und nicht seiner Gemeinde. Doch darauf kommt es wohl nicht an – hier so wenig bei wie anderen Autoren (Hufeland ausgenommen). Es geht um den Eindruck und nicht die Einzelheit. Zeigen wird sich noch, dass englische Berichte auf Präzision und Zuverlässigkeit mehr Wert legen (müssen).

14 Camill Meuth, *Aufruf an Menschlichkeit und Vernunft zur Abwehr des schrecklichsten Todes nach dem Tode*, Diss. München 1822, S. 6.

15 Was nicht bedeutet, dass es zu dieser Zeit überhaupt keine englischen Sarg-Stories gegeben hätte – eine unwahrscheinliche Lücke angesichts der internationalen Verflechtung des Genres. Vgl. etwa John Snart, *Thesaurus of Horror; or, the Charnel-House Explored!!* [...], London 1817, dem das unergründliche Schicksal sogar einen Neudruck beschert hat (Whitefish, MT 2009).

kam starkes Erbrechen, und in wenigen Stunden kam er zu sich.«¹⁶ Dies weiß Dr. Egerton zu berichten. Dr. Phippson, ein Societäts-Arzt, berichtet von seinem Erlebnis: er habe »eine grosse Menge Volks ans Wasser rennen« sehen und gehört, »James Higgins sey von einem Boot in die Themse gefallen.« Hilfreiche Hände zogen ihn in ein Boot; nach einigen Komplikationen erinnert sich Phippson einer Wiederbelebungs-methode, die er von Willam Hawes erfahren hat, das patente Mittel wirkt und der Totgeglaupte erwachte.¹⁷ Schließlich ein Vorkommnis, das der Wundarzt John Blount meldet:

Anne Pearson, eine junge Frau von zwanzig Jahren, die mit einem Kinde hochschwanger ging, fiel durch Zufall in die Themse. Sie hatte ohngefähr drei Minuten unterm Wasser gelegen. Es war kein Puls bemerkbar, wir konnten keinen Athem gewahr werden. Die von der Societät gegebene Rettungsanleitung wurde ein halbe Stunde lang angewendet.

Danach rührte sich etwas, die Verunglückte tat »einen tiefen Seufzer« und war einige Zeit später so erholt, »daß sie von jemanden unterstützt in ihres Freundes Haus gehen konnte.«¹⁸

Das englische Auge sieht etwas Anderes: Statt des Schreckens versehentlich Eingesargter gerät ein ums andere Mal die glückliche Wendung am Ort des Geschehens – weit vor den Toren des Friedhofs – in sein Blickfeld. Und es erkennt keine Toten, die vielleicht noch ein bisschen lebendig sind, sondern bemerkt zunächst einmal Leben, das mit etwas Geschick dem Tod entrissen werden kann. Wer sich die Sache so zurechtlegt, zielt auf einen anderen Effekt ab: Nicht ums Erschrecken über den Schrecken ist es ihm zu tun, das Publikum soll sich am freudigen Ereignis erfreuen.

4. Kulturen der Betroffenheit

Die unterschiedlichen Schwerpunkte des Versprechens und Vermarktens lassen sich systematisieren. Deutsche Erzählungen verarbeiten alle möglichen Schicksale, auch solche, deren Ende höchstens gedankliche Spuren hinterlässt, weil diese Menschen schon zu Lebzeiten »abkömmlich« waren – wie Damen, Trompeter oder Pfarrer. Meist geht es um Kranke oder Alte, Leute mit »gänzlich erschöpfter Lebenskraft« (Camill Meuth), die im Bett (scheinbar) gestorben sind und am besten ein bekannt schreckliches Ende genommen haben (Maxi-

¹⁶ Hawes, Abhandlungen (Fn. 9), S. 145

¹⁷ Ebd., S. 158.

¹⁸ Ebd., S. 67.

mierung des Grauens). Wo diese Unglücklichen leben, spielt keine Rolle: Basingstoke, Paris, bayerische Provinz – jede Lokalität passt, denn was alle eint, ist ausschließlich das traurige Schicksal. Ebenso wenig kommt es darauf an, wann eine Begebenheit stattgefunden hat, Horror bleibt Horror, auch wenn er weit zurück liegt. Schließlich ist jede passende Geschichte eine gute Geschichte, der Zweck heiligt selbst die Anekdote.

Deswegen muss man auch keineswegs Mediziner sein, um sich des Problems publizistisch annehmen zu können: »Was ich gesagt habe«, so leitet Donndorff, der Bürgermeister, seinen Beitrag ein, »kann jeder, ohne in die Geheimnisse des Äskulaps eingeweiht zu seyn, wenn nur Liebe für Wahrheit, und Gefühl für Menschheit und Menschlichkeit ihn leiten, dem Publico eben so wol an's Herz legen, als ein Arzt.« Jeder kann nicht nur, sondern soll auch, denn die Sache »ist für das Ganze, und für jedes Individuum, von der äußersten Wichtigkeit.«¹⁹ Ein Appell ans gute Herz, dessen Sorge grenzenlos ist.

Hart kontrastiert damit das englische Narrativ. Gewöhnlich präsentiert es Menschen, die mitten aus dem (re-)produktiven Leben gerissen werden; ihre Vitalität erweist sich dadurch, dass sie meist beim Baden vom (Schein-)Tod erwischt werden. Der herbeieilende Mediziner rettet (ein freudiges Ereignis) Einwohner, auf deren Dienste die Allgemeinheit zählt: Männer, die arbeiten, Frauen, die gebären (ein nützlicher Beitrag). Vor diesem Hintergrund zählen nur aktuelle Fälle mit einheimischen Opfern. Und es müssen nachweisbare Ereignisse sein, Anekdotenhaftes hat da keinen Platz, weswegen sich ärztliche Berichte wie amtliche Protokolle lesen.

Pastor Harrison, anlässlich des 25. Jahrestags der *Society*-Gründung mit der Predigt beauftragt, erklärt den tieferen Sinn des Ganzen: »To preserve the life of the lower classes«, so klärt er die Unwissenden unter seinen Zuhörern auf, »must ever be most politic and useful; for it is a received opinion, that the riches of a nation always bear a certain proportion to the number of its artificers and laborious members; and that a decrease of them causes a decrease of its wealth and power.«²⁰ Auch William Hawes' Societäts-Report hält mit dem materialistischen Kalkül nicht hinterm Berg: »In Handlungsangelegenheiten«, so wird Adam Smith zitiert, »vervielfacht sich jedes Capital, oder bringt eine Zahl neuer Einheiten hervor, so daß der Verlust oder Zuwachs des Capitals zu dem allgemeinen Stamm, als Verlust oder Zuwachs der Mittel neue Capitale zu machen anzusehen ist. Dieser Satz ist gleich anwendbar für die Bevölkerung als für das Handlungswesen.«²¹

19 Donndorff, Tod (Fn. 12), S. IX f.

20 Benjamin Harrison, *The Anniversary Sermon of the Royal Humane Society, Preached at Grosvenor Chapel on Sunday, April 16, 1799 [...]*, London 1799, S. 14.

21 Hawes, Abhandlungen (Fn. 9), S. 5.

Das *universelle Mitleid* wird durch die *nationale Wertschöpfung* abgelöst – Trompeter, Pastoren oder Damen kommen, weil sie den Einsatz schuldig bleiben, in der englischen Rechnung nicht vor.

5. Staatsversagen

Zwar war das Versprechen identisch: Dem Scheintod würde der Stachel gezogen. Doch die Vermarktung hat auf unterschiedliche Effekte gesetzt, mal wurde Grauen geschürt, mal vom Nutzen gesprochen. Entsprechend grundverschieden ging man zu Werke: Deutsche (und französische) Ärzte wollten verhindern, dass jemand versehentlich im Sarg bleibt, ihren englischen Kollegen ging es darum, dass niemand dort vorschnell hineinkommt.

Soweit hat alles seine (relative) Richtigkeit. Die Probleme beginnen, als es der Profession einfällt, für ihr Produkt *Geld* zu verlangen, Geld vom Staat natürlich. Gerechterweise sollte man hinzufügen, dass beide Lager auch um »zivilgesellschaftliche« Finanzierungsquellen bemüht waren und dabei durchaus Erfolge vorweisen konnten: Hufeland sammelt eine erkleckliche Summe bei den Gutbetuchten Weimars ein, Hawes kann von der Großspende Londoner Fischhändler berichten (deren Geschäfte naturgemäß wasserleichensensibel waren). Aber aufs Ganze gesehen haben Privatleute hier wie da zu wenig in den Scheintod investiert. Was auch daran lag, dass die aufzubringenden Summen von den erwarteten Wirkungen offenkundig nicht gedeckt waren.

Den Preis der Medizin hat, unschwer erkennbar, ihr Eigeninteresse diktiert: Um im Geschäft zu bleiben, musste sie einen *exklusiven* und damit teuren Standard kunstgerechter Scheintod-Behandlung durchsetzen. So ist auch zu erklären, dass die Protagonisten, ihrer differierenden Philosophien ungeachtet, bei nahezu identischen Projekten gelandet sind.

Hufeland und Co. waren emsige Befürworter des sogenannten »Leichenhauses«. Diese Immobilie schafft Platz für etliche Särge sowie die »Stube für die Wächter, mit einem Glasfenster in der Thür, um die Leichen beständig im Auge zu haben: und eine Küche zur Bereitung der nöthigen Hülfsmittel, Bäder und dergleichen, bey wieder kehrenden Lebenszeichen.«²² Der eigentliche Clou kommt aber noch – ein Hülfsmittel, das den Wächter für jene eingesargte Restvitalität sensibilisieren soll, die sich selbst aufmerksamen Augen entzieht: »In dieser Absicht«, schlägt Hufeland vor, »werden die beweglichen Theile, Hände und Füße, mit Fäden in Verbindung gesetzt, deren geringste Erschütterung sich durch eine damit zusammenhängende Schelle hörbar machen

22 Hufeland, Ungewißheit (Fn. 2), S. 44.

wird.«²³ Soweit Hufeland, der seine Vorstellungen in einem Prototyp auch umgesetzt hat (Weimar, 1792).

Wäre es dabei geblieben, hätte die Scheintod-Medizin schon vom allerersten Augenblick an ausgedient gehabt, denn fürs Strippenziehen und Schellengeläut bedarf es keiner hippokratischen Eide oder Künste. Daher kommt zur Grundausrüstung ein kostspieliges Extra, der Experte in Gestalt des eigens dazu bestellten, einsichtsvollen und beeidigten Arztes.²⁴ Der Einsatz spezialisierter Ärzte wurde allenthalben gefordert und einsichtig begründet, dennoch hat sich keine Regierung auf Dauer diesen teuren Ernst geleistet, noch war irgendeine Kommune, die besser gestellten Residenzstädte eingeschlossen, bereit, den riskanten Weg ins Grab medizinisch vollwertig begleiten zu lassen. Überall war man knapp bei Kasse. Ansässige Mediziner wurden zwar ermächtigt, ihren vormaligen Patienten den Tod zu bescheinigen, doch stand schließlich mehr auf dem Spiel als eine bürokratische Formalität. Und selbst diese wurde häufig genug an Dilettanten delegiert: »brodlose Afterärzte«, »invalidе Chirurgen«, aber auch ganz ordinäre Sargschreiner oder sogar »Leichensäger«.²⁵ Richter und Pfarrer durften auf dieser Liste nicht fehlen. Kurzum: Die Medizin musste am Ende zur Kenntnis nehmen, dass »Obrigkeiten und Volksregierer« kaum mehr als Lippenbekenntnisse zustande brachten.

In England waren sich William Hawes und seine Mitstreiter ihrer Sache sicher – Relevanz musste in Resonanz umschlagen: »Der Lehrer der Arzneikunde, so wie der ausübende Arzt« findet, bestärkt man sich selbst, »einen neuen Weg zu Ruf, Ehre und Glück«.²⁶ Voraussetzung dafür war aber eine Infrastruktur, die es den Ärzten erlauben würde, ins Rettungsgeschäft erst einmal eingreifen zu können. Bisher war das häufig unmöglich, weil zu viel Zeit verstrich, bis einer von ihnen am Ort des Geschehens eintraf. Wegen »ihrer entfernten Wohnung«, klagt Hawes, bleiben »Aufmerksamkeit, Geschicklichkeit und Humanität« des ärztlichen Standes allzu häufig ungenutzt.²⁷

Eine Chance, standesgemäß eingesetzt zu werden, bot den Medizinerinnen das eigens ersonnene Rettungshaus (»receiving-house«) Sie verstanden daran-

23 Ebd., S. 45.

24 Gegebenenfalls mit der Verantwortung für mehrere (kleinere) Leichenhäuser. Vgl. Johann Georg Taberger, *Der Scheintod in seinen Beziehungen auf das Erwachen [...]*, Hannover 1829, S. 41. Der Königlich Hannoversche Hofmedicus und Großbritannienische Stabsarzt sprach damit seiner Zunft aus der Seele.

25 [Anonym], »Leichenhäuser oder keine?«, in *Deutsche Vierteljahrsschrift* 2/2 (1839), S. 80–99, hier S. 85; Ernst Gottlieb Steudel, *Altbau und Neubau des Medicinal-Wesens in Württemberg [...]*, Esslingen 1849.

26 Hawes, Abhandlungen (Fn. 9), S. 155 f.

27 Ebd., S. 167.

ter Erste-Hilfe-Etablissements, deren medizinische Ausstattung dem Interieur des deutschen Pendants zum Verwechseln ähnlich sieht, naturgemäß. An stark frequentierten Uferabschnitten sollten sie dafür sorgen, dass scheinbar Ertrunkene fachkundig ins blühende Leben zurückgeholt würden. Der Prototyp wurde 1794 im Londoner Hyde-Park gebaut. Alles Nötige war vorhanden: ein Warteraum, ein Raum für den medizinischen Betreuer, zwei Einbett-Stationen mit den notwendigen Utensilien, um Verunglückte, getrennt nach Geschlecht, betreuen zu können, sowie eine Dienstwohnung für den vorgesehenen jungen Arzt, der den »medizinischen Cursus gemacht hat, und auf die Kunst Scheintode zu leben besondere Aufmerksamkeit verwendet.«²⁸

In einer »Adresse an den König und an das Parlament von Großbritannien, über die Lebensrettung der Einwohner« macht William Hawes klar, was ihm am Herzen liegt und, weil es ums große Ganze geht, staatliche Förderung erheischt: »Daher thut der Verfasser«, schließt die Petition,

die unterthänige Vorstellung, daß unter der Autorität des Parlaments, in jedem Kirchspiel ein allgemeines Rettungshaus (a General Receiving-House) errichtet werden möchte, oder, wenn das zu kostbar wäre, die Ausgaben dazu von jeder einzelnen Gemeinde getragen werden könnten, da die Summe sehr unbedeutend seyn würde. Sollte besonders das letztere erwählt werden, so wird man hoffentlich darauf sehen, dass die Oekonomie der Gemeinheit nicht dem öffentlichen Nutzen schade.²⁹

Hawes sollte sich umsonst verausgabt haben – den staatlichen Instanzen war diese Sache, die doch so wenig kosten sollte, immer noch zu teuer. Also blieb es dabei: Ärzte kamen zu spät – wer gerettet wurde, hatte es häufig nicht ihrer Hilfe zu verdanken, und wessen Leben darüber hinaus hätte erhalten werden können, ist naturgemäß unbekannt geblieben.

6. Helden und Tüftler

Unter solchen Umständen sollte eine andere Figur von der Scheintod-Kampagne profitieren: Ins Rampenlicht rückten statt kundiger Mediziner englische *Helden*, deren riskanter Wassersprung dafür gesorgt hat, dass Scheintote überhaupt ausfindig gemacht werden konnten. Hawes' *Society* kam nicht umhin, auf diese Gewichtsverlagerung zu reagieren. Ihre Praxis, für besonders bemerkenswerte Rettungstaten kundige Ärzte auszuzeichnen, wurde schon früh

²⁸ Ebd., S. 168.

²⁹ Ebd., S. 167 f.

auf mutige Menschen ausgedehnt – deren Anteil mit der Zeit immer stärker anwuchs.³⁰

Heute haben Helden das Feld der Ehre und Ehrung für sich alleine: »Have you witnessed an act of bravery? Anyone can nominate someone for an award«, fragt die »Royal Humane Society« (wie sie sich inzwischen nennt) auf ihrer Homepage.³¹ Unter denen, deren Heroismus für preiswürdig gehalten wird, befindet sich der »Dockmaster« George Reeder aus Watchet Harbour, dessen Fall für viele steht. Er sah am 27. Januar 2013 um 8.15 Uhr (mit gewohnter Präzision festgehalten), wie ein Kinderwagen vom Wind ins Wasser geweht wurde, »leaving the baby face down in the water and sinking. George, who was on the other side of the harbour, cycled straight to where she was. There were, by this time, more people present. The sea was choppy, with a tidal swell, and about twelve feet deep. George jumped straight into the sea« – und sorgt für einen glücklichen Ausgang des Dramas.³²

Nota bene: Auf der Startseite der Homepage wird eigens darauf verwiesen, dass sich Heldentum und Berufsausübung wechselseitig ausschließen – wer »professionally trained« ist, kann für professionelle Hilfe keinen Preis erhalten. Die Medizin hatte ihre Schuldigkeit getan, die Medizin konnte gehen.

Dem deutschen Scheintod-Projekt sollte kein gnädigeres Schicksal beschieden sein. Nur, dass seine Erben keine Helden, sondern *Tüftler* waren: Spezialisten in Sachen Sargbau. Anders als Helden werden sie aber nicht »geboren«, sodass den Medizinerinnen Zeit für Gegenwehr blieb.

Anfänglich haben es die Sargtechnologien ihren Kritikern leicht gemacht. Da war z. B. Hieronymus Gottfried von Müller, seines Zeichens Reichsquartiermeister unter Franz II. Sein Vorschlag: tönerner Sargdeckel, »die nicht gar zu dick gemacht werden.« Denn dann muss »der zu sich kommende Mensch« einen »solchen Deckel nur durchstoßen, welches er ja leicht im Stande ist. Um aber zu einem solchen Durchstoßen ganz gerichtet zu seyn, so wird künftig dem im Sarge liegenden Menschen ein spitziger Hammer mitgegeben, und derselbe neben ihm in den Sarg gethan.« Mit diesem könne »der wieder zu sich kommende Mensch den thönernen Deckel durchschlagen, und sodann ganz

30 Im *Annual Report* von 1846 ist beispielsweise eine Statistik neuerer Fälle abgedruckt, der zufolge 22 Rettungstaten auf Erste-Hilfe-Maßnahmen zurückzuführen sind, während 83 Mal physische Anstrengungen (Springen, Tauchen, Rudern o. ä.) den Ausschlag geben. Dieses Verhältnis spiegelt sich wider in der Liste der Ausgezeichneten: 1 fähiger Arzt, 4 mutige Männer. Vgl. Royal Society, *The Seventy-Second Annual Report* [...], London 1846, S. 47–58. Idealerweise hätte es genau umgekehrt sein müssen.

31 www.royalhumanesociety.org.uk (23.9.2014).

32 Royal Humane Society, *Annual Report 2013*, S. 14, http://www.royalhumanesociety.org.uk/annual_reports/AnnualReport2013.pdf (23.9.2014).

bequem aus dem Sarge aufstehen und herauskommen.« Hufeland kanzelt das, was Wunder, als »unreife, ja läppische« Angelegenheit ab.³³

Genauso wenig Gnade findet Benjamin Georg Peßler, ein zeitgenössischer Pfarrer im Braunschweigischen, der am Erfinden offenbar Vergnügen hatte (um patente Butterfässer und Dreschmaschinen war er ebenfalls besorgt). Peßler überlegt sich, welcher »wohlfeile« Mechanismus, genannt »Wecker«, Bewegungen des Scheintoten an die Kirchturmglöcke weiterleiten würde, sodass deren »Sturmläuten« für lebenssichernde Aufmerksamkeit sorgen könnte. Da das in keinem Falle ohne lange Kette funktioniert, liegen Hufelands Einwände auf der Hand:

Nur Ein oder ein Paarmal darf ein starker Windstoß, oder eine gegen die Kette stoßende Nachteule, oder gar eine muthwillige Hand, den Wecker abdrücken, und das Dorf vielleicht um Mitternacht, vielleicht bey übler Witterung, spukhaft und fruchtlos beunruhigen: so wird die ganze wohlthätige Absicht verfehlt [und] die Sache selbst gewinnt den Anstrich des Lächerlichen.³⁴

Das waren Narreteien. Mit der Zeit aber haben sich raffiniertere Geister ans Werk gemacht und technisch hochgerüstete Produkte entwickelt, denen mit gesundem Menschenverstand nicht mehr beizukommen war. Spätestens seitdem es dabei etwas zu patentieren gab, also pekuniäre Gewinne möglich schienen, entstanden »Rettungsapparate für Scheintodbegrabene«, die mit technischen Innovationen geradezu vollgepfropft wurden.³⁵ Da verstummten die Ärzte. Ein Markt für Sicherheitssärge hat sich dennoch nicht entwickelt – Verbraucher waren genau so schwer zu überzeugen wie Behörden.

7. Die Leere des Versprechens

Sicherheitssärge sind schon längst vergessen, und die Statistik des englischen Heroismus weist aus, dass Heldentaten kaum noch im Wasser stattfinden (das Gros lebensrettender Hilfeleistungen wird an Land erbracht). Der Lauf der Dinge? Dann hätte eben jedes Ding seine Zeit, und »in the long run« wäre auch

33 Hufeland, Scheintod (Fn. 7), S. 230 f.

34 Ebd., S. 193 f. Umgekehrt wird natürlich auch ein Schuh daraus: Daran, dass solche oder ähnlich dilettantische Patente ans Licht der Öffentlichkeit gelangt sind, lässt sich ablesen, wie unattraktiv das hufelandsche Leichenhaus-Projekt gewesen sein muss.

35 Beispiele, dokumentiert in den Akten des Reichspatentamts, präsentieren: Ernst Burkel, *Über die Verhütung des Scheintods*, Diss. München 1984; sowie Helmuth Schmid, *Historische Analyse des Scheintodes und der möglichen Verfahren, ein Lebendigbegraben zu verhindern*, Diss. München 1986.

alles Wissen tot. Doch ganz so einfach ist es nicht. Widrige Umstände sind hinzugekommen, speziell knauserige »Obrigkeiten und Volksregierer« (Struve), deren Gleichgültigkeit sich als unerschütterlich erwies. Vor allem aber litten Projekte daran, dass ihre Versprechen in gewisser Hinsicht leer waren.

Sobald eine Wissenschaft auf den Markt geht und anderen etwas verspricht, sollte sie als erstes sicherstellen, dass das Angebot reell, ihr Wissen also hinreichend und notwendig ist. Wie sieht es damit aus? Zur Erinnerung: Hufeland offeriert medizinische Hilfe gegen das Grauen. Sein Anschauungsmaterial handelt, da wo es besonders attraktiv, also schrecklich, ist, von vergleichsweise vitalen Scheintoten, deren verzweifelter Überlebenskampf sicht- und hörbare Spuren hinterlässt. Ganz offenkundig hätte es, um dem grausamen Spiel ein glückliches Ende zu bereiten, *keiner* ärztlichen Kunst bedurft. In Basingstoke wäre es Sache des schwerhörigen Lehrers gewesen, den Hinweisen seiner aufmerksamen Schüler nachzugehen; auch der Pariser Trompeter wurde einfach überhört – so wie Pfarrer Jassorff, dessen Schicksal besiegelt war, als niemand seine Lebenszeichen wahrgenommen hat.

Auf der englischen Seite sieht es ähnlich aus:

Ein Arzt, Hodson, verordnete, den Knaben in warme Decken zu hüllen, mit Salz zu reiben, es wurden Flaschen mit warmen Wasser unter die Achseln gelegt etc. Innerhalb 25 Minuten bemerkte man, daß er warm wurde; man gab ihm etwas verdünnten Wein, welcher einen Husten erregte. Durch diese Behandlung wurde er innerhalb anderthalben Stunden wieder hergestellt.³⁶

Hier wie in vielen anderen Fällen reduziert sich die ärztliche Kunst auf eine routinierte Anwendung eingängiger Hausrezepte aus dem Standardrepertoire gewöhnlicher Mütter, weshalb tatsächlich alles davon abhängt, ob ein Notfall seinen Helden findet, der ihn zeitig aus dem Wasser zieht.

So oder so – wenn es darauf ankam, ist die professionelle Medizin häufig nicht der erste Anlaufpunkt gewesen. Verstärkt hat sich dadurch ein allgemeines Manko: die geringe Nachfrage.

Gewiss war nur die Bedeutung dessen, was auf dem Spiel stand: »Der Gegenstand, den ich hier zu bearbeiten unternommen, und den ich mit der größten Theilnahme für die Menschheit bearbeitet habe«, verkündet etwa Donndorff, »ist für das Ganze, und für jedes Individuum von größter Wichtigkeit.«³⁷ Nachfragen müssten demnach alle Menschen – *vorausgesetzt*, die Botschaft jagt ihnen gehörig Angst ein. Aber warum sollte sie? Es gibt halt, Bruhiers Kärnerarbeit ungeachtet, nur zwei-, dreihundert Fälle, den großen (?) Rest schluckt spurlos

³⁶ Hawes, Abhandlungen (Fn. 9), S. 29.

³⁷ Donndorff, Tod (Fn. 12), S. X.

eine unbekannte Dunkelziffer. Gerade Hufeland ist sich des Handicaps durchaus bewusst, er sucht nach argumentativem Ersatz und findet ihn: Panikmache soll die Überzeugungslücke schließen, den Menschen müssen Schreckensvisionen und Gewissensbisse plagen. Wer versucht, »sich auf sein Todbett hin-zudenken«, wird unweigerlich die »Möglichkeit« (des Scheintods) als »Wahrscheinlichkeit« verstehen, mithin durch Hysterie wettmachen, was an Empirie fehlt. Wo es aber um Andere geht, suchen, ginge es nach Hufeland, moralische Albträume das Gehirn heim: Müsste ich mir vorwerfen, mit einem (vielleicht) nur scheinbar Toten nachlässig umgegangen sein, bestände also die Chance, dass jemand meinetwegen (endgültig) gestorben ist, wäre mir »wegen dieses von mir verübten Menschenmordes« wohl keine ruhige Minute mehr beschieden.³⁸

Diese Rechnung macht man allerdings ohne den wichtigen Wirt, die *Regierung(en)*. Denn deren »Betroffenheit« ist bestenfalls ritueller Natur, für Sentimentalitäten per se haben sie nichts übrig.³⁹ Was nicht bedeutet, dass am Scheintod gar kein politisches Interesse bestanden hätte – wie ein missgünstiger Hufeland, auf seine Zielgruppe, die Bettlägerigen, fixiert, selbst notiert: »Freylich«, klagt er, »veranlaßt Ein Ertrunkener mehr ärztliche Untersuchung, ob der Tod scheinbar oder wirklich erfolgt sey, als hundert Menschen, die in ihren Betten gestorben zu seyn scheinen.«⁴⁰ Also doch das englische Vermarktungsmodell mit seiner Vorliebe für Ertrunkene (Verunglückte), deren endgültiger Ausfall sich in Wertschöpfungsstatistiken negativ niederschlägt?

Freilich, dass auch diese Wendung keinen *geldwerten* Vorteile einbringen würde, konnte man am Schicksal der englischen Kollegen ablesen. In ihrer Not ist Hawes' Sozietät gar so weit gegangen, ausgerechnet das »deutsche« Motiv zu adaptieren. Nation und Nutzen machen Welt und Weihe Platz: »As this institution«, so lobt sich nach ihrer Bekehrung die »Humane Society« selbst, »is constituted and conducted on the largest basis of *universal humanity*, it carries its own testimony with it, and needs no arguments to prove its excellence nor any artificial excellence to recommend its design. It speaks to the heart, it speaks

38 Hufeland, Scheintod (Fn. 7) S. 154 und 322.

39 Zumal dort, wo – wie in Württemberg – die Scheintod-Sache ernster genommen wurde, keinerlei »Funde«, geschweige denn sensationelle, gemacht worden sind. So notiert der als Amtsarzt tätige Steudel, es sei bei rund einer Million Beerdigungen in zwanzig Jahren niemand ins Leben zurückgeholt worden. Vgl. ders., Altbau (Fn. 25), S. 43.

40 Hufeland, Scheintod (Fn. 7), S. 3. Eine Schieflage, die sich vor allem in einer langen Reihe staatlicher Edikte (darunter das Friedrichs des Großen) niederschlägt, welche gewährte Hilfeleistung bescheiden entlohnen und unterlassene fühlbar bestrafen. Deren Durchschlagskraft dürfte allerdings eher begrenzt gewesen sein, wie der einen oder anderen amtlichen Erinnerung (an eine Erinnerung) an die seit langem geltende Rechtslage abzulesen ist.

to the feeling of every human being.«⁴¹ Doch ans Ohr von Regenten dringt die frohe Botschaft nicht. Das war auch – überhaupt und nach den Erfahrungen mit deutschen Amtskollegen sowieso – nicht erwartbar. Die Wendigkeit hat keine Wunder bewirkt.

8. Das Problem wird beerdigt

Die Scheintoten sind kein Thema mehr,⁴² ihre Helfer von der Bildfläche verschwunden. Nach den Ärzten haben auch Helden und Tüftler das Feld verlassen, wiewohl aus unterschiedlichen Gründen.

Dass Englands Heroen nicht überlebt haben, liegt an einer simplen Problemverschiebung: Wenn Leute ertrinken, mag es auch daran liegen, dass sie nicht schwimmen können. Also muss man diese Fertigkeit unters Volk bringen. Schnell haben sich neue Propheten profiliert, allen voran Archibald Sinclair und William Henry, deren Standardwerk *Swimming* den Entwicklungsstand Ende des 19. Jahrhunderts präsentiert.⁴³

Seinen Themen ist abzulesen, wie weit die Schwimmerei zu dieser Zeit schon gediehen war: Von der ›Kunst des Schwimmens‹ ist die Rede, auch davon, dass Schwimmlehrer ihren Unterricht verwissenschaftlichen müssten; dann werden bereits verschiedene Schwimmstile samt deren Eigenheiten vorgestellt; verschiedene Tauch-, Sprung- und Gleittechniken sind aufgeführt, sogar ›scientific swimming‹ steht auf der Agenda. Selbstverständlich spielt das riskante Baden in Naturgewässern eine prominente Rolle, in diesem Kontext zollt man auch der *Royal Society* großzügig Anerkennung – allerdings nur, um sie im selben Atemzug vollends auszurangieren, würde doch die neue Zeit nicht mannhaft agierenden Wasserhelden, sondern militärisch gedrillten Rettungsschwimmern gehören: »As in the land exercises, rescue practice in the water is carried out by means of a drill, and when a number of squads take part in it the sight is both pretty and instructive.«⁴⁴ Schwimmer retten Schwimmer, nötigenfalls. Den ›gallant fellows‹ war so dasselbe Schicksal beschieden wie ›geschickten Ärzten‹ vor ihnen.

41 William Hawes, *The Annual Report 1797*, London 1797, S.2. Nota bene: Die Dinge sind nicht so übersichtlich, dass ein Motiv (Rationalität) vom anderen (Humanität) einfach abgelöst würde. Schließlich hat Pastor Harrison zwei Jahre später wieder das hohe Lied der politischen Ökonomie gesungen.

42 Die aktuelle Hirntod-Debatte setzt sachlich dort ein, wo das Scheintod-Problem einmal zu den Akten gelegt werden sollte: bei der damals umstrittenen Behauptung, man müsse den (vielleicht) Toten nicht verfaulen lassen, um zu wissen, dass er (sicher) tot ist.

43 Archibald Sinclair und William Henry, *Swimming*, London 1916.

44 Ebd., S. 229.

Schwimmen kann trainiert, Sterben aber nicht abtrainiert werden. Wenn diese Differenz für die deutschen Anbieter keinen Unterschied gemacht hat, dann lag das freilich nicht allein an ihren ›Ladenhütern‹ (Leichenhallen, Techno-Särge); auch dem Ärztestand musste daran gelegen sein, den Scheintod auszurangieren, war er doch eine laufende Erinnerung daran, dass sein Wissen nicht ausgereicht hat, um für klare Verhältnisse zu sorgen.

Anders gesagt: Wenn die Medizin den Tod unter Kontrolle behalten wollte, dann musste der Scheintod verschwinden.⁴⁵ Dass dieser überhaupt eine dermaßen prominente Rolle spielen konnte, rührte von den Schwierigkeiten her, Anzeichen des sicheren Endes, *mortis certae signa* (um Winslow zu paraphrasieren) zu finden. Nach dem zeitgenössischen Kenntnisstand kam dafür nur ein Indiz in Frage, nämlich die beginnende Fäulnis – deren Eintritt aber unverträglich lange auf sich warten ließ. Beerdigungen vor diesem Zeitpunkt mussten daher grundsätzlich riskant erscheinen: der Stoff für ernste Sorgen und blühende Phantasien.

Damit aufgeräumt hat, fast genau hundert Jahre, nachdem Jacques-Jean Bruhier die Lawine losgetreten hatte, sein Landsmann (und Kollege) Eugène Bouchut. Dessen Traktat über die *signes de la mort* dreht, mit dem Segen des *Institut de France*, den Spieß einfach um: Statt weiterhin Zeichen des unsicheren Todes abzuhandeln, offeriert es das stillstehende Herz als Beweis fürs sichere Sterben. Die ›Asystolie‹ sortiert trennscharf, verlässlich und vor allem fix, sodass, anders als beim Fäulnis-Test, keine Karenzzeit anfällt: »Man hörte noch das Herz, unregelmäßig, alle 4 oder 5 Sekunden, endlich verschwindet alles.«⁴⁶ Punkt.

Im Ende des Menschen triumphiert das Wissen der Medizin. Von nun an durfte die Wissenschaft *versprechen*, konnte aber nichts mehr *unternehmen*.⁴⁷

45 Was nicht impliziert, dass der einzelne Arzt erpicht darauf sein müsste, sich mit Toten zu beschäftigen – deren Fall ja immer auch das Ende seiner Kunst dokumentiert. Vgl. Ariès, *Geschichte des Todes* (Fn. 3), S. 511.

46 Eugène Bouchut, *Die Todeszeichen und die Mittel, vorzeitige Beerdigungen zu verhüten*, Erlangen 1850 (frz. 1849), S. 62.

47 Bouchut war auch insofern wegweisend, als er ausgebildete Ärzte in die ›Beerdigungs-Polizei‹ integrieren will; er schlägt vor, sie in amtlicher Funktion als (Todes-)Administratoren – ›inspecteurs‹, ›vérificateurs‹ – einzusetzen, was in Frankreich und darüber hinaus zur Regel werden sollte. Bouchuts Schlüsselstellung erschließt sich indessen erst im Rückblick. Auf's Ganze gesehen war man damals noch nicht so weit, seine Idee goutieren zu können. So hat einige Jahre später Gustav Le Bon – auch er unter dem Beifall führender Mediziner – die Fäulnis als exklusives Todeszeichen rehabilitiert und eine Leichenwache wie ›chez les Tartares‹ als einfachste Lösung empfohlen (*De la mort apparente et des inhumations prématurées*, Paris ²1866, S. 195–198).

Rüdiger Lux

Versprechen und Verheißung als Konstruktion von Geschichte

Überlegungen zur Gegenwartsbedeutung der biblischen Geschichtshermeneutik¹

1. Einleitung

Als Menschen, die um ihr Gestern wissen, werden wir Menschen des Heute sein, die für das Morgen arbeiten. Da wir begreifen, was unsere Vergangenheit uns ist, werden wir verstehen, was wir der Zukunft zu geben haben. Das ist im großen wie im kleinen Leben die bleibende Jugend, oder wenn es einem besser klingen sollte, Modernität.²

Mit diesen Worten hatte sich der Rabbiner Leo Baeck, zum jüdischen Neujahrsfest 1912 an seine Gemeinde in Oppeln gewandt. Die Art und Weise, in der er Vergangenheit und Zukunft als Dimensionen des Lebens auf das Heute fokussiert, sagt viel über das biblische und jüdische Verständnis von Geschichte aus. Dabei wächst dem jüdischen Menschen aus der Vergangenheit eine sittliche Verpflichtung zu. Ja, Baeck kann kurz und pointiert sagen: »Vergangenheit bedeutet Verpflichtung.«³ Der jüdische Mensch kann sich von seiner Vergangenheit nicht lossagen, er bleibt ihr verpflichtet, weil diese nach dem biblischen und jüdischen Selbstverständnis in einem *Versprechen* gründet, in biblischen Vorstellungskategorien ausgedrückt, im Sinai-Bund zwischen dem Gott Israels und seinem Volk (Ex 24). In der sogenannten Bundesformel »JHWH, der Gott Israels, – Israel, das Volk JHWHs«⁴ haben Theologen der deuteronomistischen »Schule« in der Zeit des Exils (6. Jahrhundert v. Chr.) die freie Selbstverpflichtung des Gottes Israels seinem Volk gegenüber auf den Punkt gebracht, mit der er sich Israel als seinen Bundespartner erwählte.⁵ Dieses Bundesverhältnis ist ein Wechsel auf

1 Überarbeitete Fassung des Vortrags vom 9.1.2014, gehalten in der Kommission »Wissenschaft und Werte« der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig.

2 Leo Baeck, *Briefe, Reden Aufsätze*, hg. von Albert H. Friedländer, Bertold Klappert und Werner Licharz (Werke, Bd. 6), Gütersloh 2003, S. 106.

3 Ebd., S. 104.

4 Vgl. zu den unterschiedlichen Varianten der Formel Lev 7,23;11,4;26,12; Dtn 29,12; Jer 30,22;31,1.33; Ez 11,20;14,11 u. ö.

5 Zur Sache siehe Rudolf Smend, *Die Bundesformel*, in ders., *Die Mitte des Alten Tes-*

die Zukunft. Denn das – dem literarischen Konzept der biblischen Tradition entsprechende – in der Mosezeit ergangene *Versprechen* der dauerhaften Verbundenheit JHWHs mit seinem Volk enthielt in sich eine *Verheißung* für die Zukunft, die von den Propheten immer wieder aufgenommen wurde, weil sie dem Leben eine Richtung gab. Die Verheißung ist demnach ein die Gottesbeziehung des Menschen betreffendes Versprechen auf Zukunft hin, das im Unterschied zu den prophetischen Einzelweissagungen und zeitgebundenen Ankündigungen geschichtlicher Ereignisse und Zustände einen den jeweiligen Gegenwartshorizont übergreifenden Charakter hat.⁶ Das Besondere der biblischen Verheißungen besteht darin, dass sie einen Überschusscharakter haben. Sie gehen nicht – wie man an der Geschichte des Messianismus studieren kann⁷ – in innergeschichtlichen Erfüllungen auf, sondern setzen immer wieder neue Erwartungs- und Zukunftshorizonte frei. In der Verheißung wird das aufbewahrt, was vom *Versprechen* noch offen und uneingelöst blieb. Man kann daher auch die Verheißung als eine Form der Perpetuierung von Versprechen bezeichnen. Beides aber, Versprechen und Verheißung, Vergangenheit und die in ihr angelegte, aber noch uneingelöste Zukunft, bilden die Herausforderungen für das Heute. Sie dienen immer der Gegenwartsdeutung, der eigenen Verortung des Menschen in Raum und Zeit. Es gibt – jedenfalls nach dem biblischen und jüdisch-christlichen Selbstverständnis – kein Fragen nach der Vergangenheit und der Zukunft um ihrer selbst willen.⁸ Damit sich der Mensch in je seiner Zeit und seinem Raum verstehen und orientieren kann, ist er genötigt, über sich selbst, seine kleine, endliche Lebensgeschichte hinaus nach dem Woher und dem Wohin zu fragen. Auf diese Weise versammelt und verdichtet sich in der jeweiligen Gegenwart das gesamte Drama der menschlichen Geschichte, seine Vergangenheit und seine Zukunft. Die Bibel Israels hat dieses, das jeweilige Heute aufschließende Drama der Geschichte als Geschichte von *Versprechen* und *Verheißungen* gedeutet. Damit wurden Versprechen und Verheißung zu einer heuristischen Kategorie der Geschichts- und letztlich der Selbstdeutung des Menschen im Jetzt.

taments (Gesammelte Studien, Bd. 1; Beiträge zur evangelischen Theologie, Bd. 99), München 1986, S. 11–39.

6 Vgl. zur Begrifflichkeit Matthias Köckert, Art. »Verheißung«, in *Theologische Realenzyklopädie*, Bd. 34, Berlin/New York 2002, S. 697–704.

7 Siehe Shemaryahu Talmon, »Typen der Messiaserwartung um die Zeitenwende«, in ders., *Gesellschaft und Literatur in der Hebräischen Bibel* (Gesammelte Aufsätze, Bd. 1), Neukirchen-Vluyn 1988, S. 209–224.

8 Vgl. Siegfried Herrmann, *Zeit und Geschichte*, Stuttgart u. a. 1977, S. 154 ff. und Bernd Janowski, »Das Doppelgesicht der Zeit. Alttestamentliche Variationen zum Thema »Mythos und Geschichte«, in: ders., *Die Welt als Schöpfung* (Beiträge zur Theologie des Alten Testaments, Bd. 4), Neukirchen-Vluyn 2008, S. 79–104.

2. Erfahrungswissen und Offenbarungswissen in der Bibel Israels

Die Hebräische Bibel ist eine Sammlung ganz unterschiedlicher Schriften, in deren Zentrum die Geschichte des biblischen Volkes Israel vom 13. bis zum 3. Jahrhundert v. Chr. steht, also von der Spätbronzezeit bis in die hellenistische Epoche des Vorderen Orients. Sie enthält mehrere Geschichtswerke mit unterschiedlichen Geschichtskonzepten wie etwa das Deuteronomistische Geschichtswerk, das die Bücher Josua, Richter, 1./2. Samuel und 1./2. Könige umfasst und – abgesehen von späteren Glossen und Erweiterungen – im Wesentlichen im 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. entstanden sein dürfte, oder das Chronistische Geschichtswerk, dem traditionell die Bücher 1./2. Chronik sowie Esra und Nehemia zugewiesen werden, die in ihrer vorliegenden Gestalt aus dem 3. und 2. Jahrhundert v. Chr. stammen.⁹

Diese ganz unterschiedlichen Schriften mit ihren je eigenen Deutungen und Lesarten der Geschichte wurden in einem sich über Jahrhunderte erstreckenden Kanonisierungsprozess zu dem verbindlichen Kanon der Heiligen Schriften Israels zusammengestellt, der wohl erst im 2. Jahrhundert n. Chr. nicht zuletzt in Auseinandersetzung mit und in Abgrenzung von der aus dem frühen Judentum hervorgegangenen Tochterreligion des Christentums zum Abschluss kam.¹⁰ In diesem Kanon der Hebräischen Bibel speicherte Israel das Erfahrungswissen von mehr als tausend Jahren und modulierte daraus sein für alle Zeiten formatives und normatives Geschichtsbild,¹¹ in dem durchaus unterschiedliche, plurale Konzepte der Geschichtsdeutung ihren Platz fanden.

Der Kanon der Hebräischen Bibel spiegelt dabei nicht ein Bild von der Geschichte, wie sie tatsächlich geschah und von der heutigen historisch-kritischen Bibelwissenschaft und Palästinaarchäologie in permanenten, verifizierbaren und falsifizierbaren Annäherungsentwürfen gezeichnet wird, sondern das bleibende, die Zeiten überdauernde *Selbstbild*, das sich das biblische Volk Israel von seiner Geschichte gemacht hat, und an dem die jeweilige Gegenwart Maß zu nehmen hatte und hat.

Wichtig ist dabei die Feststellung, dass es sich sowohl bei dem in sich pluralen Selbstbild Israels von seiner Geschichte als auch bei den durchaus nicht

⁹ Vgl. die umfassenden Überblicke in Jan Christian Gertz (Hg.), *Grundinformation Altes Testament. Eine Einführung in Literatur, Religion und Geschichte des Alten Testaments*, Göttingen³2009.

¹⁰ Zur Entstehung des Kanons der heiligen Schriften Israels siehe die knappe Darstellung von Christoph Levin, *Das Alte Testament*, München 2001.

¹¹ Zum formativen und normativen Doppelcharakter des biblischen Kanons siehe Jan Assmann, *Religion und kulturelles Gedächtnis. Zehn Studien*, München 2000, S. 81–100.

einheitlichen Fremdbildern der historisch-kritischen Bibelwissenschaft jeweils immer nur um Entwürfe und Konstrukte handelt, denen unterschiedliche Annahmen und Prämissen zugrunde liegen.¹²

Die historisch-kritische Bibelwissenschaft beschränkt sich in ihrer Deutung der Geschichte weitestgehend auf immanente, rein innergeschichtliche, empirisch nachweisbare Sachverhalte der Volksgeschichte Israels in einem fest umrissenen Zeitraum und fragt danach, ob und wie sich die in ihm erkennbaren Konstellationen von Sachverhalten, Kräften und Ereignissen kausal zueinander verhalten. Diese Selbstbeschränkung auf einen geografischen und zeitlichen Ausschnitt aus der Geschichte und die Suche nach einem Kausalnexus in der Abfolge von Ereignissen gehört zu ihren wichtigsten Prämissen. Ihre Methode ist die Empirie, die die gesammelten Daten mit dem überlieferten Erfahrungswissen verbindet, um daraus ein Schattenbild von der geschehenen Geschichte zu entwerfen.¹³

Das biblische Selbstbild, das sich Israel hingegen von seiner Geschichte gemacht hat, beschränkt sich nicht auf einen Ausschnitt aus der Weltgeschichte. Es entwirft vielmehr ein Panorama vom Ganzen der Geschichte und bezieht sich dabei nicht nur auf immanente, innergeschichtliche Vorgänge, sondern auf eine Dimension des Daseins, die die jeweiligen Immanenzen der Geschichte aufbricht, indem sie die eigene Volksgeschichte im *theatrum mundi* transzendiert und in das große Panorama zwischen der Urzeit der Schöpfung und der Endzeit der Erlösung einzeichnet. Das biblische Geschichtsbild verankert damit die Geschichte im Mythos, der davon ausgeht, dass es einen Gesamtzusammenhang der menschlichen Geschichte gibt, der diese von ihren Anfängen bis zu ihrem Ende begleitet.

Der Mythos wird aber als ein Ursprungs- und Endgeschehen verstanden, das aller Geschichte voraus und zugrunde liegt. Die mythische Urzeit wird daher nicht ein für alle Mal von der Geschichtszeit abgelöst. Kein Mensch lässt sie jemals wirklich hinter sich, sondern sie fundiert und begleitet die Geschichtszeit bis zu deren Einmündung in eine nur in mythischen Kategorien zu

12 Vgl. zur notwendigen Unterscheidung des *geschichtlichen* vom *biblischen* und dieser beiden vom *historisch-kritisch rekonstruierten* Israel Rüdiger Lux, »Zur ›biblischen Geschichte‹ Israels. Anmerkungen zur Bedeutung der Hebräischen Bibel im Nahostkonflikt«, in Georg Meggle (Hg.), *Deutschland, Israel, Palästina. Streitschriften*, Hamburg 2007, S. 103–118.

13 Zur Arbeitsweise, den Grenzen und der Bedeutung der historisch-kritischen Methode für die Bibelwissenschaften vgl. Uwe Becker, »Historisch-kritisch oder kanonisch? Methodische Zugänge in der Prophetenauslegung am Beispiel des Amos-Buches«, in *Theologie der Gegenwart* 54 (2011), S. 206–220.

beschreibende Endzeit.¹⁴ Auch der Mythos hat menschliches Erfahrungswissen eingesammelt und verdichtet. Aber er beschränkt sich dabei nicht auf die Sammlung und Ordnung empirisch erhobener Daten, sondern verbindet diese Daten mit Postulaten, die die mehr oder weniger zufällige Abfolge von Ereignissen zu einer Sinngeschichte formen.¹⁵

Das bedeutet, dass das immanente *Erfahrungswissen* auf ein transzendentes *Offenbarungswissen*¹⁶ bezogen wird, durch das die Geschichte überhaupt erst als eine Sinn und Orientierung gebende Veranstaltung wahrnehmbar wird. Mit dem Stichwort ›Offenbarungswissen‹ kommt aber ein prophetisches Geschichtskonzept ins Spiel. Denn es waren die Propheten Israels, die ihrem Volk die Geschichte zwischen Urzeit und Endzeit als eine Geschichte von Versprechen und Verheißungen erschlossen haben, und ihr damit einen Sinn einhauchten, der weit über die rein immanent und empirisch beschreibbare Geschichte hinausreicht.

Der Religionsphilosoph Franz Rosenzweig schrieb im März 1918 an seinen Vetter Hans Ehrenberg: »Die Geschichte ist [...] nicht zu kalkulieren, sondern nur zu profezeien. Wie unterscheiden sich Calcul und Profezeiung? Der Calcul legt die *Daten* der Gegenwart zugrunde, der Profet die *Postulate*.«¹⁷

Der Prophet beschränkt sich nicht nur darauf zu sagen, wie die Geschichte wurde, was sie ist, sondern postuliert, warum sie nicht wurde, was sie ursprünglich einmal sein sollte, und wie sie künftig werden könnte, was sie eigentlich, nämlich nach Gottes Willen, sein soll.

Diese Grenzüberschreitung vom Sein zum Sollen, vom Erfahrungswissen zum Offenbarungswissen in der prophetischen Geschichtsdeutung Israels hatte ihre Prämisse in der tiefen Überzeugung, dass allein durch kalkulatorisches Wissen der Geschichte noch kein Sinn abgerungen werden kann. Erst wenn sich im *Wissen* um Geschichte und durch dieses Wissen ein *Gewissen* herausbildet, fängt die Geschichte an zu sprechen, oder – in biblischen Vorstellungsbildern –

14 Zum Verhältnis von Mythos und Geschichte im alten Israel siehe Rüdiger Lux, »Die Rache des Mythos«. Überlegungen zur Rezeption des Mythischen im Alten Testament«, in *Die Zeichen der Zeit* 38 (1984), S. 157–170.

15 Zum Begriff der »Sinngeschichte« und ihrer Rekonstruktion im Alten Ägypten siehe Jan Assmann, *Ägypten. Eine Sinngeschichte*, München/Wien 1996, S. 15–38.

16 Zu Begriff und Sache siehe Rolf Rendtorff, »Die Offenbarungsvorstellungen im Alten Testament«, in Wolfhart Pannenberg (Hg.), *Offenbarung als Geschichte*, Göttingen 1965, S. 21–41, und Horst Dietrich Preuß, Art. »Offenbarung, II. Altes Testament«, in *Theologische Realenzyklopädie*, Bd. 25, Berlin/New York 1995, S. 117–128.

17 Franz Rosenzweig, *Der Mensch und sein Werk* (Gesammelte Schriften, Bd. 1,1), Den Haag 1979, S. 526.

kategorien ausgedrückt – sich zu offenbaren.¹⁸ Die Ansammlung von Kalkulationen, Daten und Wissen über die Geschichte allein macht also noch keinen Sinn, keinen Propheten und auch kein Gewissen. Sie stellen uns lediglich einen Trümmerberg vergangener Jahrtausende nach dem anderen vor Augen und konfrontieren uns mit der scheinbaren Sinnlosigkeit menschlicher Existenz im Vergehen der Zeit. Erst wenn dem Wissen um die Geschichte ein Gewissen an die Seite tritt, beginnt die Geschichte den Ruch der Sinnlosigkeit zu verlieren.

Wie aber kommt es zur Ausbildung des Gewissens? Worin liegen das Recht und der Sinn der prophetischen Postulate in der Geschichtsdeutung? Ein Gewissen wächst immer dann, wenn wir erkennen, dass wir nicht nur uns selbst und unseren Zeitgenossen verpflichtet sind. Es kann in der Betrachtung der Geschichte nicht nur um die eigene Existenz und die Gegenwart gehen. Vielmehr wächst uns aus der Geschichte eine Verantwortung für das zu, was vergangene Generationen, unsere Großeltern und Eltern getan und gelassen haben, wie auch für jenes, was künftigen Generationen, unseren Kindern und Enkeln weiter zu tun aufgegeben bleibt. Nur wenn das erkannt wird, nehmen wir den roten Faden der Geschichte auf, der die Generationen aneinander bindet und sinnstiftend wirkt. Leo Baeck hat dieses Postulat in einer Miszelle über das Gewissen festgehalten, nachdem er im Schicksalsjahr 1945 Theresienstadt überlebt hatte. Er schreibt: »Gewissen ist derjenige Teil im Menschen, der nicht das Selbst zum Mittelpunkt hat, und an dem darum alle teilhaben können.«¹⁹

Eine Gesellschaft, die nicht mehr dazu in der Lage ist, aus dem *Wissen über Welt und Geschichte* heraus ein *Gewissen für die Welt und Geschichte* zu entwickeln, verliert nach Leo Baeck den roten Faden. Ihr zerfällt der Sinn der Geschichte in eine Aneinanderreihung von Zufälligkeiten und Sinnlosigkeiten.

Den Propheten und Priestern, Erzählern, Poeten und Weisen Israels kam es daher nicht nur auf eine wache, der jeweiligen Gegenwart verpflichtete *Zeitgenossenschaft* an, sondern auch darauf, diesen *Richtungssinn* der Geschichte zu erkennen und mit ihm die Zukunft zu erschließen. Sie taten dies, indem sie die Geschichte als eine Geschichte von Versprechen und Verheißungen lasen und als solche den roten Faden trotz aller Umbrüche und Katastrophen, trotz allen Versagens und Gelingens nicht abreißen ließen, sondern eine Generation

18 Vgl. Rüdiger Lux, »Der dunkle Vorhang der Geschichte. Vom Sinn und Unsinn prophetischer Geschichtsdeutung in der Bibel und heute«, in Evangelisch-Lutherischer Kirchenbezirk Leipzig (Hg.) unter Mitarbeit von Martin Henker und Frank Schmidt, *Erinnern – Danken – Fragen. 20 Jahre Friedliche Revolution und die Kirche in Sachsen*, Leipzig 2009, S. 60–75.

19 Leo Baeck, »Vom Gewissen«, in ders., *Briefe, Reden, Aufsätze* (Fn. 2), S. 408.

an die andere banden. Auf diese Weise erstellten sie das große Menschheitsdrama, das von der Schöpfung der Welt bis zum Ende der Tage reichte. Nur in dieser großen Erzählung fanden sie immer wieder sich selbst, ihren Platz und ihre Aufgabe in der Geschichte.

3. Das implizite Versprechen der Schöpfung

Die Hebräische Bibel setzt mit dem Satz ein: »Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde« (Gen 1,1). Dieser erste Satz wird als eine Überschrift über den folgenden Schöpfungsbericht verstanden.²⁰ Im Folgenden wird ausgeführt, *wie* Gott in der Abfolge von sieben Tagen, beginnend mit dem Licht und abschließend mit dem Sabbat, Himmel und Erde geschaffen hat. Dabei kennt die Bibel noch keine *creatio ex nihilo*. Vor der Schöpfung war nicht etwa nichts, sondern da heißt es zunächst: »Die Erde war Tohu wa-Bohu (wüst und leer) und Finsternis war auf dem Antlitz des Urmeeres« (Gen 1,2).

Das ist *in nuce* eine Chaosbeschreibung.²¹ Der Folgetext beschreibt, wie Gott das uranfängliche Chaos, die Vorwelt vor der Lebenswelt für Mensch und Vieh, in einen Kosmos gewandelt hat. Schöpfung wird also als eine Wandlung von Chaos in Kosmos, von Unordnung in eine Weltordnung gedeutet. Mit dieser Verankerung der menschlichen Geschichte in einem mythischen Schöpfungsakt wird der Geschichte ein Richtungssinn eingeschrieben, nämlich der, an der niemals ein für allemal abgeschlossenen, sondern täglich neu zu stabilisierenden Wandlung vom Chaos zum Kosmos teilzuhaben, den geschaffenen Kosmos vor dem stets drohenden Einbruch des Chaos zu schützen. An jedem Morgen muss das Licht wieder aus der Finsternis hervorgerufen werden (Gen 1,3–5), in jeder Woche müssen sich die schöpferischen Kräfte in der Sabbatruhe regenerieren, um erneut wirksam werden zu können (Gen 2,2f.), in jedem Jahr müssen die von den Gestirnen angezeigten Zeiten in Gestalt der Vegetationsrhythmen verlässlich wechseln, um das Wachsen und Gedeihen der Pflanzen zu garantieren (Gen 1,14ff.). Die Schöpfungserzählungen der Hebräischen Bibel beschreiben demnach nicht nur, wie das, was ist, geworden ist. Das war nur eine ihrer Intentionen. Primär lag ihnen daran zu beschreiben, wie

20 Zum Überschriftcharakter vgl. Horst Seebass, *Genesis*, Bd. 1: *Urgeschichte* (1,1–11,26), Neukirchen-Vluyn 1996, S. 64f.

21 Siehe dazu die ausführliche Studie von Michaela Bauks, *Die Welt am Anfang. Zum Verhältnis von Vorwelt und Weltentstehung in Gen 1 und in der altorientalischen Literatur* (Wissenschaftliche Monographien zum Alten und Neuen Testament, Bd. 74), Neukirchen-Vluyn 1997, sowie Othmar Keel und Silvia Schroer, *Schöpfung. Biblische Theologien im Kontext altorientalischer Religionen*, Göttingen 2002, S. 174 ff.

das, was ist, eigentlich sein soll, nämlich kein Chaos, sondern ein Lebenskosmos, ein Lebenshaus für Mensch und Vieh.²²

Dass das Sein ein Sollen impliziert, wird im Auftrag zum *dominium terrae*, den der Mensch nach seiner Erschaffung erhält, schließlich explizit gemacht: Da heißt es: »Und Gott segnete sie. Und Gott sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehrt euch und füllt die Erde und unterwerft sie, und herrscht über die Fische des Meeres und die Vögel des Himmels und über alles Lebendige, das auf der Erde kriecht« (Gen 1,28).

Dieser Auftrag zum *dominium terrae* postuliert nicht nur ganz allgemein im Dasein der Welt, sondern speziell im Sein des Menschen ein Soll. Der Mensch als *imago dei* bekommt den Auftrag, gleichsam als königlicher Stellvertreter Gottes auf Erden, als sein Abbild, an der Durchsetzung der Schöpfungsordnung durch die Herrschaft über die Erde und die Tiere mitzuwirken.²³ Und dieser Auftrag ist verbunden mit einem impliziten Versprechen, dem Segen, der dem Herrschaftsauftrag vorausgeht. Im Segen wird dem Menschen in einer performativen Sprachhandlung nämlich nichts anderes versprochen und zugesprochen als die Fähigkeit, fruchtbar zu sein, sich zu mehren und die Erde zu füllen.²⁴ Nur auf der Grundlage dieses Segenzuspruchs ist der Mensch überhaupt erst in der Lage dazu, das *dominium terrae* wahrzunehmen.

Auf diese Weise, fundiert im Schöpfungsgeschehen, kann jetzt das Drama der menschlichen Geschichte seinen Lauf nehmen, dem als Richtungssinn die Wandlung vom Chaos zum Kosmos eingeschrieben wurde. Wir wissen, was daraus wurde. Der Mensch wird seinem Auftrag nicht gerecht. Er isst vom Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen, von dem er nicht essen sollte. Damit wird er zur moralischen Person, ein ethosfähiges Wesen, das nun selbst die Last seiner Entscheidungen zwischen Gut und Böse zu treffen und zu tragen hat. In der Folge wird er aus der idealen Welt des Gartens Eden vertrieben. Er

22 Die biblischen Schöpfungserzählungen hatten daher primär die Funktion, ihre Hörer/Leser an die Gabe und Aufgabe der *creatio continua* zu erinnern, in die sie nicht zuletzt durch das kultische Geschehen eingebunden waren, das u. a. auch der Inganghaltung der Schöpfung diente. Vgl. zu diesem Konzept vor allem Erich Zenger, *Gottes Bogen in den Wolken. Untersuchungen zu Komposition und Theologie der priesterlichen Urgeschichte* (Stuttgarter Bibelstudien, Bd. 112), Stuttgart 1983.

23 Vgl. Rüdiger Lux, »Das Bild Gottes und die Götterbilder im Alten Testament«, in *Zeitschrift für Theologie und Kirche* 110/2 (2013), S. 133–157, hier S. 143 ff.

24 Zum Segen als Sprachform und Kategorie eines theologischen Versprechens siehe die wichtige Studie von Martin Leuenberger, *Segen und Segenstheologien im alten Israel. Untersuchungen zu ihren religions- und theologiegeschichtlichen Konstellationen und Transformationen* (Abhandlungen zur Theologie des Alten und Neuen Testaments, Bd. 90), Zürich 2008.

ist angekommen in der realen Lebenswelt von Sünde und Tod, in der er sich nur im Schweiß seines Angesichts ernähren kann (Gen 2–3). Schließlich wird er in der Gestalt Kains zum Mörder seines Bruders Abel (Gen 4). Der aufmerksame Leser wittert deutlich das ständig drohende Chaos der Sünde, das in der realen Lebenswirklichkeit des Menschen lauert. JHWH warnt Kain vor der Bluttat: »Wenn du nicht gut handelst, lauert die Sünde vor der Tür und giert nach dir« (Gen 4,7).

Trotz alledem hält Gott zunächst noch an seinem im Segen erteilten Versprechen der Mehrung und Fruchtbarkeit fest. Das wird an der großen Genealogie in Gen 5 deutlich,²⁵ die *expressis verbis* diesen Mehrungssegens wieder aufnimmt und in der Abfolge der Geschlechter von Adam bis Noach konkretisiert. Schließlich aber ist das Maß voll. Und auf den Schöpfungsmythos folgt die Fluterzählung. Sie ist nach Hans-Peter Müller ein Antimythos²⁶ zum Schöpfungsmythos, wenn man so will ein Chaosmythos. Er setzt mit der Feststellung ein:

Und JHWH sah, dass die Bosheit des Menschen auf der Erde groß geworden war, und alles Sinnen und Trachten seines Herzens allezeit nur böse war. Da reute es JHWH, dass er den Menschen gemacht hatte, und er war bekümmert in seinem Herzen. Und JHWH sprach: Ich will den Menschen, den ich geschaffen habe, weg-wischen von der Erde [...]. (Gen 6,5–7)

Die Folge des göttlichen Vernichtungsbeschlusses ist die große Flut, die alles Leben auf der Erde auslöscht. Gott selbst lässt den Kosmos ins Chaos zurückfallen. Die Schöpfung wird vorübergehend aufgehoben. Der Richtungssinn der Geschichte wird umgekehrt. Aus dem Chaos geht kein lebendiger Kosmos mehr hervor, sondern der Kosmos endet im Chaos, das Leben im Tod. Gott hat sein Versprechen aufgekündigt. Nur für Noach und seine Familie, den einzigen Gerechten unter den Menschen, bleibt im Überlebenshaus der Arche ein Hauch von Hoffnung.

Warum stellt der Erzähler neben den Schöpfungsmythos den Antimythos der Flut? Wollte er damit seinen Zeitgenossen deutlich machen, dass es noch lange nicht entschieden sei, wohin die Reise der menschlichen Geschichte geht,

25 Siehe dazu Rüdiger Lux, »Die Genealogie als Strukturprinzip des Pluralismus im Alten Testament«, in Joachim Mehlhausen (Hg.), *Pluralismus und Identität* (Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Theologie, Bd.8), Gütersloh 1995, S.242–258.

26 Vgl. Hans-Peter Müller, »Babylonischer und biblischer Mythos von Menschenschöpfung und Sintflut«, in ders., *Mythos – Kerygma – Wahrheit. Gesammelte Aufsätze zum Alten Testament und zur Biblischen Theologie* (Beihefte zur Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft, 200), Berlin / New York 1991, S. 110–135.

welcher Richtungssinn ihr tatsächlich eingeschrieben ist, der Segen der Mehrung des Lebens oder der Fluch der Vernichtung? Wollte er deutlich machen, dass es neben der Option der Wandlung vom Chaos zum Kosmos auch die umgekehrte Option, nämlich die vom Kosmos in das Chaos gibt? Das Ende der Flutgeschichte lässt erkennen, dass es ihm um eine ganz andere Frage ging. Da stellt der Erzähler fest:

JHWH sprach in seinem Herzen: Ich will nicht mehr fortfahren, die Erde um des Menschen willen zu verfluchen, denn das Trachten des menschlichen Herzens ist böse von seiner Jugend an. Und nicht mehr will ich fortfahren, alles Lebendige zu schlagen, wie ich es getan habe. Alle Tage der Erde sollen nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht. (Gen 8,21 f.)

Das bedeutet zunächst einmal: Der Gott Israels ist lern- und wandlungsfähig! Der Mensch ändert sich nicht, auch nicht durch Katastrophen, die dem Einbruch des Chaos gleichkommen. Er bleibt, was seine Moral angeht, grundsätzlich endlich und fehlbar, biblisch gesprochen ein Sünder. Aber Gott ändert sich um des Menschen willen. Der Mensch mag in seiner Kosmosvergessenheit immer wieder den Einbruch eines Chaos heraufbeschwören. Gott hingegen hält am Richtungssinn der Geschichte fest, die er ihr mit der Wandlung vom Chaos in den Kosmos eingeschrieben hat. Das wird durch das Versprechen unterstrichen, die natürlichen Lebensordnungen von Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht zu garantieren.

Der Antimythos der Fluterzählung antwortet damit nicht auf die Frage, ob die Schöpfung eines Tages wieder im Chaos versinkt. Vielmehr bringt er sein Staunen darüber zum Ausdruck, warum der Kosmos trotz der anhaltenden Bosheit und Fehlbarkeit der Menschen, die immer wieder die Welt- und Lebensordnung verletzen, und gegen die dramatischen Interventionen der Unheilspropheten immer noch Bestand hat. Die Antwort, die er auf diese staunende Frage gibt, lautet: Weil Gott zu seinem Versprechen der Wandlung von Chaos in Kosmos steht. Der Bestand des Kosmos hängt nicht nur vom moralischen oder amoralischen Verhalten des Menschen ab, von seinen immanenten, gelungenen oder auch misslungenen Unternehmungen der Weltgestaltung, sondern auch von einer Instanz jenseits aller menschlichen Gestaltungsmöglichkeiten. Die Immanenz der kosmischen Lebensrhythmen bleibt in der Transzendenz verankert und damit letztlich menschlichem Machbarkeits- oder Zerstörungswahn entzogen. Das implizit im Schöpfungsakt gegebene Versprechen der Wandlung von Chaos in Kosmos gilt weiterhin. Die Schöpfung hat Zukunft. Wolfgang Huber hat diese theologische Dialektik von Mythos und Antimythos in Gestalt von Schöpfung und Flut präzise zusammengefasst:

Der Ausgangspunkt einer theologischen Schöpfungslehre, die sich auf die geschichtliche Situation des Menschen in der Natur bezieht und gerade deshalb auch auf die ökologische Krise beziehen kann, ist nicht die Schöpfung am Anfang, die in der geschichtlichen Schöpfung ihre Fortsetzung und in der neuen Schöpfung ihr Ziel findet. Sondern ihr Ausgangspunkt ist die Versöhnung Gottes mit seiner eigenen Schöpfung, die im noachitischen Bund zugesagt und im gekreuzigten und auferstandenen Jesus wahrgemacht ist. Ihre Symbole sind der Regenbogen und das Kreuz.²⁷

Damit ist das Versprechen des Segens, das sich mit der Schöpfung verbindet, stärker als der Fluch, den der Mensch immer wieder über sich herauf beschwört.

Jüdische Exegeten haben sich das in ihrer unvergleichlichen Art, aus jedem Buchstaben der Schrift eine Erkenntnis zu generieren, bereits am ersten Buchstaben der Bibel deutlich gemacht. Sie brachten ihre Verwunderung darüber zum Ausdruck, warum die Heiligen Schriften Israels nicht mit dem *Aleph*, dem ersten Buchstaben des hebräischen Aleph-Bets beginnen, sondern mit dem *Bet*, dem zweiten Buchstaben. Dazu lehren die Rabbinen:

(Es sagte) R. Jona im Namen des R. Levi: Warum ist die Welt erschaffen mit (dem) *Bet*? So wie das *Bet* geschlossen ist nach seinen Seiten und offen ist nach vorn, so ist es dir nicht erlaubt zu forschen [...] nach dem, was oben und was unten, was vorn und was hinten ist [...]. Du darfst forschen [...] von dem Tag an, an dem die Tage erschaffen wurden, aber du darfst nicht forschen über das, was davor war.²⁸

Der erste Buchstabe der Hebräischen Bibel, das *Beth* (◄), verweist demnach seine Leser bereits durch seine grafische Gestalt in die Zukunft. Während er nach allen drei Seiten, oben, unten und hinten abgeschlossen ist, bleibt er nach vorne, in die Leserichtung hinein offen. Mit der Schöpfung beginnt wie mit der Bibel eine offene Zukunft, das Drama der Geschichte des Schöpfers und seiner Geschöpfe.

Dieses Zukunftsversprechen der Schöpfung verwickelt den Leser aber in eine Fülle von Fragen. Hatte der Mensch mit seiner Vertreibung aus dem Garten Eden seine Zukunft bereits verspielt? Ja, kann der Mensch überhaupt Zukunft *haben*? Der Kommunikationswissenschaftler und Philosoph Vilém Flusser hat in seinen philosophischen Miniaturen eindrucksvoll darauf hin-

27 Wolfgang Huber, »Nur wer die Schöpfung liebt, kann sie retten«. Naturzerstörung und Schöpfungsglaube«, in Gerhard Rau, Adolf Martin Ritter und Hermann Timm (Hg.), *Frieden in der Schöpfung. Das Naturverständnis protestantischer Theologie*, Gütersloh 1987, S. 229–248, hier S. 242.

28 Zitiert nach Jürgen Ebach, »Die Bibel beginnt mit ›b‹. Vielfalt ohne Beliebigkeit«, in ders., *Gott im Wort. Drei Studien zur biblischen Exegese und Hermeneutik*, Neukirchen-Vluyn 1997, S. 85–114, hier S. 91.

gewiesen, dass die Zukunft niemals zum *Besitz* des Menschen werden kann. Sie ist vielmehr eines derjenigen Güter, die sich unserer Mentalität des Habens beharrlich verweigern. Denn wenn die Zukunft erst einmal zur menschlichen *Habe* geworden ist, dann ist sie schon keine Zukunft mehr, sondern Gegenwart, und zwar eine Gegenwart, die sich auf dem besten Weg in die Vergangenheit befindet. Starrt der Mensch also mit dem von Walter Benjamin beschworenen *Angelus novus* über den Trümmerhaufen der Geschichte hinweg auf die Ruinen und Fragmente seines verantwortlichen und unverantwortlichen Handelns²⁹ in ein vergangenes Paradies, und das in der vergeblichen Hoffnung, in ihm seine Zukunft wieder zu finden? Stimmt es, woran Flusser erinnert? »*Das Antlitz der Zukunft trägt die Züge unserer vergangenen Untaten.* [...] Wir fliehen vor unserer eigenen Vergangenheit, die Zukunft verfolgt uns.«³⁰

Der Antimythos der Flut ist die bleibende Erinnerung an die Gefährdung der Zukunft, die *vom Menschen* ausgeht. Von der Seite Gottes her gibt es eine Bestandsgarantie für die natürlichen Rhythmen des Lebens. Wie aber die Antwort des Menschen auf diese Bestandsgarantie ausfallen wird, seine anhaltenden und leichtfertigen Selbstgefährdungen, das ist eine ganz andere Frage. Denn nach der Austreibung aus Eden muss der Mensch ja unter den Bedingungen von schweißtreibender Arbeit und Sterblichkeit (Gen 3,16–22) weiterleben und selbst entscheiden, was gut und was böse ist. Die Zukunft des Menschen ist eine Zukunft von Sterblichen geworden. Geschichte kann man nur um den Preis des Todes haben.

Eine nicht zu unterschätzende Leistung müssen wir vollbringen, nämlich eine Zukunft zu lieben, die dabei ist, uns aufzufressen. Und zwar nicht, damit wir dieses Auffressen verhüten, sondern im vollen Bewußtsein des Aufgefressenwerdens. Falls wir diese Leistung nicht vollbringen, haben wir keine Zukunft [...]. Die Kunst, die wir zu erlernen haben, ist *ars moriendi*, die höchste der Künste. Im Tod kann man wohnen.³¹

Kann man das, im Tode wohnen? Damit stellt sich die Frage nach der Erlösung des Menschen in und von einer Welt des Todes.

29 Siehe Walter Benjamin, »Über den Begriff der Geschichte«, in ders., *Allegorien kultureller Erfahrung. Ausgewählte Schriften 1920–1940*, hg. von Sebastian Kleinschmidt, Leipzig 1984, S. 156–167, hier S. 160f., sowie die Disputation »Vergangenheit als Zukunft« zwischen dem Philosophen Hans Friedrich Fulda und dem Alttestamentler Rolf Rendtorff, in Heimo Hofmeister (Hg.), *Zum Verstehen des Gewesenen. Zweite Heidelberger Religionsphilosophische Disputation*, Neukirchen-Vluyn 1998, S. 72–104.

30 Vilém Flusser, *Nachgeschichte. Eine korrigierte Geschichtsschreibung*, hg. von Stefan Bollmann und Edith Flusser, Frankfurt a. M. 1997, S. 57.

31 Ebd., S. 60f.

4. Die Verheißung der Erlösung

Diese Frage, die in den Schriften der Spätzeit der Hebräischen Bibel wie dem Buch Daniel und der apokalyptischen Literatur immer drängender aus dem Dunkel der Geschichte emporsteigt, bildet schließlich eines der Kernthemen der um das Neue Testament erweiterten *christlichen Bibel*. Ja, die Gesamtkomposition des christlichen Bibelkanons zeichnet ganz bewusst das Drama der menschlichen Geschichte in dieses große Spannungsfeld von Schöpfung und Erlösung ein. So wie die Bibel mit der Schöpfung beginnt, so endet sie mit der Apokalypse des Johannes, die ein grandioses Panorama der Erlösung entwirft.³² Dieses Buch dessen Kanonisierung in den ersten Jahrhunderten der Kirche sehr umstritten war, klingt mit Bildern einer neuen Schöpfung aus:

Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, und das Meer ist nicht mehr. Und die heilige Stadt, das neue Jerusalem sah ich aus dem Himmel herabkommen von Gott her, bereitet wie eine Braut, die geschmückt ist für ihren Mann. Und ich hörte eine laute Stimme vom Thron her sprechen: Siehe, die Wohnstätte Gottes bei den Menschen, und er wird bei ihnen wohnen. Und sie werden seine Völker sein. Und er selbst, Gott, wird bei ihnen ihr Gott sein. Und abwischen wird er jede Träne von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, weder Trauer noch Jammer, noch Mühsal wird mehr sein; das Erste ist vergangen. (Apk 21,1–4)

Das Ende verweist auf den Anfang zurück, das Ziel auf den Ursprung.³³ Doch es entsteht damit kein Kreis und schon gar kein ewiger Kreislauf. Vielmehr wird das Versprechen des Anfangs, der Schöpfung, gleichsam durch einen kühnen Perspektivenwechsel in die unmittelbar bevorstehende Zukunft kapapultiert. Der Geschichte wird ein *Telos* eingeschrieben. »Die Zeit ist nahe« (Apk 22,10), sagt der Seher von Patmos. Anfang und Ende stehen sich jetzt spiegelbildlich gegenüber. Aber es scheint so, als hätten sich die Leser der Offenbarung um einhundertachtzig Grad gedreht, um nun die Verheißung einer Zukunft zu empfangen, die den Anfang nicht nur wieder holt, sondern vollendet. Darin ist Johannes, der Seher, Schüler der alttestamentlichen Prophetie und frühjüdischen Apokalyptik geworden.³⁴

32 Siehe dazu August Strobel, Art. »Apokalypse des Johannes«, in *Theologische Realenzyklopädie*, Bd. 3, Berlin / New York 1993, S. 174–189.

33 Hingewiesen auf diese Zusammenhänge zwischen Urzeit und Endzeit, dem Buch Genesis und der Offenbarung des Johannes hat bereits Hermann Gunkel mit seiner religionsgeschichtlichen Studie *Schöpfung und Chaos in Urzeit und Endzeit. Eine religionsgeschichtliche Untersuchung über Gen 1 und Ap Joh 12*, Göttingen 1895.

34 Siehe dazu Jürgen Ebach, »Apokalypse. Zum Ursprung einer Stimmung«, in *Ein-*

Denn sie hatte zuerst von einem *neuen Himmel und einer neuen Erde* gesprochen (vgl. 2Pet 3,13). Diese apokalyptische Zukunftserwartung stellt also keine Überbietung des Alten durch das Neue Testament dar. Man kann Apk 21,1–4 als eine Art Midrasch oder frühchristlichen Kommentar zu Jes 65,17–25 lesen, ein Text, der seinerseits wieder vielfältige Bezüge zu Gen 1–3, den Schöpfungserzählungen, aufweist.³⁵

Der Seher von Patmos entwickelt seine Vision also nicht, indem er lediglich empirische Daten der Geschichte einsammelt, hochrechnet und Prognosen über die Zukunft des Globus erstellt. Er liest in seiner Bibel und entdeckt in ihr die Verheißung einer Zukunft, die mehr verspricht als die Verlängerung unserer selbst und unserer Welt. Er nimmt die Verheißung eines neuen Himmels und einer neuen Erde aus Jes 65,17; 66,22 auf und legt sie für seine Zeit neu aus. Mit den Propheten Israels hält er Ausschau nach einer neuen Schöpfung. Bei den Texten, dem in Jes 65,17 und Apk 21,1–4 ist dabei die Ansicht gemeinsam, dass diese neue Schöpfung nicht das Werk der Menschen sein kann, so verantwortlich auch immer ihr Handeln sein mag. Während aber in Jes 65,17 eher die Vorstellung einer schöpferischen Erneuerung aller irdischen Verhältnisse durch Gott im Blick ist, eine vollkommene Verwandlung der bisherigen Welt, heißt es in Apk 21,1 ausdrücklich: »Denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, und das Meer ist nicht mehr.«

Hier geht es um den Abbruch der alten Welt und die Verheißung einer »totalen Neuschöpfung«.³⁶ Der Seher radikalisiert die Zukunftshoffnung der Propheten. Das neue Jerusalem (vgl. Jes 65,18 ff.) wird nicht von Menschen gebaut, sondern aus dem Himmel schweben. Der neue Himmel und die neue Erde sind keine Kinder der Immanenz, sondern stellen einen Einbruch der Transzendenz dar. Klarer kann es wohl kaum zum Ausdruck gebracht werden, dass die neue Welt weder eine Verlängerung der alten Welt sein wird, noch ihre Transformation hin zum Erträglicheren durch das verantwortliche Handeln von Menschen.

Das verlorene Paradies wird daher nicht mehr in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft gesucht. Die Zukunft erschließt sich im Denken von Prophetie und Apokalyptik weniger im Potential des Versprechens eines idealen Urzustandes, den der Mensch schon am Anfang der Schöpfung verloren hat,

würfe 2 (1985), S. 5–61.

35 Eine beeindruckende Interpretation in gesamtbiblischer Perspektive hat dazu Kornelis Heiko Miskotte vorgelegt: *Wenn die Götter schweigen. Vom Sinn des Alten Testaments*, München 1966, S. 413–419.

36 So zutreffend Ulrich B. Müller, *Die Offenbarung des Johannes* (Ökumenischer Taschenbuchkommentar zum Neuen Testament, Bd. 19), Gütersloh/Würzburg 1984, S. 349.

sondern im Endzustand, der auf ihn zukommt. Sie liegt nicht bereits hinter uns. Wir haben sie noch vor uns. Der »Sturm vom Paradiese her«, auf den der *Angelus Novus* Walter Benjamins starrt,³⁷ türmt vor dem Visionär Johannes nicht länger die Trümmer der Geschichte auf, er fegt sie schon in Kürze – so seine Hoffnung – mit der alten Welt davon. Der *Angelus Novus* hat diesen Sturm jetzt gleichsam im Rücken. Und dieser treibt ihn unaufhaltsam und eilends dem neuen Himmel und der neuen Erde entgegen. Er wird »jede Träne von ihren Augen abwischen, und der Tod wird nicht mehr sein [...]« (Apk 21,4 vgl. Jes 65,19f.).

Wie kam es zu dem beherzten Perspektivenwechsel, der den Seher von Patmos nicht länger an den Anfang der ersten Schöpfung, auf den Garten Eden, sondern nunmehr auf die Vollendung eines neuen Himmels und einer neuen Erde schauen ließ, auf eine zweite Schöpfung? Warum hat er das implizite *Versprechen* der Vergangenheit, der »ersten Schöpfung«, in die *Verheißung* einer menschlicherseits uneinholbaren Zukunft, eines neuen Himmels und einer neuen Erde transformiert?

Die Offenbarung des Johannes ist wie die Priesterschrift, der wir die Schöpfungsgeschichte von Gen 1 verdanken, und ebenso wie Jes 65,17–25,³⁸ Ausdruck einer ausgeprägten Krisenmentalität gegen Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. Der von Kaiser Domitian zur totalitären Staatsideologie erhobene Kaiserkult musste zur unmittelbaren Gefährdung frühjüdischer und frühchristlicher Gemeinden führen. Es war eine Zeit, die ihre Märtyrer forderte (Apk 13,10).³⁹ Wer sich das klarmacht, wird schnell entdecken, dass die Vision des Sehers von Patmos alles andere darstellt als einen spirituellen Rückzug in die Transzendenz oder eine feige Weltflucht in die Verheißung eines Nirvana. Was uns hier begegnet, ist ein hochpolitisches Zukunftskonzept. Der totalitären Arroganz der Macht des *Imperium Romanum* wird jeder Anspruch auf Ewigkeit abgesprochen. Dieses Reich zeigt offensichtlich keinerlei Ansätze für eine Reformfähigkeit: Es lässt keinerlei Zukunftsversprechen mehr erkennen, geschweige denn eine Verheißung, außer der seines Untergangs. Die in ihm herrschende Realität von Macht, Tränen, Blut und Tod ist durch keinen Systemwandel zu retten. Diese Welt, über die sich der erste Himmel wölbt, bleibt unverbesserlich. Die bittere Realität von Gewalt und Lüge verdient nur eines, den Abbruch, durch einen neuen Himmel und eine neue Erde. Was hier geschaut und formuliert wird, ist nicht mehr und nicht weniger als der kontrafaktische Entwurf einer

37 Vgl. Benjamin, Begriff der Geschichte (Fn. 29).

38 Beide alttestamentlichen Texte sind in das ausgehende 6. und beginnende 5. Jh. v. Chr. zu datieren.

39 Vgl. Strobel, Apokalypse (Fn. 32), S. 186f.

Kontrastgesellschaft – aber einer Kontrastgesellschaft, die nicht erkämpft, sondern nur empfangen werden kann.

Peter Sloterdijk diagnostiziert diese kühne Verheißungsmentalität als Gestalt einer hochpolitischen »Weltfremdheit«:

Erst unter dem »Terror der Geschichte« beginnen Vorstellungen von einer Aufhebung des Weltzustandes überhaupt für radikale Gemüter attraktiv zu werden; ein neuer Typus von weltfremden, weltflüchtigen, weltüberfliegenden Menschen tritt auf den Plan [...]. Aus der Gesinnung messianischer Umschöpfung alles Geschaffenen entsprangen die Verheißungen eines neuen Himmels und einer neuen Erde. Noch der moderne marxistische Chiliasmus wollte sich mit weniger nicht zufriedengeben als mit einem großtechnischen Umbau des Sterns Erde zur Heimat einer von Weltangst endgültig befreiten Menschheit [...]. Wo der Druck des Unbehagens an der gegebenen Welt am höchsten stieg, bildete sich zuerst das geschichtemachende manische Futur.⁴⁰

Doch diese Flucht nach vorne stellt nur eine Möglichkeit dar, der »Umzingelung durch die Weltverhältnisse«⁴¹ zu entgehen. Eine andere Möglichkeit wäre der Weg nach innen, das sich Verschießen vor der Welt, die als ein Außen und damit als Äußerlichkeit negiert wird. So sieht Sloterdijk in dem »futurische[n] Utopismus das manische Gegenstück zu den depressiven Formen des beschädigten Lebens in der Zeit.«⁴² Denn auch dies gilt, dass

der Mensch den Menschen unendlich unterbietet [...]. Man sollte nicht soweit gehen, den Bedrückten im allgemeinen eine Liebe zu ihrer Misere anzudichten; dennoch ist Miserabilismus eine der anthropologischen Konstanten auf der Schattenseite der Hochkulturen. Wo diese überwiegt, muß davon ausgegangen werden, daß Unzählige jederzeit ein bekanntes Unglück einer unbekannten Glückschance vorziehen.⁴³

Damit sind die Gefahrenzonen markiert, zu denen apokalyptische Verheißungen und Zukunftsvisionen verführen können. Immer wieder wurden sie missverstanden als Anleitung zu einem *weltverachtenden religiösen Quietismus* einerseits oder einem *welterlösenden pseudoreligiösen Aktivismus* andererseits. Es ist diese manisch-depressive Mischung, der der Mensch in seiner Zukunftsversessenheit zwischen Versprechen und Verheißung erliegen kann. Den einen lohnte die mühsame Suche und Aushandlung von Reformen nicht,

40 Peter Sloterdijk, *Weltfremdheit*, Frankfurt a. M. 1993, S. 54f.

41 Ebd., S. 48 ff.

42 Ebd., S. 55.

43 Ebd., S. 56.

da in Erwartung eines neuen Himmels und einer neuen Erde die alte Welt ja doch verloren sei. Wozu also noch retten, was nicht mehr zu retten ist? Die anderen wollten es sich mit der besseren, verbesserlichen Welt nicht genug sein lassen, weil sie sich dem Wahn hingeben, selbst im heißen Atem der Weltrevolution die beste aller Welten aus dem Boden stampfen zu können. Im Glauben, den neuen Himmel auf die Erde zu holen, schufen sie die blutigen Höllen des 20. Jahrhunderts, die längst dabei sind, das 21. Jahrhundert zu kontaminieren. Beide, die Quietisten auf ihrem Rückzug in die Innerlichkeit und die Aktivisten auf ihrem Vormarsch und mit ihrer Vorwegnahme des Endes der Geschichte, bleiben blind für den Grabenbruch, der zwischen dem in der *Schöpfung* dem Menschen mitgegebenen Versprechen liegt, und der Verheißung der *Erlösung* in einem neuen Himmel und einer neuen Erde. Sie ignorieren ihr Leben in der *Zwischenzeit* zwischen *Urzeit* und *Endzeit*, Garten Eden und Reich Gottes, also ihr Leben unter den Bedingungen der Geschichte. Die religiösen Quietisten *unterfordern* sich durch *Selbsterlösungsphantasien*. Die pseudoreligiösen Aktivisten überfordern sich durch *Welterlösungsphantasien*. Beide sind sie dem Irrtum erlegen, der Ausstieg aus der gelebten Geschichte durch Nichtstun oder durch die alles erlösende menschliche Tat käme bereits einem Einstieg in das Reich Gottes gleich. Beide müssen sich den Widerspruch des Sehers von Patmos gefallen lassen, der ihnen unüberhörbar deutlich macht: Die Verheißung der Erlösung wird nicht vom Menschen eingelöst. Er schafft ihn nicht, den neuen Himmel und die neue Erde, weder durch eine neue Innerlichkeit, noch durch ein revolutionäres Welterlösungspathos. Vielmehr gilt es, das Leben in der Zwischenzeit, also unter den Bedingungen der eigenen Endlichkeit zu bestehen.

Das aber kann ihm in aller Nüchternheit nur gelingen, wenn der Mensch mit Leo Baeck die Geschichte als eine Verpflichtung erfährt, die ihn zu einer Antwort auf das Versprechen der Schöpfung und die Verheißung der Erlösung herausfordert; wenn er also über der Erforschung und Darstellung des Seien-den hinaus in allem Sein auch ein Sollen zu vernehmen vermag, einen Appell, der nicht im Wissen allein aufgeht, sondern das Gewissen aufruft:

Die Welt von Heute sieht in die Zukunft, und jeder fragt: Haben wir die Zukunft für uns gewonnen, haben wir einen Sieg errungen? Und die Geschichte antwortet: Wo kein Gewissen ist, kann kein Sieg sein. Die Zukunft ruht auf der Kraft des öffentlichen Gewissens, des erwachten Weltgewissens.⁴⁴

44 Baeck, Briefe (Fn. 2), S. 409.

Berichte & Notizen

Kursächsische Kirchenpolitik unter Friedrich dem Weisen und Johann dem Beständigen (1513–1532)

Über ein neues Akademieprojekt

Staat und Kirche erscheinen heute als zwei nahezu getrennte Bereiche, obwohl sie historisch gewachsene Berührungspunkte aufweisen. Im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit hatten Staat und Kirche weit mehr Schnittstellen. Aufgrund des komplizierten Geflechts an Verträgen über Schutzvogteien, Rechten über die Vergabe von Pfründen, Ansprüchen auf Lehen oder territorialen Verschränkungen gab es keine klare Trennung zwischen Weltlichem und Geistlichem. Geistliche konnten ebenso Landesherren sein, wie Weltliche nach geistlichen Ämtern strebten. Im Verlauf der Reformation kam es sogar dazu, dass die evangelischen Landesherren im Rahmen des sogenannten landesherrlichen Kirchenregiments an die Stelle der Bischöfe traten und die Leitung der Kirche übernahmen, die sie später an eine Verwaltungsbehörde, das Konsistorium, delegierten.

Mit derartigen Problemzusammenhängen setzt sich das neue Projekt an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften unter dem Titel *Briefe und Akten zur Kirchenpolitik Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen 1513 bis 1532 – Reformation im Kontext frühneuzeitlicher Staatswerdung* auseinander. Offizieller Start des auf 15 Jahre angelegten Projekts war der 1. Januar 2014. Es wird von Armin Kohnle und Manfred Rudersdorf geleitet, Professoren der Universität Leipzig und Ordentliche Mitglieder der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Mitarbeiter des Projekts sind Stefan Michel (Arbeitsstellenleiter), Beate Kusche, Vasily Arslanov und Alexander Bartmuß. Ziel ist es, kirchenpolitische Quellen der beiden Ernestiner in einer mehrbändigen Edition, die auch im Internet zur Verfügung gestellt werden soll, zugänglich zu machen. Insgesamt kann das Projekt an die reiche Editionstradition der Sächsischen Akademie der Wissenschaften anknüpfen. So wurden hier bereits die kirchenpolitischen Quellen zu den albertinischen Herzögen Georg (1471–1539) und Moritz (1521–1553) herausgegeben.

Bei den beiden Protagonisten des Projekts, den Brüdern Friedrich (1463–1525) und Johann (1468–1532) von Sachsen, handelt es sich um zwei exponierte Fürsten des Reiches, die nacheinander das herausgehobene Amt eines Kurfürsten mit dem Rang eines Reichserzmarschalls begleiteten. Obwohl sie seit der Regierungsübernahme durch Friedrich im Jahr 1486 wichtige Entscheidungen durchaus gemein-

schaftlich berieten, drang der ältere Bruder 1513 darauf, dass sich Johann stärker an der Regierung beteiligen sollte. Dies betraf vor allem Verwaltungsvorgänge. So kam es im Verlauf des Jahres 1513 zu einer Mutschierung, einer Teilung der Zuständigkeiten ohne Zerschlagung des Gesamtbesitzes. Friedrich wollte fortan den Kurkreis um Wittenberg und den Meißenischen Kreis verwalten, während Johann Thüringen und das Vogtland übernehmen sollte, um Regierungserfahrung sammeln zu können. Dies sollte sich auch als bitter nötig erweisen, musste doch Johann nach dem Tod seines Bruders mitten in der schwierigen Zeit des Bauernkriegs 1525 die Regierung Kursachsens übernehmen. Zwischen 1513 und 1525 tauschten sich die Brüder regelmäßig schriftlich, meist eigenhändig, über aktuelle Fragen aus. Auf diese in der Mutschierung verabredete Weise hielten sie sich kontinuierlich auf dem Laufenden und fällten so ihre Entscheidungen.

Für die Forschung bedeutet dies, dass eine Vielzahl kürzerer oder längerer Briefe noch zu entdecken ist. Schon jetzt kann man sich von dem brüderlichen Austausch ein Bild machen, da der Reformationhistoriker Carl Eduard Förstermann (1804–1847) 1842 einen Bruchteil dieses Briefwechsels, der in einer Akte des Ernestinischen Gesamtarchivs in Weimar kompakt überliefert ist, veröffentlichte.

Während bei Friedrich dem Weisen auf einige grundlegende Untersuchungen – wie Paul Kirns philosophische Habilitation *Friedrich der Weise und die Kirche* (Leipzig 1926), Bernd Stephans Leipziger kirchenhistorische Dissertation *Beiträge zu einer Biographie Kurfürst Friedrichs III.* (1980) oder Ingetraud Ludolphys Biografie über Friedrich den Weisen (1984) – zurückgegriffen werden kann, ist der Forschungsstand zu Johann dem Beständigen als dürftig zu bezeichnen. Außerdem schwankt die Bewertung beider Reichsfürsten in den wenigen wissenschaftlichen Darstellungen erheblich.

Mit Sicherheit waren sie für Themen des Christentums mehr als aufgeschlossen. Dies zeigen die Pilgerreise Friedrichs in das Heilige Land im Jahr 1493 und die von ihm in Wittenberg angelegte Reliquiensammlung, die durchaus beachtliche Ausmaße annahm. Für ihr Seelenheil und das ihrer Untertanen wollten die Brüder alles Erdenkliche tun. So errichteten beide vor der Reformation mehrere Messstiftungen und bedachten in ihren Testamenten mehrere Klöster mit reichen Spenden. Doch durch das Auftreten des Augustinermönchs Martin Luther änderte sich dieses Gefüge spätmittelalterlicher Frömmigkeit und wurde in eine reformatorische transformiert. Beide Landesherren hielten zu ihrem Untertan. Doch wie gestaltete sich dieses Verhältnis? War Friedrich wirklich der große »Förderer der Reformation«? Ist der Einfluss Luthers wirklich so hoch zu veranschlagen, wie dies die reformationsgeschichtliche Forschung glauben machen möchte? Friedrich war nicht nur ein frommer Landesherr, mit einem starken Interesse an theologischen Fragen, er wurde auch sehr stark vom Humanismus beeinflusst. Dies beförderte sein Interesse für die Anliegen Luthers. In

ihren Entscheidungen nach 1517 ließen sich sowohl Friedrich als auch Johann nicht nur von Luther beraten, sondern hatten einen versierten Stab von Räten zur Seite, die beispielsweise über juristische, theologische oder finanzwirtschaftliche Kompetenzen verfügten. Dazu zählten der Sekretär und Hofkaplan Georg Spalatin (1484–1545), der Rat und Kanzler Gregor Brück (1484–1557) oder der in Finanzfragen ausgewiesene Amtmann von Gotha, Burkhard Hund.

Zunächst gilt es, im Projekt der Sächsischen Akademie der Wissenschaften – über das beispielsweise durch die Briefwechsel Luthers oder Melanchthons bekannte Material hinaus – weitere Quellen zu erschließen. Diese liegen vor allem in den Staatsarchiven von Weimar und Dresden, aber auch in Bibliotheken wie der Forschungsbibliothek Gotha. Die europäischen Beziehungen der Kurfürsten dürften sich auch in archivalischen Überlieferungen in Wien oder Rom nachweisen lassen. Da bekannt ist, dass beide Wettiner bereits vor der Reformation entscheidend durch ihre Stiftungstätigkeit und die Regelung von Besitzverhältnissen bzw. Stellenbesetzungen die kirchlichen Belange in ihrem Territorium mitbestimmten, ist an dieser Stelle weiter zu forschen. Friedrich und Johann kamen z. B. Klosterkonventen – wie dem der Dominikanerinnen in Weida – zu Hilfe, die in wirtschaftliche Not geraten waren, und sorgten, wie bereits ihre Vorfahren, durch Eingriffe für notwendige Reformen. Nach 1517 gewährten sie Martin Luther Schutz. Ab 1527 schufen sie in den flächendeckend durchgeführten Kirchenvisitationen eine einheitliche Kirchenstruktur, zogen den Besitz von Klöstern an sich oder schlichteten in Einzelfällen örtliche Streitigkeiten zwischen einer Gemeinde und ihrem Pfarrer. Einen Höhepunkt erreichte ihre Kirchenpolitik auf der Reichsebene mit der Protestation auf dem Reichstag zu Speyer 1529, in deren Nachgang auf dem Augsburger Reichstag 1530 Kaiser Karl V. die *Confessio Augustana* überreicht wurde. Dieses Bekenntnis sollte zum ›Bundesbekenntnis‹ des 1531 geschlossenen Schmalkaldischen Bundes angenommen werden. Insgesamt können über den zu untersuchenden Zeitraum von zwanzig Jahren inhaltlich sowohl markante Profilierungen als auch deutliche Wandlungen beobachtet werden.

Die zu erarbeitende Edition soll in gedruckter Form einer Buchreihe erscheinen. Für die technische Präsentation der Ergebnisse wird mit dem ›Trier Center for Digital Humanities. Kompetenzzentrum für elektronische Erschließungs- und Publikationsverfahren in den Geisteswissenschaften‹ an der Universität Trier zusammengearbeitet. Verwendet werden soll das Datenbanksystem ›Forschungsnetzwerk und Datenbanksystem (FuD)‹, das sowohl als Grundlage für die Edition als auch für den Internetauftritt genutzt werden kann. Deshalb können sich Interessierte über erste Ergebnisse bereits ab Frühjahr 2015 über das Internet informieren.

Stefan Michel

Gründung der Kommission *Ausbreitung in Natur, Technik und Gesellschaft* an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Im Herbst 2014 wurde an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig eine Kommission mit dem Titel *Ausbreitung in Natur, Technik und Gesellschaft* gegründet. Zum Vorsitzenden dieser neuen strukturbezogenen Kommission wurde Herr Professor Dr. Jörg Kärger berufen. Die Kommission setzt sich aus Mitgliedern aller drei an der Akademie vertretenen Klassen sowie weiteren externen Fachgelehrten aus dem In- und Ausland zusammen. Mit der Bildung dieser Kommission soll der Kanon wissenschaftlicher Kommissionen an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig um ein neues fachübergreifendes Themenfeld erweitert werden, das allgegenwärtig und durch eine ständige innere Dynamik gekennzeichnet ist.

Wichtige Wurzeln der Forschung auf diesem Gebiet liegen interessanterweise in Leipzig. Hier, in den *Poggendorffschen Annalen der Naturforschung*, veröffentlichte 1855 der Mediziner Adolf Fick die nach ihm benannten Diffusionsgesetze, die er aus der Messung der Ausbreitungsgeschwindigkeit von Salz in Wasser ableiten konnte. Genau 50 Jahre später erschienen wiederum in Leipzig, und zwar in den *Annalen der Physik*, Einsteins berühmte Gleichungen zur Brownschen Molekularbewegung, einem Schlüsselmechanismus zum Verständnis molekularer Ausbreitungsphänomene. Der ursprüngliche Untersuchungsrahmen hat seitdem eine beeindruckende Erweiterung erfahren. So wurde die Diffusion als wichtiger Teilschritt in vielen Fertigungstechnologien erkannt. Die Beispiele reichen von der Metallurgie über die Produktion von Halbleitern bis hin zur Produktveredelung durch molekulare Stoffwandlung und -trennung. In zunehmender Komplexität erwiesen sich intra-, inter- und extrazelluläre Diffusion als wesentliche Voraussetzungen für die Funktionalität biologischer Organismen. Zufallsbewegungen traten schließlich auch bei der Untersuchung von selbst globalen Phänomenen in Natur und Gesellschaft ins Blickfeld der Forschung. Hierzu zählen die Ausbreitung biologischer Spezies auf unserer Erde ebenso wie die Entwicklung der Fähigkeiten und Fertigkeiten der Menschheit. Allein bei Letzterem reicht das Spektrum möglicher Beispiele vom Werden und Vergehen der Sprachen auf unserem Erdball bis zum Technologietransfer über Jahrtausende hinweg bis in die Jetztzeit. Die Einbettung der

den Ausbreitungsvorgang dominierenden Mechanismen in den Kontext der Gesamterscheinungen wurde so zu einer grundlegenden Voraussetzung für deren Verständnis in einer Vielzahl ganz unterschiedlicher Disziplinen. Ausbreitungsphänomene und die ihnen zugrundeliegenden Mechanismen werden damit heute gleichermaßen in den Natur- und Technikwissenschaften wie den Wirtschafts-, Sozial- und Geisteswissenschaften untersucht. Diese große thematische Anwendungsbreite bedingt und fördert fachübergreifende, interdisziplinäre, im gesellschaftlichen Kontext auch transdisziplinäre Betrachtungsweisen. Andererseits kann dadurch erst im »per-disziplinären« Einsatz, d. h. im organischen Zusammenwirken aller Einzeldisziplinen, die Erforschung von Ausbreitungsphänomenen zu ihrer größtmöglichen Wirksamkeit gelangen. Die Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig bietet dank der Vielfalt der in ihr vertretenden Wissenschaftsgebiete hierfür ideale Voraussetzungen. Die Bildung einer strukturbezogenen Kommission *Ausbreitung in Natur, Technik und Gesellschaft* dient dem Anliegen, dieses besondere Potenzial der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig in bestmöglicher Weise in den Dienst der Wissenschaften zu stellen.

Für die öffentliche Wahrnehmung der Aktivitäten der Sächsischen Akademie der Wissenschaften auf diesem Gebiet und den wissenschaftlichen Gedankenaustausch über die Akademie hinaus bestehen in Form des Online-Journals *Diffusion Fundamentals* (<http://www.uni-leipzig.de/diffusion/>) und der 2005 in Leipzig begonnenen Diffusion-Fundamentals-Konferenz-Serie beste Voraussetzungen, auf denen die Kommission zielgerichtet zur Profilierung ihrer Arbeit und zur Außendarstellung der Sächsischen Akademie der Wissenschaften aufbauen kann. Der Schwerpunkt der gegenwärtigen Kommissionsarbeit liegt auf der Vorbereitung der internationalen Tagung »Diffusion-Fundamentals VI«, die unter dem Titel *Diffusive Spreading in Nature, Technology and Society* vom 23. bis 26. August 2015 in Dresden gemeinsam von der dortigen Technischen Universität und der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig veranstaltet wird. Im interdisziplinären Diskurs zwischen Vertretern aus so unterschiedlichen Disziplinen wie Archäologie, Epidemiologie, Ethnologie, Linguistik, Ökologie und Soziologie mit Biologen, Chemikern, Physikern, Mathematikern und Ingenieuren werden die überraschenden Gemeinsamkeiten zwischen Ausbreitungsphänomenen in den Geistes-, Natur- und Ingenieurwissenschaften im Zentrum der Tagung stehen.

Jörg Kärger & Lutz Schiffer

»alles ... für mein Althochdeutsches Wörterbuch«

Zum 50. Todestag von Elisabeth Karg-Gasterstädt (9. 2. 1886–24. 8. 1964)¹



Elisabeth Karg-Gasterstädt.

»Leben muß der Wortforscher mit seinem Stoff, in ihn hineinhorchen, denn auch die Wörter sind froh, wenn sie von dem Geheimnis ihres Wachstums erzählen können. Aber sie verlangen eine geduldige Hand und ein zum Horchen bereites Ohr, doppelt bereit, denn der Klang, der uns über die Jahrhunderte herüber erreicht, ist oft sehr schwach.«²

Mit diesen feinsinnigen Worten hat Elisabeth Karg-Gasterstädt – die erste planmäßige Leipziger Universitäts-Professorin und eines der ersten weiblichen Mitglieder der Sächsischen Akademie der Wissenschaften – ihr Tun und Schaffen beschrieben, das sie fast 30 Jahre, aber keineswegs ausschließlich in den Dienst des *Althochdeutschen Wörterbuches* stellte.

Als eine »Meisterin der Geschichte deutscher Sprache und Literatur« und »Gelehrte von internationalem Rang« bezeichnete sie der berühmte Leipzi-

1 Dem Beitrag liegt eine ausführlichere Version zugrunde, die im *Mitteldeutschen Jahrbuch* für Kultur und Geschichte 21 (2014), S. 276–280 erschien.

2 Zit. nach Gertraud Müller, Nachruf »Elisabeth Karg-Gasterstädt, 9. 2. 1886–24. 8. 1964«, in Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig (Hg.), *Jahrbuch* 1963–1965, Berlin 1967, S. 327–329, hier S. 329; von ebd. auch das Titelzitat.

ger Ägyptologe und Vizepräsident der Sächsischen Akademie der Wissenschaften Siegfried Morenz (1914–1970).³ Und Theodor Frings (1886–1968), der renommierte Sprachforscher, Akademiepräsident und Vorgesetzte Karg-Gasterstädt, sah mit ihrem Tod »eine Epoche sprachwissenschaftlicher Forschung« zu Ende gehen, »die nach der Mitte des 19. Jahrhunderts anhub, und die die Welt wie selbstverständlich mit dem Namen der Universität Leipzig verband«⁴ – eine Epoche, die als »Leipziger Schule der Junggrammatiker« bekannt geworden und eng mit dem Namen Eduard Sievers (1850–1932) verbunden ist.

Letzterer hat Elisabeth Karg-Gasterstädt »geistigen Weg bestimmt«,⁵ seit sie – fast 30-jährig – bei ihm 1915 ihr ein Jahr zuvor in Tübingen begonnenes Studium der Germanistik fortsetzte.⁶ Bei Sievers erhielt sie bis zum Studienende 1918 eine umfassende sprachhistorische Ausbildung, anschließend war sie als Bibliothekarin des Germanistischen Instituts tätig und promovierte *Zur Entstehungsgeschichte des Parzival*. Von 1920 an war sie Institutsassistentin, bibliografierte für die Jahresberichte des *Literarischen Zentralblattes* und das *Indogermanische Jahrbuch* und bot Einführungen in die germanistische Bücherkunde an. 1922 heiratete sie Fritz Karg (1892–1970), der ebenfalls bei Sievers promoviert hatte. Nach der »Machtergreifung« durch die Nationalsozialisten 1933 erfolgte die Entlassung Karg-Gasterstädt aus dem Universitätsdienst: Sie galt als sogenannte »Doppelverdienerin«, d. h. als arbeitende Ehefrau, deren Mann bereits erwerbstätig ist.⁷

Kurz darauf fiel Karg-Gasterstädt aber eine wissenschaftliche Aufgabe zu, die zu vollenden nun Aufgabe heutiger Sprachforscher ist: die Schaffung eines umfassenden *Althochdeutschen Wörterbuchs*, das die gesamte frühdeutsche Sprachüberlieferung vom 8. bis zum 11. Jahrhundert (bei abschriftlicher Tradition auch bis zum 13./14. Jahrhundert) aufarbeiten soll. Seit Januar 1935 arbei-

3 Siegfried Morenz, *Trauerrede im August 1964*, in Personalakte Karg-Gasterstädt, Archiv der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig (Archiv SAW). Zu Morenz siehe auch den Artikel von Elke Blumenthal in diesem Heft.

4 Theodor Frings, Manuskript *Ansprache auf der Öffentlichen Sitzung am 14. November 1964*, in Personalakte Karg-Gasterstädt, Archiv SAW.

5 Müller, Nachruf (Fn. 1), S. 327.

6 Vor dem Studium besuchte Karg-Gasterstädt das Höhere Lehrerinnenseminar in Stuttgart und war anschließend zwei Jahre als Lehrerin tätig.

7 Karg hatte von 1929 an den neu eingerichteten Lehrstuhl für Deutsche Sprache, Literatur und Volkskunde an der Universität Leipzig inne. 1933 gehörte er zu jenen Leipziger Professoren, die sich öffentlich zum Nationalsozialismus bekannten. Wegen Betrugsdelikten wurde Karg 1934 seines Amtes enthoben und später verurteilt. Elisabeth Karg-Gasterstädt ließ sich von ihm scheiden.

tete Karg-Gasterstädt an der Konzeption und Umsetzung dieses Wörterbuchs, zu dem die von Elias von Steinmeyer vorbereiteten Materialsammlungen die Grundlagen lieferten.

Nach Kriegsende berief die Universität Leipzig Karg-Gasterstädt als Oberassistentin zurück an das Germanistische Institut. Sechs Jahre später, 1952, wurde sie schließlich zur ersten planmäßigen Professorin der Leipziger Universität ernannt. Daneben war Karg-Gasterstädt seit 1932 Mitherausgeberin der international renommierten Fachzeitschrift *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*. Kontinuierlich schrieb sie auch bio-bibliografische Beiträge, unter anderem für das *Verfasserlexikon des deutschen Mittelalters* (1933–1955).

Gekrönt wurde das wissenschaftliche Schaffen Karg-Gasterstädts am 31. Juli 1955, als sie als erste Frau in die philologisch-historische Klasse der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig gewählt wurde. Zu ihrem 75. Geburtstag 1961 erhielt sie zudem den Vaterländischen Verdienstorden der DDR und wurde mit einer Festschrift gewürdigt – eine Ehre, die einer Frau in dieser Zeit höchst selten zukam.

Internationale Anerkennung erlangte Karg-Gasterstädt durch »ihr« *Althochdeutsches Wörterbuch*, das wie das *Deutsche Wörterbuch* von Jacob und Wilhelm Grimm den »Charakter eines Jahrhundertwerks« trägt. Bis zu Karg-Gasterstädts Lebensende waren der erste Band (A und B) und Teile des D weitgehend ausgearbeitet, den Publikationsabschluss des ersten Bandes erlebte sie indes nicht mehr. Doch ihr Wissen, ihre Methodik und wissenschaftliche Akribie hat sie an ihre Mitarbeiter weitergegeben: Gertraud Müller übernahm nach Karg-Gasterstädts Tod die Leitung der Arbeitsstelle, gefolgt von Heinrich Götz und Siegfried Blum. Ingeborg Köppe (geb. Benath) baute die letzte Generation der »Wortforscher« auf, die derzeit am sechsten Band (M und N) und an der Fertigstellung des Werkes bis 2030 arbeiten.

Brigitte Bulitta

Mit staunenswerter Produktivität: Siegfried Morenz (1914–1970)



Foto:
Ägyptologisches Institut / Ägyptisches Museum
– Georg Steindorff – der Universität Leipzig,
Archiv, Fotothek, Morenz.

Am 22. November 2014 erinnerte die Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig anlässlich seines 100. Geburtstags an Siegfried Morenz, ihr Mitglied seit 1955, stellvertretender Sekretar der Philologisch-historischen Klasse von 1957 bis 1961 und Vizepräsident von 1966 bis 1969.

Nach dem Studium der evangelischen Theologie an seiner Heimatuniversität Leipzig von 1934 bis 1939 wandte sich Morenz nicht dem Pfarrerberuf zu, sondern strebte, angeregt von seinen Lehrern, dem Neutestamentler Johannes Leipoldt und dem Alttestamentler Albrecht Alt – beide Akademiemitglieder –, eine wissenschaftliche Laufbahn an. Seine Promotionsschrift von 1941 über die *Geschichte von Joseph dem Zimmermann*, dem Ziehvater Jesu, galt dem Koptischen, der Sprache des christlichen Ägypten, doch arbeitete er sich gleichzeitig in die Ägyptologie ein und wurde 1946 mit einer Arbeit aus dem Grenzgebiet zur Theologie, Ägyptens Beitrag zur werdenden Kirche, habilitiert. Aus

gesundheitlichen Gründen weitgehend vom Militärdienst befreit, fand er 1941 seine erste Anstellung als »wissenschaftliche Hilfskraft auf Kriegsdauer« am Ägyptologischen Institut, dessen Direktor und Assistent zur Wehrmacht eingezogen waren, und sorgte, soweit möglich, für die Auslagerung und Sicherung der ägyptischen Universitätssammlung vor Kriegszerstörung. 1946 wurde Morenz zum Dozenten, 1952 zum Professor mit Lehrauftrag, 1954 zum Professor mit Lehrstuhl ernannt, zuvor schon zum Direktor des Ägyptologischen Instituts. Die personelle Notlage der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, dem eine Generation junger Männer zu großen Teilen zum Opfer gefallen war, führte dazu, dass Morenz zusätzlich von 1952 bis 1958 als Direktor der Ägyptischen Abteilung der Staatlichen Museen zu Berlin tätig war, wo er aus den Trümmern des Krieges die erste Dauerausstellung aufbaute.

All dies geschah unter denkbar schwierigen äußeren Bedingungen. Dazu kam der zunehmende Eingriff des Staates in die geistige Freiheit an den Universitäten zugunsten einer marxistischen Ideologisierung von Lehre und Forschung, die in mehreren Hochschulreformen institutionalisiert wurde und viele »bürgerliche«, d.h. nicht-marxistische Professoren zur Flucht in den Westen Deutschlands veranlasste, was damals über Berlin noch möglich war.

Morenz ist diesen Weg nicht gegangen. Ohne seine wissenschaftlichen Überzeugungen und seine christliche Gesinnung zu verleugnen, betrieb er seine Forschungen, die nun vorwiegend dem pharaonischen Ägypten galten, mit staunenswerter Produktivität. Innerhalb eines einzigen Jahrzehnts schrieb er viele Aufsätze und mehrere Monografien, darunter die Grundlagenwerke *Ägyptische Religion* (1960) und *Gott und Mensch im Alten Ägypten* (1964, ²1984), und erschloss Neuland für die Ägyptologie: thematisch mit *Die Begegnung Europas mit Ägypten*,¹ methodisch mit *Prestige-Wirtschaft im Alten Ägypten* (1969).

Auszeichnungen und ehrenvolle Mitgliedschaften und Berufungen in wissenschaftliche Gremien und Gesellschaften blieben nicht aus. In seinem Institut gewährleistete Morenz den Fortbestand von freier Lehre und Meinungsäußerung und zog eine große Zahl von Schülern, Hörern und Ratsuchenden auch aus anderen Fakultäten an. Kein Wunder, dass die Staatsmacht ihn bergwöhnte und ihm immer wieder Schwierigkeiten bereitete, doch seine Unerblichkeit und sein internationales Ansehen schützten ihn.

In dieser Situation war Morenz' Wahl in die Akademie weit mehr als nur ein Akt der Anerkennung, es war die Aufnahme in einen damals noch politisch in-

1 Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse, Bd. 113/5, Berlin 1968 (Zürich ²1969), geplant als Gemeinschaftsarbeit mit dem Kunsthistoriker und Akademiemitglied Heinz Ladendorf.

takten, ›bürgerlichen‹ Kreis von Gelehrten, der ihm wie vielen anderen zu einer geistigen Heimat wurde, wie sie die Universität nicht mehr bot. Hier konnte er interdisziplinären Austausch pflegen, eigene Arbeiten und die von Schülern publizieren, hier als stellvertretender Sekretar der Philologisch-historischen Klasse wissenschaftspolitische Verantwortung übernehmen. Der Ruf auf den ägyptologischen Lehrstuhl der Universität Basel verhinderte zunächst ein weiteres Engagement. Dass der DDR-Staat Morenz gestattete, ihn anzunehmen und das Ordinariat 1961 anzutreten, obwohl inzwischen die Berliner Mauer errichtet war, ist am ehesten damit zu erklären, dass man den Unbequemen los werden wollte. Dennoch gelang es ihm durchzusetzen, dass er sein Leipziger Institut im Nebamt während der Schweizer Semesterferien weiterhin betreuen konnte. Umso unverständlicher war daher für viele sein Entschluss, nach fünf Jahren fruchtbaren, erfolgreichen Wirkens 1966 dauerhaft nach Leipzig zurückzukehren (freilich mit der Garantie unbeschränkter Reisefreiheit). Neben persönlichen Motiven spielte dabei seine Wahl zum Vizepräsidenten der Akademie eine zentrale Rolle. Zusammen mit dem Präsidenten Kurt Schwabe, einem nüchternpragmatischen Natur- und Technikwissenschaftler mit einer tiefen Überzeugung von der Notwendigkeit geistiger und ethischer Forschung und Bildung für die Bewahrung des Menschlichen, hoffte Morenz, gegen die Bevormundung durch den sozialistischen Staat gestaltend in die Gesellschaft eingreifen zu können. Es wurden lebendige Wissenschaftskontakte mit anderen Akademien des Ostblocks geknüpft, der Nobelpreisträger Werner Heisenberg hielt als Gast der Sächsischen Akademie 1967 einen Vortrag über »Philosophische Probleme in der Theorie der Elementarteilchen«, der die Staatsgewalt wegen seines unmarxistischen Ansatzes und der lebhaften Resonanz in der Leipziger Öffentlichkeit äußerst verunsicherte, sodass sie die Drucklegung unterband. Solcher Art waren die Erfolge, und mit Schwierigkeiten hatte man gerechnet. Als jedoch am 30. Mai 1968 die im Krieg intakt gebliebene spätgotische Universitätskirche St. Pauli ungeachtet eines vernehmlichen Widerstands in der Bevölkerung, an dem sich auch Morenz und seine Mitarbeiter und Studenten beteiligt hatten, aus rein politischen Gründen gesprengt wurde, sah er sich in seinen Idealen und Visionen bitter enttäuscht. Endgültig erreicht war seine Toleranzgrenze wenige Monate später, nachdem am 21. August die Truppen des Warschauer Paktes in die Tschechoslowakei einmarschiert waren und dem dort praktizierten Experiment eines ›Sozialismus mit menschlichem Antlitz‹ ein jähes Ende bereitet hatten. Auch der Westen schien keine Alternative zu bieten. Der zeitlich parallel verlaufenden 68er-Bewegung an den bundesdeutschen Hochschulen begegnete Morenz verständnislos und mit Abscheu.

Was nun folgte, erscheint im Rückblick wie ein Widerruf. Einerseits resignativer Rückzug aus Beziehungen und Verpflichtungen, andererseits Kon-

frontation statt der bisherigen Kompromissbereitschaft. Morenz' Ansprache als Vizepräsident in der Öffentlichen Sitzung vom 12. April 1969 mit Angriffen auf die Wissenschaftspolitik in Ost und West wurde von den anwesenden Regierungsvertretern als Provokation verstanden. Sie setzten den Präsidenten unter Druck, der um die Erhaltung der Akademie bangte, und schließlich trat Morenz in aller Stille zum Jahresende 1969 von seinem Amt zurück. Gleichfalls in aller Stille waren indes längst Verabredungen über seine endgültige Rückkehr in die Schweiz getroffen worden, doch konnte er sie nicht mehr verwirklichen. Sein plötzlicher Tod am 14. Januar 1970 durchkreuzte alle weiteren Pläne.

Literatur

- Elke Blumenthal, »Ägyptologie in der Akademie«, in Günter Haase und Ernst Eichler (Hg.), *Wege und Fortschritte der Wissenschaft. Beiträge von Mitgliedern der Akademie zum 150. Jahrestag ihrer Gründung*, Berlin 1996, S. 523–545.
- Elke Blumenthal, Art. »Morenz, Siegfried«, in *Neue Deutsche Biographie* 18 (1997), S. 100.
- Heiner Kaden, Kurt Schwabe. *Chemiker, Hochschullehrer, Rektor, Akademiepräsident, Unternehmer*. Stuttgart/Leipzig 2011.
- Elke Blumenthal, »Siegfried Morenz. Ägyptologe«, in *Mitteldeutsches Jahrbuch für Kultur und Geschichte* 21 (2014), S. 290–292.
- Elke Blumenthal, »Siegfried Morenz (1914–1970)«, in Gerald Wiemers (Hg.), *Leipziger Lebensbilder* (Sächsische Lebensbilder, Sonderbd.), Leipzig/Stuttgart 2015 [im Druck].
- Rudolf Meyer, »Siegfried Morenz«, in Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, *Jahrbuch 1969–1970*, Berlin 1972, S. 235–238 mit Bibliografie von Angela Heller [-Onasch], S. 238–247.
- Saskia Paul, »stark sein im Geiste, klar in der Welt, fest im Dienste an unserem Volk«. *Die Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig von ihrer Reorganisation bis zur Akademiereform (1945–1974)*. Phil. Diss, Leipzig 2013 [ungedruckt].²

Elke Blumenthal

² Ich danke dem Akademie-Archivar Detlef Döring, dass er mir diese Arbeit sowie die Mitgliederakte Morenz zugänglich gemacht hat. Angela Onasch danke ich für die Durchsicht des Manuskripts.

»Dann sprach ich bei Professor Gottsched vor ...«. Leipzig als Literarisches Zentrum Deutschlands in der Frühen Neuzeit

Von Detlef Döring, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2014, 208 Seiten

Seit Georg Witkowskis Geschichte der Leipziger Literatur aus dem Jahr 1909¹ ist keine neuere Arbeit mit umfassendem Anspruch zu diesem Thema mehr erschienen. Detlef Döring setzt sich in dem vorliegenden Buch das Ziel, Witkowskis Darstellung auf der Grundlage aktuellen historischen Wissens und heute geltender Standards wissenschaftlicher Argumentation zu ersetzen und Witkowskis oft leichtfertig nachgesprochene These, wonach seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts Leipzig den Anschluss an die Entwicklung der deutschen Literatur, repräsentiert durch die »goethezeitlichen« Strömungen Sturm und Drang, Weimarer Klassik und Romantik, verloren habe, einer kritischen Revision zu unterziehen. Döring will die »Spezifika der literarischen Produktion und Konsumtion in der Stadt Leipzig« (S. 10) erfassen, und da Witkowski seine Literaturgeschichte bei 1770 abbricht, verspricht Döring darüber hinaus, »wenigstens notdürftig [...] die Lücke in der Darstellung der Leipziger Literaturgeschichte zwischen ca. 1770 und 1820/30« (S. 11) zu schließen.

Es besteht kein Zweifel, dass der Verfasser aufgrund seiner langjährigen Forschungstätigkeit, in deren Zentrum seine große Leistung bei der Edition des Gottsched-Briefwechsels steht, für ein solches Vorhaben wie kein anderer geeignet ist, und man ist bei der Lektüre stark beeindruckt von der überbordenden Fülle des historischen Wissens, die Döring auf vergleichsweise knappem Raum ausbreitet. Jeder, der sich in Zukunft mit dem Thema befassen wird, findet hier Quellen und Anregungen zur Weiterarbeit, die aus immenser und sicherer Kenntnis der Fakten geschöpft sind. Beim Literaturwissenschaftler, und aus dieser Perspektive schreibt der Rezensent, hinterlässt das Buch allerdings einiges Unbehagen, und man kommt bei aller Bewunderung für das Wissen des Autors nicht umhin festzustellen, dass die oben zitierten Versprechen, die »Spezifika« der Leipziger Literatur zu erfassen und die Lücke am Ende des 18. und in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zu schließen, nicht

¹ Georg Witkowski, *Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig*, Leipzig/Berlin 1909, Nachdr. München u. a. 1994.

wirklich eingelöst worden sind. Das hat Ursachen, von denen hier nur einige wenige genannt werden können.

Der Autor sagt selbst in wünschenswerter Offenheit, dass er »kein Literaturwissenschaftler« (S. 11) ist. Das hindert ihn aber nicht daran, immer wieder gegen eine Literaturwissenschaft zu polemisieren, die angeblich bis heute an einer »Meistererzählung der teleologischen Entwicklung der deutschen Nationalliteratur« (S. 7) festhalte. Es gibt aber längst differenziertere Modelle von Literaturgeschichtsschreibung, in denen literarische Epochen als Konstellationen miteinander konkurrierender Konzepte beschrieben werden, in denen auch die scheinbar »rückschrittlichen« Positionen zu ihrem Recht kommen. Wie man ein solches Modell auf die Leipziger Verhältnisse um 1800 anwenden kann, zeigt exemplarisch Katrin Löffler in einem diesbezüglich innovativen Aufsatz.² Döring kennt diesen Beitrag, aber das hindert ihn nicht, an seiner allzu pauschalen Polemik gegen die Literaturwissenschaft festzuhalten. Erstaunt ist man auch über die Behauptung, dass »ein heutiger Literaturhistoriker aus Mangel entsprechender Kenntnisse der Rhetorik« (S. 31) nicht in der Lage sei, die rhetorischen Muster in Texten des 17. Jahrhunderts angemessen einzuschätzen, so als ob es nicht seit Jahrzehnten eine reiche Spezialforschung zur Barockrhetorik gäbe. Auf S. 73 wird behauptet, dass das Urteil über die literaturgeschichtliche Bedeutung Gottscheds immer noch von der »bis heute weit verbreiteten ›Sozialgeschichte der Kunst und Literatur‹ Arnold Hausers« (S. 73) bestimmt sei. Hausers Werk aus dem Jahr 1953 gilt aber im Fach als längst überholt, und zu Gottsched gibt es durchaus neuere Ansätze aus der Literaturwissenschaft, die Döring ausweislich des Literaturverzeichnisses auch kennt, ohne dass dies Konsequenzen für sein Urteil über »die« Literaturwissenschaft hat.

Um die »Spezifika« der Leipziger Literatur zu erfassen, müsste man von etwas Allgemeinem ausgehen, um das Besondere beschreiben zu können. Dies wäre möglich entweder in einem Vergleich Leipzigs mit anderen städtischen Räumen in der Frühen Neuzeit oder durch die Einbettung in größere epochale Zusammenhänge, am besten durch eine Kombination beider Perspektiven. Da dies in der gewählten Kürze der Darstellung nicht durch zusätzliche Anhäufung von positivem Wissen möglich ist, könnte dies nur durch eine begrifflich-hypothetische Rekonstruktion epochaler und politisch-sozialer Einheiten erreicht werden. Diesen – immer gewagten – Schritt vermeidet Döring aber tunlichst. Schon die von ihm gewählte Gliederung – »Universität und Literatur«, »Studenten«, »Professoren«, »Gelehrte Dichter«, »Verlagswesen«, »Stadt-

2 Katrin Löffler, »Leipzig als literarisches Zentrum«, in Gabi Pahnke (Hg.), »Hier sitze ich wieder in meiner Klausur.« *Der Sachse Seume und seine (Wahl-)Heimat Leipzig. Beiträge des Colloquiums in Leipzig, Juni 2010*, Bielefeld 2013, S. 117–147.

bürgertum«, »Gesellschaften« – behindert eine Ordnung des Wissens, gemäß der das Besondere Leipzigs für den Leser erkennbar würde. So wird z. B. der für die Lage von Stadt und Universität doch wohl konstitutive Bezug zu Hof und Verwaltung Kursachsens in Dresden nur in marginalen Nebenbemerkungen berührt³ und nicht systematisch, auch im Vergleich zu anderen deutschen Städten und Universitäten, entfaltet.



Im Hinblick auf die Stellung der Leipziger Literatur und Kultur zu den Konstellationen der ›Goethezeit‹ formuliert Döring mit merklicher Sympathie für seinen Gegenstand die These, dass die Leipziger Spätaufklärung in ihrer Distanz zur Transzendentalphilosophie letztlich immer noch bestimmt sei durch Gottscheds »Kampf gegen den ›Mystizismus‹« (S. 112) und das beständige Festhalten an den Kernaussagen der leibniz-wolffschen Philosophie in der »Populäraufklärung«.⁴ Darüber – und über die Gründe dafür – kann und muss man diskutieren; man wird dann aber auch darüber diskutieren müssen, ob ein Autor wie Wezel, der z. B. in der Frage der Theodizée von diesem Konsens abgewichen ist, noch zum Hauptstrom der Leipziger Spätaufklärung gerechnet werden kann⁵ und ob nicht doch die Transzendentalphilosophie und die von ihr

³ Vgl. z. B. S. 75 und S. 102.

⁴ S. 112, vgl. auch S. 142 f.

⁵ Vgl. die Unsicherheit in der Auseinandersetzung mit Klingenberg auf S. 96, Fn. 354.

angeregten literarischen Strömungen der Weimarer Klassik und der Romantik die im Vergleich zur ›Popularphilosophie‹ plausibleren und zukunftssträchtigeren Antworten auf Probleme der Epoche entwickelt haben. Anders gesagt: Die traditionelle Kritik am ›Zurückbleiben‹ Leipzigs am Ende des 18. Jahrhunderts kann wohl nicht so einfach abgewiesen werden, wie Döring dies tendenziell tut.⁶ Um den wirklich spezifischen Beitrag der Leipziger Kultur dieser Epoche von weit reichender und nachhaltiger Wirkung würdigen zu können, müsste man freilich den Literaturbegriff erweitern und ein Werk analysieren, das in mehreren Auflagen das Wissen und die Konzepte der ›Goethezeit‹ auf glänzende Weise zusammengeführt hat – Döring benutzt es nur als Quelle, macht es aber nicht zum Gegenstand –, das *Conversations-Lexikon* von Brockhaus.

Es gibt also zu diesem Thema noch viel zu tun! Dörings Darstellung ist – trotz der hier erhobenen kritischen Einwände – aufgrund der Fülle von Informationen und Anregungen eine unentbehrliche Grundlage für einschlägige Arbeiten in der Zukunft.

Ludwig Stockinger

6 Am Beispiel des für diese Zusammenhänge exemplarischen Streits um Schillers Zeitschrift *Die Horen*, den Döring auf S. 110–112 bespricht, kann man auf durchaus faire Darstellungen aus neuerer Zeit verweisen, die beiden Seiten gerecht zu werden versuchen. Vgl. z. B. Klaus F. Gille, »Johann Kasper Friedrich Manso im *Horen*-Kampf. Zur Wirkungsgeschichte von Schillers Zeitschrift«, in ders., *Konstellationen. Gesammelte Aufsätze zur Literatur der Goethezeit*, Berlin 2002, S. 85–110.

Zitelmann: zum Verwechseln ähnlich. Eine Klarstellung

Klaus Martin Kopitz und Torsten Oltrogge sind bei ihren Recherchen zu Louis du Rieux¹ auf einen Geheimrat Zitelmann gestoßen, damals Mitarbeiter an der preußischen Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt a. M. und zuständig für die sogenannten ›Preßangelegenheiten‹. In dieser Eigenschaft hat er du Rieux auf dem Weg über dessen Chef Metzel einen Auftrag für die in Wiesbaden erscheinende *Nassauische Landeszeitung* verschafft.

Bei dem Versuch, diesen Geheimrat Zitelmann näher zu identifizieren, haben Kopitz und Oltrogge einen Geheimrat Otto Konrad Zitelmann gefunden, der von 1814 bis 1889 gelebt hat. So haben sie dann den in den Akten genannten Geheimrat Zitelmann mit diesen gefundenen Vornamen und Lebensdaten versehen. Was sie nicht wussten: Es gibt zwei Geheimräte Zitelmann, beide Juristen, beide in Stettin geboren, der eine 1814, der andere 1816, der letztere mit den Vornamen Carl (auch: Karl) Ludwig und den Lebensdaten 1816–1898. Und dieser letzte ist es, den die benutzten Akten nennen.

Da diese Verwechslung nicht zum ersten Mal vorkommt, ist es an der Zeit, genauere Auskunft über diese beiden Geheimräte zu geben:

Otto Konrad Zitelmann, bei Kopitz/Oltrogge fälschlich für den u. a. für die Presse zuständigen gehalten, war – wenn auch fast sein ganzes Leben in der Provinz ansässig und beschäftigt – ein durchaus interessanter Mann. Nach dem Abitur 1833 in Stettin studierte er in Heidelberg, München, Bonn und Berlin Jura. Danach ging er zurück nach Stettin, legte dort 1840 sein Assessorexamen ab, war danach wenige Monate in Berlin tätig, um nach einer kurzen Zwischenstation in Stargard i. P. auf eigenen Wunsch in den Dienst der Regierung in Stettin zu treten. 1841 wurde er Regierungsrat, 1868 Geheimer Regierungsrat. Otto Konrad Zitelmann war ein liberaler, freier Geist, durchaus staats-treu, dennoch ein leidenschaftlicher Gegner der preußischen Staatsführung. Als Anhänger der freiheitlichen Ideen der Bewegung von 1848 kandi-

1 »Ein Dichter namens Louis du Rieux und Schumanns ›Märchenbilder‹ op 113. Annäherungen an einen geheimnisvollen Verehrer des Komponisten«, in *Denkströme* 11 (2013), S. 112–140.

dierte er bei der Wahl zur Frankfurter Nationalversammlung, unterlag aber Ludwig Giesebrecht, mit dem er über seine Schwester entfernt verwandt war. Er war, wie viele seiner Zeit, bereit, für seine Überzeugungen einzustehen und auch Opfer zu bringen. So wies er einen ihm verliehenen preußischen Orden zurück und musste seinen Abschied nehmen. Jahre später, in der liberalen Ära Patow, wurde er »mit allen Ehren« zurückgeholt. In der Zwischenzeit war er maßgeblich an der Gründung der Lebensversicherung Germania in Stettin beteiligt, die er vier Jahre als Direktor leitete.

Unter dem Pseudonym Konrad Ernst war er auch schriftstellerisch tätig. Seine Bücher wurden zu seiner Zeit viel gelesen. Um 1877 schrieb er den Text für das Oratorium *Otto der Große*, vertont von C. Adolf Lorenz, dem Nachfolger Löwes in Stettin. Otto Konrad Zitelmann ist der Vater des bis heute berühmten Juristen Ernst Zitelmann (1852–1923), Professor an und zweimaliger Rektor der Universität Bonn, und der in ihrer Zeit sehr bekannten Schriftstellerin und Weltreisenden Katharina Zitelmann (1844–1926).

Carl Ludwig Zitelmann, der andere und im Zusammenhang mit du Rieux korrekte Geheimrat, ein entfernter Vetter des oben Charakterisierten, verließ nach seinem Jurastudium in Bonn und Berlin, nach Referendarzeit und anfänglicher Tätigkeit als Regierungsassessor in Stettin 1851 seine Heimatstadt, um an der preußischen Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt a. M. bei Bismarck zu arbeiten, vor allem zuständig für die Pressearbeit. Hier wurde er auch als Vertreter Preußens bei den Beratungen über ein Bundespressegesetz benannt. Nach einem Zwischenspiel bei der Regierung in Frankfurt a. d. O. (1859–1862) arbeitete er wieder bei Bismarck, nun in Berlin. Auch hier wurden ihm die »Preßsachen« anvertraut, er stellte aber u. a. auch für Bismarck den Kontakt zu Lassalle her. Er war, so kann man sagen, ein enger Vertrauter Bismarcks.

1854 (noch in Frankfurt a. M.) wurde er Regierungsrat, 1864 Geheimer Regierungsrat, 1867 Vortragender Rat im Staatsministerium. Bereits 1865 hatte er das Amt des Kurators des *Preußischen Staatsanzeigers* übernommen. 1878 trat er in den Ruhestand.

Carl Ludwig Zitelmann war sowohl literarisch als auch historisch interessiert und engagiert. Sein Interesse an und seine Beschäftigung mit statistischen Fragen hat wesentlich zur Entwicklung der Statistik in Preußen beigetragen. Er war befreundet mit Theodor Fontane und Mitglied in dem oft beschriebenen »Kränzchen«, das sich regelmäßig in Berlin traf.

1898, im Januar, ist Carl Ludwig Zitelmann in Berlin gestorben, wenige Monate vor Bismarck (Juli) und Fontane (September).

Renate van Kampen



Relationes. Schriftenreihe des Vorhabens »Wissenschaftsbeziehungen im 19. Jahrhundert zwischen Deutschland und Russland auf den Gebieten Chemie, Pharmazie und Medizin« bei der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Neuerscheinungen 2013 und 2014

Lebendige Verbindungen. Biobibliographisches Lexikon der Biochemiker zwischen Deutschland und Russland im 19. Jahrhundert

Von Marta Fischer (Relationes, Band 12), Shaker, Aachen 2013, 237 Seiten, Festeinband

Das *Biobibliographische Lexikon der Biochemiker*, die im 19. und frühen 20. Jahrhundert die Wissenschaftsbeziehungen zwischen dem deutschen Sprachraum und dem Russischen Reich in dieser neu entstehenden Disziplin repräsentierten, stellt eine direkte Fortsetzung der institutionengeschichtlichen und bibliografischen Darstellung der Physiologischen Chemie in *Relationes 7* dar, vergrößert aber den erfassten Personenkreis auf fast das Doppelte. Damit ist nunmehr nach der Physiologie (*Relationes 3* und *9*) die zweite experimentelle Richtung medizinischer Grundlagenforschung in ihren bilateralen Bezügen dokumentiert. Die Einträge sind auch in der Online-Personendatenbank des

Projekts (<http://drw.saw-leipzig.de/personendatenbank.html>) zu finden. Die Lebensläufe der ersten Biochemiker lassen erkennen, dass dieses Fachgebiet sehr heterogene Wurzeln hatte und in Anwendung und universitärer Anbindung ganz diverse Richtungen einschlug: Die Akteure kommen sowohl aus der Medizin als auch aus der Chemie und Pharmazie, und die Arbeitsgebiete der Wissenschaftler können sich mit der Physiologie, der klinischen Medizin, der Balneologie und der Pharmakologie bis hin zur Agrartechnik überschneiden: All das macht die Analyse der Spezialisierungstendenzen in den neuen experimentellen Grundlagenfächern überaus lohnend, denn jede Disziplin hat in Abhängigkeit von regionalen Besonderheiten eine eigene Entwicklung erfahren.

Formeln und Sterne. Korrespondenz deutscher Gelehrter mit der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg. Briefe von Johann Wilhelm Andreas Pfaff, Johann Sigismund Gottfried Huth, Wilhelm Struve, Martin Bartels, Magnus Georg Paucker aus der Autographensammlung von Wilhelm Stieda in der Universitätsbibliothek Leipzig

Von Karin Reich und Elena Roussanova (*Relationes*, Band 13), Shaker, Aachen 2013, 435 Seiten, Festeinband

Mit dem nun vorgelegten Band, für den mit Karin Reich eine international renommierte Wissenschaftshistorikerin als Erstautorin gewonnen werden konnte, erweitert sich nochmals das in der Reihe *Relationes* abgebildete Fächerspektrum: Nach einem interdisziplinären Tagungsband (*Relationes* 6) und nachdem *Relationes* 5 allgemeine Wissenschaftsdiskurse des 19. Jahrhunderts aufgegriffen und *Relationes* 10 Botanik und Zoologie berührt hatten, kommen nunmehr auch Mathematik, Astronomie und Physik in den Blick. Die Autorinnen knüpfen mit dieser Briefedition inhaltlich und methodisch an ihr großes gemeinsames Projekt zu Carl Friedrich Gauß und Russland an. Bei der Auswahl der Korrespondenzen für den vorliegenden Band waren ebenfalls Personennetzwerke ausschlaggebend: Die Briefpartner Pfaff, Huth, Struve, Bartels und Paucker waren miteinander bekannt und teilweise verwandt, und sie teilten viele ihrer wissenschaftlichen Interessen. Gleichzeitig sind sie durch ihre Entwicklungswege und ihre Leistungen ausgezeichnete Repräsentanten der deutsch-russischen Wissenschaftsbeziehungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Eine Besonderheit des Bandes ist die Orientierung auf die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, vertreten durch deren Ständige Sekretäre Nikolaus und Paul Heinrich Fuß, sodass hier die Rolle dieser Akademie bei der Vermittlung und Koordinierung von inter-

nationalen Wissenschaftsbeziehungen im Mittelpunkt steht – für ein Akademieprojekt ein wichtiger Untersuchungsgegenstand. Eine Beziehung speziell zu Leipzig und zur Sächsischen Akademie der Wissenschaften ist darüber hinaus dadurch gegeben, dass das Material aus der Autografensammlung des Ordentlichen Mitglieds Wilhelm Stieda stammt, der 1904 als Ordinarius für Nationalökonomie in die Philologisch-historische Klasse aufgenommen worden war; Stiedas Nachlass wird heute in der Leipziger Universitätsbibliothek Albertina aufbewahrt.

Akteure und Agentien. Biobibliographisches Lexikon der Pharmakologen zwischen Deutschland und Russland im 19. Jahrhundert

Von Marta Fischer (*Relationes*, Band 14), Shaker, Aachen 2014, 295 Seiten, Festeinband

Auch das *Biobibliographische Lexikon der Pharmakologen*, die im 19. und frühen 20. Jahrhundert die wissenschaftlichen Beziehungen zwischen dem deutschen Sprachraum und dem Russischen Reich verdeutlichen, knüpft direkt an eine vorausgehende institutionengeschichtliche und bibliografische Darstellung des Faches an (*Relationes* 8), wobei der erfasste Personenkreis allerdings mehr als doppelt so groß ist. Das Fach »Arzneimittellehre« war in seinen Anfängen noch nicht scharf abgegrenzt, weder von der Pharmazie noch von Physiologie und Biochemie. An den vielen Querverweisen ist die Nähe zu den benachbarten Fächern und damit auch zwischen den bereits vorliegenden Bänden des Lexikons erkennbar. Der Eintrag zu dem berühmten Physiologen Ivan Petrovič Pavlov ist jetzt in *Relationes* 14 beispielsweise speziell auf seine pharmakologischen Arbeiten zugeschnitten; manche Pharmakologen wurden bereits bei den Physiologen (*Relationes* 9) gewürdigt, andere sind bei den Biochemikern zu finden (*Relationes* 12). Wenn auf der anderen Seite hier auch eher klinisch tätige Mediziner erfasst sind, die keine Spezialisten auf einem experimentellen Gebiet waren, so haben diese als akademische Lehrer, durch persönliche Kontakte oder durch Anregung interdisziplinärer Untersuchungen eine fördernde Rolle gespielt. Gerade auf dem Gebiet der Geschichte von Arzneimitteln gibt es zur Zeit vielfältige Forschungsaktivitäten, zu denen der hier vorliegende Band einen wichtigen Beitrag leisten kann, denn die hier ausgewertete und präsentierte russischsprachige Literatur wird sonst im deutschen Sprachraum kaum rezipiert: So ist zum Beispiel bisher gänzlich unbekannt, dass auf dem Gebiet der Pharmakologie die Spezialisierung im deutschen Sprachraum verglichen mit Russland erheblich langsamer verlief.

Klischee – Karriere – Krieg. Ausprägungsformen deutsch-russischer Beziehungen von der Frühen Neuzeit bis zum Ersten Weltkrieg

Herausgegeben von Ortrun Riha (*Relationes*, Band 15), Beiträge von Judith Raue, Ron Hellfritzsch und Vera A. Sokolova, Shaker, Aachen 2014, 249 Seiten, Festeinband.

Da entsprechend einer Empfehlung des Wissenschaftsrats auch bei Akademieprojekten die Nachwuchsförderung eine große Rolle spielt, macht dieser Band der Schriftenreihe *Relationes* die Forschungen von jungen Historiker(innen) auf dem Gebiet der deutsch-russischen Beziehungen einem interessierten Publikum zugänglich. Judith Raue untersucht in ihrer – auch preisgekrönten – Dresdener Magisterarbeit von 2006 *Geschlecht und Körper. Stereotype über Polen und Russen im ethnografischen Diskurs der Frühen Neuzeit*. Dieses Thema erweitert gewissermaßen als Vorgeschichte zum Projekt dessen zeitlichen Horizont, aber auch das Methodenspektrum um Völkerkunde und Geschlechtergeschichte. Ron Hellfritzsch hat sich in seiner in Jena angefertigten Bachelorarbeit von 2012 mit *David Hieronymus Grindel (1776–1836)* beschäftigt. Dieser *Mittler deutsch-baltischen Wissenschaftsaustauschs* passt durch sein fachübergreifendes Wirken als Apotheker, Chemiker und Arzt hervorragend zum Projekt und vertieft exemplarisch die in Vorbereitung befindliche Überblicksdarstellung zum deutsch-russischen Wissenschaftsaustausch auf dem Gebiet der Pharmazie. Der Beitrag der russischen Aspirantin Vera A. Sokolova zur Tätigkeit des Russländischen Roten Kreuzes im Ersten Weltkrieg ist in diesem Gedenkjahr (1914–2014) von besonderer Aktualität.

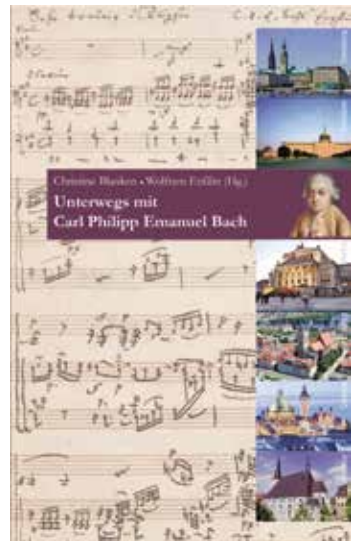
Hygiene als Leitwissenschaft. Die Neuausrichtung eines Faches im Austausch zwischen Deutschland und Russland im 19. Jahrhundert. Internationale Tagung, Leipzig, 7./8. 10. 2013

Herausgegeben von Ortrun Riha und Marta Fischer (*Relationes*, Band 16), Shaker, Aachen 2014, 393 Seiten, Festeinband.

Der vorgelegte Tagungsband beleuchtet das facettenreiche und den medizinischen Diskurs des 19. Jahrhunderts prägende Thema »Hygiene« aus der Perspektive von Medizin- und Wissenschaftsgeschichte, aktueller Hygiene, Sozial-, Kultur- und Kunstgeschichte. Die Konzentration auf den gemeinsamen Gegenstand ermöglicht trotz der unterschiedlichen Perspektiven eine gute inhaltliche Kohärenz der interdisziplinären Beiträge. Zwischen den Artikeln sind Querverweise eingefügt, und das Personenregister bietet darüber hinaus eine Möglichkeit, den Vernetzungen im Detail nachzugehen. Die Anordnung

der Beiträge ist zum einen chronologisch, zum andern thematisch: Traditionelle und spekulative Ansätze der Hygiene im 18. und frühen 19. Jahrhundert stehen am Anfang und bilden gleichsam die Grundlage für die Hypothese von Neubeginn und Aufstieg des Faches. Danach werden die beiden miteinander konkurrierenden Schulen von Robert Koch und Max Pettenkofer in den Blick genommen, die beide die Hygiene experimentell unterfütterten. Pettenkofers Weg der Anwendung mathematischer, physikalischer und chemischer Messmethoden wurde ganz überwiegend auch von den einflussreichen russischen Hygienikern eingeschlagen, die den wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskurs dominierten, während mikrobiologische Untersuchungen eher auf den kleinräumigen Einsatz in Klinik und ärztlicher Praxis beschränkt blieben. Der zweite Teil des Bandes ist den sozial- bzw. gesundheitspolitischen Aspekten der Hygiene gewidmet, wobei Eugenik und Lebensmittelsicherheit eine herausgehobene Rolle spielen, aber auch das Problem der Abwasserbeseitigung wird exemplarisch beleuchtet. Abschließend werden anhand der großen internationalen Hygiene-Ausstellungen die Öffentlichkeitswirksamkeit und das Prestige der neuen Leitwissenschaft aufgezeigt.

Ortrun Riha



Carl Philipp Emanuel Bach: Thematisch-systematisches Verzeichnis der musikalischen Werke, Teil 2: Vokalwerke (BR-CPEB)

Bearbeitet von Wolfram Enßlin und Uwe Wolf unter Mitarbeit von Christine Blanken (Bach-Repertorium. Werkverzeichnisse zur Musikerfamilie Bach, Band III.2), Carus-Verlag, Stuttgart 2014, 1150 Seiten, Festeinband

Unterwegs mit Carl Philipp Emanuel Bach. Musikalisch-biografischer Reiseführer zu seinen Lebensstationen

Herausgegeben von Christine Blanken und Wolfram Enßlin, Lehmanns Media, Berlin 2014, 216 Seiten, Broschur

2014 jährte sich zum 300. Mal der Geburtstag von Carl Philipp Emanuel Bach. Das Akademieprojekt *Bach-Repertorium*, das in den letzten Jahren seinen Forschungsschwerpunkt eben auf den ›Berliner‹ bzw. ›Hamburger‹ Bach gelegt hatte, würdigte dieses Ereignis mit etlichen Publikationen, einer interdisziplinären Tagung sowie einem Festkonzert. Darüber hinaus war es entscheidend an der inhaltlichen Gestaltung der ersten Carl Philipp Emanuel Bach-Homepage beteiligt (www.cpebach.de).

Zu Jahresbeginn, gewissermaßen als passender Einstieg ins C. P. E. Bach-Jahr, erschien der musikalisch-biografische Reiseführer *Unterwegs mit Carl Philipp Emanuel Bach*.

Sämtliche in dieser von Lehmanns Media verlegten musikalischen Reiseführer waren bislang auf die Musikstadt Leipzig beschränkt (Johann Sebastian

Bach, Robert und Clara Schumann, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Richard Wagner). Bei C. P. E. Bach nun wurde dieses Konzept auf alle Lebensstationen Bachs erweitert: ausgehend von seiner Kindheit und Jugend in Weimar und Köthen (1714–23), dem sich die Zeit als Thomasschüler und Student der Rechte in Leipzig (1723–34) und Frankfurt/Oder (1734–38) anschloss, bevor er in preußische Dienste in Berlin/Potsdam trat (1738/40–68). Den beruflichen Höhepunkt seines Lebens bildete schließlich seine Zeit als Musikdirektor in Hamburg (1768–88). Zu jeder Lebensstation gibt es einen kurzen biografischen Abriss sowie einen illustrierten Spaziergang, der den Leser die Spuren aus Bachs Zeit entdecken lässt oder mithilfe von zeitgenössischen Abbildungen die heute nicht mehr existenten baulichen Zeugnisse rekonstruieren hilft. Aufgelockert werden diese Darstellungen durch kurze Essays zu einzelnen Aspekten wie beispielsweise seiner Klaviermusik, seinen Oratorien, seiner Notenbibliothek, seiner Porträtsammlung sowie der Edition seiner Werke.

Neben den externen Spezialisten Hans-Günter Ottenberg (Frankfurt/Oder), Wolfgang Feyerabend (Berlin und Potsdam) sowie Dorothea Schröder (Hamburg) waren an dieser Publikation sämtliche Mitarbeiter des Projekts *Bach-Repertorium* sowie der Forschungsabteilung II des Bach-Archivs nicht nur redaktionell, sondern auch als Verfasser von Einzelkapiteln beteiligt.

Pünktlich zum 300. Geburtstag von Carl Philipp Emanuel Bach am 8. März wurde dessen neues Vokalwerkeverzeichnis (der zweite Band innerhalb des dreibändigen neuen Werkverzeichnisses) der Öffentlichkeit präsentiert. Den geeigneten Rahmen bildete die vom Forschungsprojekt *Bach-Repertorium* und vom Bach-Archiv Leipzig gemeinsam organisierte interdisziplinäre Tagung *Carl Philipp Emanuel Bach im Spannungsfeld zwischen Tradition und Aufbruch*, die sowohl in den Räumen der Akademie als auch des Bach-Archivs stattfand. Ist es nach dem Wotquenne-Verzeichnis (Wq) und dem Helm-Verzeichnis (H) bereits das dritte Werkverzeichnis C. P. E. Bachs, so ist es das erste, das Bachs Vokalwerk komplett auflistet, ausführlich beschreibt und gerade die oft komplexen Beziehungen einzelner Werke bzw. Sätze untereinander bzw. zu den verwendeten Vorlagen fremder Kompositionen aufschlüsselt und erläutert. Aufgrund von Bachs Bearbeitungstechnik und Pasticciopraxis musste der Werkbegriff weiter als gemeinhin sonst üblich gefasst werden.¹

Das Verzeichnis bietet ausführliche Notenincipits eines jeden musikalischen Satzes, Informationen zur Werkgeschichte, zur Textgenese, zu den

1 Siehe hierzu bereits den in Heft 5 (2010) der *Denkströme* erschienenen Aufsatz von Wolfram Enßlin, »Der Werkbegriff bei Carl Philipp Emanuel Bach und die Konsequenzen bei der Erstellung seines Vokalwerkeverzeichnisses«, S. 103–118.

Entlehnungen mit Hinweisen auf Vorlagen aus Bachs Notenbibliothek bzw. der Erwähnungen von Vergleichsquellen, kompakte Quellenbeschreibungen sowie quellenphilologisch relevante Literaturangaben. Ausführlichere Quellenbeschreibungen sind in die online-Datenbank *Bach-Digital* ausgelagert (<http://www.bachdigital.de>).

Wie alle Werkverzeichnisse des Projektes *Bach-Repertorium*, so ist auch dieses systematisch angelegt. Das Vokalwerk umfasst die Buchstaben D–H.²

Die Werke werden innerhalb des Bach-Repertoriums durch eine Kombination von Großbuchstaben für die Werkgruppen und einer fortlaufenden Zählung innerhalb der Werkgruppen gekennzeichnet (Beispiele **D 1**, **F 5**). Da CPEB bei seinem Hamburger Vokalschaffen sich der Pasticciopraxis bediente, Fremdwerke mit eigenen Kompositionen kombinierte, fremde und eigene Werke häufig mehr oder wenig starken Bearbeitungen unterzog, und in einigen Fällen noch keine Klarheit herrscht, ob es sich bei bestimmten Werken um Bearbeitungen eines fremden Werkes oder eines Pasticcios handelt, werden aus Gründen der Differenzierung hochgestellte Kleinbuchstaben als Informationszusätze zur eigentlichen Nummerierung eingesetzt, die durch die Buchstabenwahl selbstredenden Charakter besitzen:

f: Bearbeitung fremder Werke (Beispiel: **E^f 8**)

p: Pasticcio (Beispiel: **D^p 9**)

s: Selbstbearbeitung, d. h. Bearbeitung eines eigenen Werkes (Beispiel: **G^s 8**)

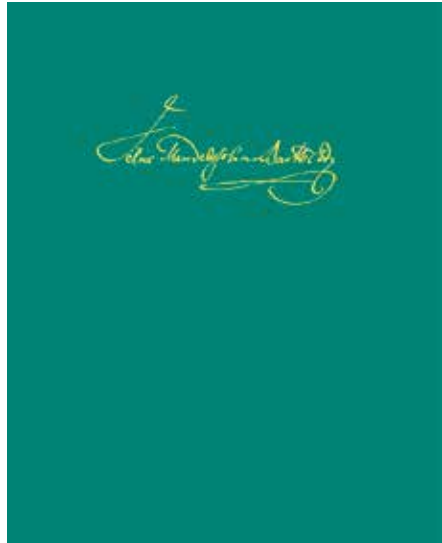
u: unbekannt, ob **f**, **p**, **s** oder vollständige Eigenkomposition (Beispiel: **F^u 51**).

Für die Zitierung einzelner Nummern des Bach-Repertoriums wird das Kürzel »BR« vorgeschlagen, die nähere Kennzeichnung erfolgt zweckmäßig mittels der Initialen des Komponisten (Beispiel: BR-CPEB D 1 für das Oratorium *Die Israeliten in der Wüste*).

Band 2 (Die Vokalwerke) des thematisch-systematischen Verzeichnisses der musikalischen Werke von Carl Philipp Emanuel Bach bietet nun einen bequemen Zugang zu wesentlichen Aspekten des Schaffens des »Berliner«, vor allen Dingen des »Hamburger« Bach und seiner Überlieferung.

Wolfram Enßlin

² D: Oratorien und Passionen; E: Liturgische Kirchenmusik; F: Kirchenkantaten und geistliche Gelegenheitsstücke; G: Weltliche Arien, Kantaten und Chöre; H: Lieder, Motetten und Choräle.



Leipziger Ausgabe der Werke von Felix Mendelssohn Bartholdy.

Weitere geistliche Werke für Solostimmen, Chor und Orchester bzw. für Solostimmen und Orchester. Leipziger Ausgabe der Werke von Felix Mendelssohn Bartholdy, Serie VI, Band 6

Herausgegeben von Clemens Harasim, Breitkopf & Härtel, Wiesbaden/Leipzig/Paris 2014, XLVII + 344 Seiten, 10 Abbildungen, Festeinband

Keine der neun in diesem Band edierten Kompositionen gelangte zu Mendelssohns Lebzeiten in den Druck. Demzufolge stützen sich die Editionen ausschließlich auf handschriftliche Quellen. Dabei reicht das Spektrum von »Ein-Quellen-Werken«, wie dem in Paris entstandenen *Kyrie* MWV A 3 (1825), den für den Berliner Domchor bestimmten *Chorälen* »Herr Gott, dich loben wir« MWV A 20, »Allein Gott in der Höh sei Ehr« MWV A 21 und »Vom Himmel hoch, da komm ich her« MWV A 22 (jeweils 1843) sowie dem *Salve Regina* MWV C 2 (1824), zu denen jeweils nur die autografe Kompositionspartitur überliefert ist, bis hin zum »Tu es Petrus« MWV A 4 (1827), zu dem neben der Kompositionspartitur acht autornahe Partiturhandschriften erhalten sind. Darunter befinden sich frühe Widmungsabschriften, Abschriften für den Frankfurter Caecilienverein und späte Leipziger Abschriften, deren Kollationierung ergab, dass Mendelssohn nach Abschluss der Komposition trotz mehrmaliger Versuche, dieses Stück drucken zu lassen, keine wesentlichen Umarbeitungen mehr vornahm. Zum für die Sängerin Pauline Milder-Hauptmann bestimmten

Ave maris stella BWV C 3 (1828) ist teilweise ein Stimmensatz erhalten, der zeigt, dass das Stück auch ohne die Begleitung der Orgel aufgeführt worden ist.

Zu zwei späten geistlichen Stücken Mendelssohns konnten während der Arbeit an dem Band bislang unbekannte Quellen ausfindig gemacht und ausgewertet werden. Zum *Accompagnato-Rezitativ* »The Lord God Almighty« BWV C 4, das Mendelssohn laut Berichten des 19. Jahrhunderts während einer Konzertpause beim Birmingham Musical Festival am 28. August 1846 komponierte, nachdem man festgestellt hatte, dass zur im zweiten Teil des Programmhefts abgedruckten Einleitung zu Händels Chor »God save the Queen« keine Musik vorhanden war, existiert ein früher englischer Druck. Zum *Lauda Sion* BWV A 24, das zu den bedeutendsten Kirchenwerken Mendelssohns zählt, konnte das komplette Stimmenmaterial zur Uraufführung anlässlich des 600-jährigen Jubiläums des Fronleichnamfestes in Lüttich am 11. Juni 1846 wieder aufgefunden werden. Die etwa 90 Einzelstimmen geben uns gemeinsam mit der bereits bekannten Dirigierpartitur genaueste Auskunft über die Gestalt des erklangenen Auftragswerkes und die Umstände der Aufführung, die unter Anwesenheit des Komponisten und unter Leitung des Auftraggebers Henri Magis-Ghysens stattfand. Außerdem konnten nun mithilfe der Stimmen und weiterer neu aufgefundener Dokumente die Abläufe der Vorbereitungen wie die Stimmenausschrift nach der Partitur und eines nachgesandten Satzes sowie Änderungen Mendelssohns während der Hauptprobe rekonstruiert werden. Überdies ist dieser Fund für die Mendelssohnforschung insofern etwas Besonderes, weil es sich dabei um das einzige bekannte komplett erhaltene Uraufführungsmaterial eines Mendelssohnwerkes überhaupt handelt. Weiterhin konnte eine Partiturabschrift, die als Stichvorlage für den postumen Erstdruck des *Lauda Sion* op. 73 diente, entdeckt werden. Es handelt sich um eine weitere Abschrift, die von Mendelssohns Witwe Cécile an den Schott-Verlag übersandt worden war. Mit der Auswertung der zwar wohl noch zu Lebzeiten Mendelssohns angefertigten Abschrift konnte nun endgültig verifiziert werden, dass die Druckfassung op. 73 nicht vom Komponisten autorisiert ist und somit allein die Fassung der Uraufführung die Grundlage der Edition des *Lauda Sion* bildet.

Clemens Harasim



Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen. Band V (iba–luzzilo).

Unter der Leitung von Rosemarie Lühr erarbeitet von Harald Bichlmeier, Maria Kozianka und Roland Schuhmann mit Beiträgen von Albert L. Lloyd unter Mitarbeit von Karen K. Purdy, Göttingen 2014. L Seiten + 1564 Spalten, Festeinband

Anfang 2014 ist der fünfte Band des *Etymologischen Wörterbuchs des Althochdeutschen* mit den Alphabetstrecken I, J, K und L erschienen. Von den etwa 3240 behandelten Wörtern sind circa 625 Hauptlemmata, deren Etymologie ausführlich beschrieben wird. Aus der Fülle des Materials, das Band 5 des Wörterbuchs enthält, sollen im Folgenden nur einzelne Punkte herausgegriffen und einige Ergebnisse der Arbeit skizziert werden.

Für eine ganze Reihe von bis in die Gegenwartssprache fortgesetzten althochdeutschen Wörtern, deren Herkunft bislang unklar war, konnte die Etymologie durch die Anwendung neuer Erkenntnisse der Indogermanistik geklärt oder präzisiert werden. Das betrifft z. B. die Pflanzenbezeichnung *Eibisch*, althochdeutsch *ībisca* ›Hibiskus‹, das aus vulgärlateinisch *ibiscum* übernommen ist. Das lateinische Wort selbst ist wieder ein Lehnwort aus dem Keltischen. Im Wörterbuchartikel wird gezeigt, wie die keltische Vorform zu rekonstruieren ist und letztendlich auf eine urindogermanische Wurzel, **seib-* ›fließen lassen‹, zurückgeht. Das Benennungsmotiv für den *Eibisch* ist die dem Hibiskus eigene schleimlösende Wirkung bei Erkältungskrankheiten. In der Volksmedizin fanden Hibiskusextrakte auch als Abführ- und Entwässerungsmittel Verwendung.

Danach ist *ibisca* ›Hibiskus‹ also eine Pflanze, die Körperflüssigkeiten zum Fließen bringt. Den Artikel hat Harald Bichlmeier verfasst.

Auch beim schwachen Verb *kehren* in der Bedeutung ›fegen‹, althochdeutsch *kerien*, *kerren*, ist nach Kluge-Seebold¹ die weitere Herkunft unklar. Sowohl Seebold² als auch Pfeifer³ gehen von einem denominalen Verb urgermanisch **kariē/a-* aus, das eine Ableitung von urgermanisch **karō-* ›Schmutz‹ sei. Das Substantiv ist in althochdeutsch *ubar-kara* ›Kehricht‹ fortgesetzt. Diese Herleitung ist aus semantischen Gründen unwahrscheinlich, da für **kariē/a-* dann eine Bedeutung ›beschmutzen‹, nicht aber ›kehren‹, also eigentlich ›Schmutz beseitigen‹, zu erwarten wäre. Hinzu kommt, dass der seltene Wortbestandteil *-kara* eher aus dem früh und reichhaltig bezeugten Verb rückgebildet ist.

Eine Verbindung mit altenglisch *cierran* ›kehren, wenden, vorwärts gehen‹ aus urgermanisch **karziē/a-*, wie von Riecke⁴ vorgeschlagen, ist nicht möglich, da das althochdeutsche und das altenglische Verb aufgrund ihrer Bedeutung nicht zusammengehören. Damit entfällt auch ein Anschluss an die Wurzel urindogermanisch **ĝers-* ›drehen, biegen‹.

Als Alternative, die Roland Schuhmann in seinem Artikel zur Diskussion stellt, kommt die Verbalwurzel urindogermanisch **h₂(ĝ)er-* ›sammeln, (zusammen-)holen, nehmen‹ infrage, die im Griechischen, nämlich griechisch (home-risch) ἀγέροντο ›sie versammelten sich‹, griechisch ἀγείρω ›versammle‹ und in griechisch (mykenisch) *a-ko-ra*, griechisch ἀγορά ›Versammlung‹ belegt ist. Der Ansatz mit Laryngal 2 im Rekonstrukt ergibt sich wegen des anlautenden *alpha* im Griechischen. Die urgermanische Form **kariē/a-* setzt dann eine urindogermanische Kausativ-Iterativ-Bildung **h₂(ĝ)oréje/o-* ›immer wieder sammeln‹ fort. Bei dem germanischen Verb ist dabei eine Bedeutungsverengung von ›immer wieder sammeln‹ über ›immer wieder Schmutz/Dreck sammeln‹ zu ›kehren‹ eingetreten. Auch für neuhochdeutsch *Korn*, *Kröte* oder das Adjektiv *krank* bietet das *Etymologische Wörterbuch des Althochdeutschen* plausible Etymologien. Aus der Artikelstrecke *L* sollen hier nur die Körperteilbezeichnung *Lende*, althochdeutsch *lentin*, *Lid* in der Bedeutung ›Augendeckel‹, das im Althochdeutschen noch allgemein für ›Deckel, Abdeckung‹ verwendet wurde, *Lied* in der Bedeu-

1 Art. »kehren«, in Friedrich Kluge, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, bearbeitet von Elmar Seebold, Berlin/Boston ²⁵2011, S. 485.

2 Ebd.

3 Art. »kehren«, in Wolfgang Pfeifer, *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*, Berlin ²1993, Bd. 1, S. 646, Onlineversion unter: <http://www.dwds.de/?view=1&qu=kehren> (6.10.2014).

4 Jörg Riecke, *Die schwachen jan-Verben des Althochdeutschen. Ein Gliederungsver-such* (Studien zum Althochdeutschen, Bd. 32), Göttingen 1996, S. 606.

tung ›Gesangsstück‹, die Substantive *Lust* und *Liesch* ›Riedgras‹ genannt werden.

Schauen wir uns *Liesch* etwas näher an: Das althochdeutsche Wort lautet *liska*. Es ist ein femininer *ō(n)*-Stamm, der seit Ende des 9./Anfang des 10. Jahrhunderts in Glossen belegt ist. Die mittelfränkische Form *lesc*, die den im Fränkischen oft zu beobachtenden Wechsel zwischen *-i-* und *-e-* in der Wurzelsilbe zeigt,⁵ präsentiert wohl einen neutralen *a*-Stamm. In mittelhochdeutsch *liesche* ist eine Dehnung des ursprünglich kurzen *-i-* in offener Tonsilbe eingetreten, im Frühneuhochdeutschen ist *liesch* ›Riedgras, Sumpfgas‹ belegt.

Das deutsche Wort hat nur in westgermanischen Sprachen Entsprechungen wie in altsächsisch *liska* ›Schilf‹ vom Ende des 9. Jahrhunderts, mittelniederdeutsch *lēsch*, *liesk*, das auch in Orts- und Flurnamen wie *Leesken* oder *Lieskenkamp* begegnet, weiterhin altniederfränkisch *lissi-* als Erstglied in Toponymen wie *Lissewege* und mittelniederländisch *lissche*, *le(s)sche* ›Riedgras‹. Die angeführten Wörter führen auf eine Vorform westgermanisch **liskō-*.

Aus dem Germanischen wurde das Wort in die romanischen Sprachen entlehnt. Es ist bereits als mittellateinisch *lisca* ›Segge‹ bezeugt und im Galloromanischen weit verbreitet, wie altfranzösisch, mittelfranzösisch *lesche*, neufranzösisch *laiche* ›Riedgras‹ und italienisch, lombardisch, ligurisch *lisca* zeigen. Als Entlehnungsgrund führt bereits Jacob Grimm⁶ die technische Verwendung des Lieschs im mittelalterlichen Haus zur Bestreuung des Fußbodens an.

Außergeermanische Verwandte von *Liesch* gibt es nicht. In einem solchen Fall ist es schwierig, eine etymologische Erklärung für ein Wort zu finden. Für westgermanisch/urgermanisch **liskō-* bieten sich folgende Anschlussmöglichkeiten an:

Da die Konsonantenverbindung **-sk-* aus urgermanisch **-ksk-* vereinfacht sein kann, ist eine Vorform urgermanisch **lik-skō-* möglich. Urganisch **lik-skō-* könnte ohne Schwierigkeiten ein schwundstufiges, wohl kollektives Verbalnomen, vorurgermanisch **h₁lig-sk₂-eh₂-* mit der Bedeutung ›das Zitternde‹, fortsetzen. Die Basis bildet die Wurzel **h₁leiġ-* ›zittern‹. Dieser Ansatz ist von der Bedeutung her möglich, Riedgras bewegt sich leicht im Wind. Problematisch ist, dass es nur im Altindischen und Griechischen verbale Fortsetzer von urindogermanisch **h₁leiġ-* ›zittern‹ gibt: altindisch *réjate* ›zittert, bebt‹ setzt ein thematisches Verb, urindogermanisch **h₁leiġe/o-*, fort. Davon abgeleitet ist ein Kausativ, altindisch *rejáyati* ›macht zittern‹. Auch die griechischen Verben ἐλέλικτο ›war in Erschütterung‹, ἐλέλιζω ›erschüttere‹ (mit sekun-

5 Johannes Franck, *Altfränkische Grammatik. Laut- und Flexionslehre* [1909], 2. unveränd. Nachdr. mit Nachträgen von Rudolf Schützeichel, Göttingen 1971, § 19,3.

6 Jacob Grimm, *Deutsche Rechtsalterthümer*, Bd. 1, Nachdr. der 4., vermehrten Ausgabe Leipzig 1899, (Sämtliche Werke, Bd. I,17), Hildesheim [u. a.] 1992, S. 500.

därer Präsensreduplikation) gehören zur Wurzel urindogermanisch **h₁leiǵ-* ›zittern‹.

Für urgermanisch **li-skō-* ergibt sich aber noch eine weitere Möglichkeit der Erklärung, da urgermanisch **-sk-* auch aus dem Konsonantencluster **-χsk-* entstanden sein kann. In diesem Falle ließe sich aus urgermanisch **liχ-skō-* auf eine Vorform urindogermanisch **lik-sk₂-eh₂-* schließen, das eine tiefstufige Bildung zu uridg. **leiǵ-* ›biegen‹⁷ darstellt. Urganisch **liskō-* müsste dann ursprünglich ›das oder die sich Biegende‹ sein. Die Bildung wäre so ähnlich wie die von althochdeutsch *frosc* ›Frosch‹; das Wort bedeutet eigentlich ›der Hüpper‹. Welche der beiden Möglichkeiten der Rückführung von althochdeutsch *liska* zutrifft, ist schwer zu entscheiden. Das Suffix **-sk-* ist im Germanischen vor allem als Adjektivsuffix produktiv und erscheint vorwiegend in Wörtern der Begriffssphäre ›schnell, munter, tapfer‹. Im Neuhochdeutschen kommt es z. B. in ›rasch‹ und ›frisch‹ vor.

Doch nicht nur für neuhochdeutsche Wörter der Alphabetstrecke *I* bis *L*, sondern auch für zahlreiche althochdeutsche Wörter wie *lumbal* ›Lende, Niere‹, *lungar* ›tüchtig, bereit‹, insbesondere auch Hapaxlegomena wie nur bei Tatian belegtes *landāri* ›Räuber‹ und *liodar* ›Rauschen‹ oder die schwachen Verben *lerken* ›festhängen‹, *lemsen* ›verriegeln‹, *firlâ(w)en* ›verraten‹ bei Otfrid und nur im Abrogans vorkommendes *lustrichôn* ›umhergehen‹ wurden neue Etymologien erarbeitet.

Die Lemmastrecke *K* enthält eine überdurchschnittlich hohe Anzahl an Lehnwörtern aus dem Lateinischen. Mithilfe des *Mittellateinischen Wörterbuchs*⁸ konnten einige Lemmaansätze und Entlehnungsgrundlagen präzisiert werden. So ist neben *kollāri* ›Halsschutz‹, das aus mittellateinisch *collārium* entlehnt ist, noch ein gleichbedeutendes Lemma althochdeutsch *kollīri* anzusetzen, das auf der vulgärlateinischen Nebenform *collirium* beruht. Diese Entlehnungsbasis ist auch für dialektales *köller* ›Hemdtragen‹ und mittelniederdeutsch *köller* ›großer Kragen, Wams‹ maßgeblich.

Althochdeutsch *kalizia* ›Strumpf, Beinkleidung‹ ist nicht aus lateinisch *calceus* ›Schuh, Halbstiefel‹ übernommen, sondern beruht auf mittellateinisch *calcea* ›Strumpf, Beinkleidung‹. Bei Entlehnungen aus dem Lateinischen ist es deshalb wichtig, auch das Mittellateinische zu berücksichtigen, da dies oft die Entlehnungsgrundlage bildet. Lautliche oder grafische Varianten von

⁷ Julius Pokorny, *Indogermanisches etymologisches Wörterbuch*. Bd.1, Tübingen 2005, S. 669.

⁸ Bayerische Akademie der Wissenschaften und Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (Hg.), *Mittellateinisches Wörterbuch bis zum ausgehenden 13. Jahrhundert*, Bd. 2: C, München 1999.

Lehnwörtern werden verständlich, wenn man nicht nur die klassisch lateinische Basis, sondern auch die mittellateinischen Fortsetzer berücksichtigt.

Das trifft z. B. auch auf das seit dem 10. Jahrhundert in Glossen belegte Femininum althochdeutsch *lāgella* und jüngeres *lāgel* ›Fässchen, Fass‹ zu, die nicht, wie Walther Mitzka⁹ und Elmar Seebold¹⁰ annehmen, aus lateinisch *lagōna* ›Flasche mit engem Hals und dickem Bauch‹, sondern aus dem Diminutiv mittellateinisch *lagella* ›Fässchen‹ übernommen sind.

Zurzeit verfasst die Arbeitsgruppe Band 6, der die Alphabetstrecke *M, N, O* und *P* beinhaltet. Die Bearbeitung des ersten Artikelabschnitts, der die Entwicklung des jeweiligen althochdeutschen Wortes bis ins Neuhochdeutsche oder die deutschen Dialekte beschreibt, ist nun etwas aufwendiger, da ab den Komposita von *muot* nicht mehr auf die Druckversion des Leipziger *Althochdeutschen Wörterbuchs*¹¹ zurückgegriffen werden kann. Was die Erfassung der Glossenbelege betrifft, ist bei der Benutzung des von Schützeichel herausgegebenen *Althochdeutschen und Altsächsischen Glossenwortschatzes*¹² Vorsicht geboten, da das monumentale 12-bändige Werk erhebliche Schwächen aufweist: So ist die Art der Belegpräsentation ungeeignet, da nur der Wortstamm handschriftennah wiedergegeben, auf Flexionsendungen aber völlig verzichtet wird. Auch die Anordnung der Belege ist lexikografisch bedenklich, da sie nicht nach dem Alter, sondern alphabetisch nach ihrer neuhochdeutschen Übersetzung erfolgt. Ein und dieselbe Glosse ist ohne Verweise häufig unter verschiedenen Lemmata eingeordnet. Und schließlich sind als Neufunde gekennzeichnete Wörter schwer überprüfbar, da sie oft an anderer Stelle nicht oder noch nicht publiziert wurden. Zudem ist nicht ersichtlich, worin die Korrektur eines Belegs besteht, mitunter ist nur eine aufgelöste Ligatur wieder eingesetzt worden.¹³

Abschließend noch ein kleiner Einblick in die Arbeit an Band 6, am Beispiel des Artikels althochdeutsch *meriha* ›Stute‹, das in neuhochdeutsch *Mähre* ›klappriges Pferd‹ fortgesetzt ist: Das althochdeutsche Wort, das lateinisch *equa* ›Stute‹ und *iumenta* ›Zugvieh‹ glossiert, ist eine Ableitung von ahd. *ma-rah-* ›Pferd‹, heute noch in *Marschall* und *Marstall* enthalten. Anlass zur Diskussion gibt der bei Tiefenbach¹⁴ notierte Lemmaansatz *mergeh* m. *a*-St. ›weib-

9 Art. »Lägel«, in Friedrich Kluge, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, bearbeitet von Walther Mitzka, Berlin 201967, S. 418.

10 Art. »Lägel«, in Kluge, *Wörterbuch* (Fn. 1), S. 555.

11 Zuletzt erschienen: Bd. 6: *M und N, elfte Lieferung*, Berlin 2014.

12 Rudolf Schützeichel (Hg.), *Althochdeutscher und Altsächsischer Glossenwortschatz*, Bd. 1–12, Tübingen 2004.

13 Vgl. Maria Kozianka, Rez. »Rudolf Schützeichel (Hg.), *Althochdeutscher und altsächsischer Glossenwortschatz*, 12 Bde.«, in *Kratylos* 53 (2008), S. 224–227.

14 Heinrich Tiefenbach, *Altsächsisches Handwörterbuch. A concise Old Saxon dic-*

liches Pferd«. In Glosse 2,716,21 (10. Jahrhundert) ist lateinisch *iumenta* in der Tat durch *mergeh* glossiert, doch berechtigt die Grafie nicht zu einem Ansatz *mergeh*. Schon Holthausen¹⁵ vermerkt, dass hier *g* für *i* steht. Ähnlich verhält es sich bei altsächsisch *brunge* ›Brünne‹ für *brunia*.

Schwierig bleibt aber die Erklärung des auslautenden *-h*. Steinmeyer¹⁶ vermutet in seinem Glossenband eine Kollektivbildung auf *-ahi* zum Maskulinum *marah-*. Diese Möglichkeit käme nur in Betracht, wenn es sich bei *mergeh* um ein althochdeutsches Wort handeln würde, da im Hochdeutschen, nicht aber Altsächsischen, Kollektiva mit dem Fortsetzer des Suffixes urgermanisch **-axja-* vorkommen. Anzuführen sind hier beispielsweise althochdeutsch *brâ-mahi* ›Gesträuch‹ mit der Basis *brâma* ›Dornbusch‹, *dornahi* ›Dornenhecke‹ mit der Basis *dorn* ›Dorn, Dornstrauch‹ oder mittelhochdeutsch *kindahe* ›Kinderschar‹, das von *kint* ›Kind‹ gebildet ist. Als Ableitungsbasis für Wörter mit dem Fortsetzer des Suffixes urgermanisch **-axja-* kommen zumeist Pflanzenbezeichnungen vor, Tierbezeichnungen begegnen sonst nicht.

Da es sich bei *mergeh* aber eindeutig um ein altsächsisches Wort handelt, ist das auslautende *-h* hier wahrscheinlich ein Schreibfehler. Diese Annahme wird dadurch gestützt, dass *h* in altsächsischen Handschriften des Öfteren falsch hinzugefügt wird.¹⁷ Als Lemmaansatz ist für das Altsächsische dementsprechend *meria*, *merie* vorzunehmen und nicht *mergeh*.

Mit der Fertigstellung von Band 6 wird der althochdeutsche Wortschatz von *-a* bis *puzza* ›Trank‹ etymologisch bearbeitet sein.

Maria Kozińska

tionary, Berlin/New York 2010, S. 268.

15 Ferdinand Holthausen, *Altsächsisches Elementarbuch*, Heidelberg ²1921, S. 62, Fn. zu § 172.

16 Elias von Steinmeyer, *Die althochdeutschen Glossen*, Bd. 2, Berlin 1882, S. 716, Fn. 13.

17 Vgl. Johan Hendrik Gallée, *Altsächsische Grammatik*, mit Berichtigungen und Literaturnachträgen von Heinrich Tiefenbach, Tübingen ³1993, S. 173 f.: § 258 Anm., S. 175: § 259 Anm., S. 176: § 260.



Die Inschriften der Stadt Halberstadt (Die Deutschen Inschriften, Band 86, Leipziger Reihe, Band 5)

Gesammelt und bearbeitet von Hans Fuhrmann, Dr. Ludwig Reichert
Verlag, Wiesbaden 2014, LXXIV + 366 Seiten, 61 Tafeln mit 210 Abbildungen,
1 Karte und 2 Tafeln mit Steinmetzzeichen und Marken, Festeinband

Der nunmehr fünfte Band der von der Sächsischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Reihe *Die Deutschen Inschriften* präsentiert die Inschriften der Stadt Halberstadt. Die vorherigen Inschriftensammlungen waren zunächst den Altkreisen Querfurt und Weißenfels in Sachsen-Anhalt gewidmet. Darauf folgten der Dom zu Halberstadt als ein Ensemble von Bauwerk und reichem Kirchenschatz sowie die Stadt Halle a. d. Saale. Mit dem neuen Band zu Halberstadt, der den zum Dom komplettiert, liegt nun ein weiteres Beispiel für den vielfältigen Inschriftenbestand in einem Stadtgebiet vor.

Inschriften sind Texte, die nicht mit Methoden und Materialien des Schreibschul- und Kanzleibetriebes oder durch serielle Produktionsverfahren hergestellt wurden. Sie befinden sich auf Trägern aus dauerhaftem Material, wie Stein, Metall und Holz, aber auch auf Glas oder Textilien und richten sich zumeist durch ihren Entwurf, ihre Ausführung und Anbringung an eine Öffentlichkeit. Sie bilden eine historische Quellengattung eigener Art, die von verschiedenen historischen Disziplinen, wie Kirchen-, Kunst-, Sprach- und Landesgeschichte, genutzt wird. Die historische Hilfswissenschaft (oder besser Grundwissenschaft) der Epigraphik oder Inschriftenlehre hat für die Lesung

der oft schlecht erhaltenen und wegen der Eigenart der Schriftformen sowie der Vielfalt der verwendeten Abkürzungen schwer zu entziffernden Inschriften eine eigene Methodik entwickelt. Für die Erschließung und Edition der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Inschriften des deutschsprachigen Raumes bis 1650 zeichnet das interakademische Forschungsvorhaben *Die Deutschen Inschriften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit* verantwortlich. Es wird von sechs deutschen Akademien der Wissenschaften und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften betrieben, wobei die Sächsische Akademie der Wissenschaften seit 1996 mit einer eigenen Arbeitsstelle vertreten ist. Die im Rahmen des Forschungsvorhabens entwickelte Methodik spiegelt sich in den Publikationen der Gesamtreihe *Die Deutschen Inschriften* (DI) und liegt auch deren 86. Band zugrunde.

Der Katalog besteht aus 323 Nummern zur Stadt Halberstadt sowie acht Nachträgen zu den Inschriften des Domes (DI 75), deren Kernstück jeweils eine textkritische Edition der Inschriften bildet. Für diese sind – sofern erhalten – die Originaltexte maßgeblich. Rein abschriftlich oder in Bildern überlieferte Inschriften werden nach der verlässlichsten Vorlage wiedergegeben. Daneben enthält jeder einzelne Artikel eine Beschreibung des Inschriftenträgers unter Einbeziehung der Wappen sowie eine Übersetzung der in Latein, Griechisch, Hebräisch, Deutsch oder Italienisch einer älteren Sprachstufe abgefassten Texte. Der abschließende Kommentar behandelt wesentliche Aspekte der Herstellung und Überlieferung des Inschriftenträgers sowie Besonderheiten der Schriftformen. Er erläutert Inhalt und historischen Hintergrund, soll einem besseren Verständnis der Inschrift dienen und sie für weiterführende Fragestellungen erschließen. Eine dem Katalog vorangestellte Einleitung bietet dem Leser den geschichtlichen Kontext sowie eine nach Schriftformen gegliederte paläografische Auswertung des Inschriftenbestandes. Zahlreiche Register und Abbildungen ausgewählter Inschriften bzw. Inschriftenträger erschließen und illustrieren die Edition.

Die in diesem Band versammelten Halberstädter Inschriften stammen aus dem heutigen Stadtgebiet, inklusive der bis 1996 eingemeindeten Ortsteile. Ein zentraler Faktor der Überlieferungssituation ist die Bombardierung Halberstadts am 8. April 1945, bei der die Innenstadt zu 82 % zerstört wurde. Dank der Inschriftensammlungen und der fotografischen Begeisterung des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts blieb jedoch eine Vielzahl von Inschriften in Schrift und Bild bewahrt. Insgesamt beläuft sich der Anteil der kopia! überlieferten Inschriften auf 43 %.

Obwohl sich die Wurzeln der Stadt Halberstadt in schriftlichen Quellen bis ins späte 10. Jahrhundert zurückverfolgen lassen, ist aus der Zeit vor dem 13. Jahrhundert nur ein Inschriftenträger überliefert. Es handelt sich um ein

bleiernes Beschwörungstäfelchen von 1142, das als Grabbeigabe diente und bei Ausgrabungen in den 1980er Jahren gefunden wurde. In dem Beschwörungstext, der ein Kind vor Übel bewahren sollte, stehen noch die Elemente von christlichen und germanisch-paganen Vorstellungswelten nebeneinander. In einem gänzlich anderen Gewand präsentieren sich die Inschriften, die dann ab dem 13. Jahrhundert in größerer Anzahl einsetzen. Die ältesten davon zielen hervorragende Kunstwerke, wie die stuckierten Chorschränken der Liebfrauenkirche und die Wandmalereien ihrer Obergaden aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Aus dem 14. und 15. Jahrhundert stammen Inschriften an außergewöhnlichen Elfenbein- und Alabasterarbeiten, die ebenfalls zu Kirchenschätzen gehören. Die Glockeninschriften der Geläute von drei Stiftskirchen der Stadt sowie einer Ordenskirche, der Stadtpfarrkirche und einer Kapelle vervollständigen die Inschriften an Gussarbeiten, wie sie Taufbecken, Lichtkronen und ein Standleuchter darstellen. Weitere Ausstattungstücke, seien es Altarretabel, Kanzeln oder liturgisches Gerät, tragen aussagekräftige Inschriften zu Stiftern und Glaubensvorstellungen.

Zwei Gruppen treten unter den Inschriftenträgern durch ihre Anzahl besonders hervor. Dies sind zunächst die 91 Inschriften des Totengedenkens, davon 56 für Geistliche und 35 für Laien. Die ältesten erhaltenen bzw. überlieferten Grabdenkmale stammen aus dem dritten Viertel des 14. Jahrhunderts. Eines von ihnen dient – wie noch drei weitere von 1599, 1620, 1637 – dem Gedenken des Opfers einer Gewalttat. Aus dem 15. und 16. Jahrhundert sind vor allem Grabdenkmale von Geistlichen überliefert, insbesondere der Stiftsherren, die ab der Mitte des 16. Jahrhunderts auch als Räte der evangelischen Administratoren des Bistums fungierten. Im Verlauf dieses Jahrhunderts treten noch die Denkmäler für städtische Prediger hinzu. Grabdenkmale für Adelige und Bürgerliche häufen sich seither ebenfalls; meist tragen sie Inschriften in deutscher Sprache. Übertroffen wird die Anzahl der Inschriften des Totengedenkens nur noch von den 95 Gebäudeinschriften, die sich ursprünglich in Halberstadt befanden. Die frühesten datieren im 14. Jahrhundert: Baumaßnahmen an den Stadttoren bezeugen die Errichtung eines neuen Rathauses zwischen 1381 und 1398. In ihrer gesamten Vielfalt zeigen sich die Gebäudeinschriften jedoch im 16. Jahrhundert. Ihre Träger umfassen einerseits repräsentative, von Bischöfen bzw. Administratoren und Domkapitel errichtete Bauwerke, wie die Dompropstei und die bischöfliche Residenz, den Petershof, andererseits aber auch öffentliche städtische Gebäude oder Innungshäuser, wie Marstall, Schuhhof oder Ratsmühle. Hinzu kommen zahlreiche private Wohnhäuser in Fachwerkarchitektur. Ihre Inschriften bieten ein klares Bild davon, welche Viertel oder Straßenzüge in welcher Zeit bevorzugt wurden, wo und wann modernisiert oder aufgebaut wurde. Dabei verdeutlicht vor allem dieser Bestand die verhee-

renden Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges; nur noch 27 Hausinschriften sind im Originalzustand erhalten.

Der Inschriftenbestand der Stadt Halberstadt dokumentiert das Leben in einer Bischofsstadt seit dem 12. Jahrhundert. Dabei findet sich ab dem 14. Jahrhundert eine große Vielfalt an Inschriftenträgern, die zahlreiche Facetten der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt Halberstadt offenbart. In diesen treten einerseits Domkapitel und Kollegiatstifte, andererseits die Stadtgemeinde als prägende Kräfte hervor. Das 16. Jahrhundert erweist sich als Blüte- und Umbruchszeit. An die Stelle der Bischöfe traten Administratoren, die sich im Inschriftenbestand jedoch umfassender präsentieren als ihre Vorgänger. Auch die Reformation fand in der Stadt inschriftlich ihren Niederschlag, sodass sich das Wirken evangelischer Pfarrer an den städtischen Pfarrkirchen seit den 1540er Jahren und das neue Bekenntnis dort rasch manifestierten. Die Stifte hingegen blieben mindestens bis 1591 offiziell katholisch und waren dann in der Regel gemischtkonfessionell. Eine Säkularisierung der Klöster fand nicht statt. Zur gleichen Zeit, konzentriert aber in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, zeugen die Inschriften auch von zahlreichen öffentlichen wie privaten Baumaßnahmen und somit vom allgemeinen Wohlstand. 1648 wurde das Bistum Halberstadt im Westfälischen Frieden aufgehoben und als weltliches Fürstentum dem Kurfürstentum Brandenburg eingegliedert. Somit deckt sich die historische Zäsur mit dem Ende des Bearbeitungszeitraumes.

Cornelia Neustadt

Autoren

- Prof. Dr. Elke Blumenthal,
Professorin i. R. für Ägyptologie an der Universität Leipzig; Ordentliches Mitglied der
Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig; blumenthal@rz.uni-leipzig.de
- Dr. Brigitte Bulitta,
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Althochdeutsches Wörterbuch;
bulitta@saw-leipzig.de
- Dr. Wolfram Enßlin,
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Bach-Repertorium;
ensslin@bach-leipzig.de
- Prof. Dr. Wolfgang Fach,
Professor i. R. für Politische Theorie und Ideengeschichte an der Universität Leipzig;
wfach@uni-leipzig.de
- Dr. Hans Fuhrmann,
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Die Deutschen Inschriften des
Mittelalters und der Frühen Neuzeit; fuhrmann@saw-leipzig.de
- Prof. em. Dr. Gottfried Gabriel,
Friedrich-Schiller-Universität Jena, Institut für Philosophie;
gottfried.gabriel@uni-jena.de
- Dr. Heiner Gutte,
Technische Universität Bergakademie Freiberg, Institut für Energieverfahrenstechnik
und Chemieingenieurwesen; Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig,
Technikfolgenabschätzung; Heiner.Gutte@iec.tu-freiberg.de
- Dr. Clemens Harasim,
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Leipziger Ausgabe der Werke
von Felix Mendelssohn Bartholdy; LMA@saw-leipzig.de
- Renate van Kampen,
Historikerin, Berlin; van.kampen@t-online.de
- Prof. Dr. Jörg Kärgel,
Professor i. R. für Experimentalphysik an der Universität Leipzig; Ordentliches Mit-
glied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig;
kaerger@physik.uni-leipzig.de
- Dr. Klaus Martin Kopitz,
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Edition der Briefe Robert und
Clara Schumanns mit Freunden und Künstlerkollegen; kopitz@saw-leipzig.de
- Dr. Maria Kozianka,
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Etymologisches Wörterbuch des
Althochdeutschen; maria.kozianka@uni-jena.de

Autoren

Prof. em. Dr. Rosemarie Lühr,

Honorarprofessorin an der Humboldt-Universität zu Berlin; Friedrich-Schiller-Universität Jena; Ordentliches Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig; Projektleiterin der Akademie-Projekte Deutsche Wortfeldetymologie in europäischem Kontext, Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen; rosemarie.luehr@uni-jena.de

Prof. Dr. Rüdiger Lux,

Professor i. R. für Alttestamentliche Wissenschaft an der Universität Leipzig; Ordentliches Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig; lux@rz.uni-leipzig.de

Prof. Dr.-Ing. Bernd Meyer,

Rector der Technischen Universität Bergakademie Freiberg, Professor für Energieverfahrenstechnik und Abfallbehandlung; Ordentliches Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig; Projektleiter des Akademie-Projektes Technikfolgenabschätzung; bmeyer@iec.tu-freiberg.de

Dr. Stefan Michel,

Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Briefe und Akten zur Kirchenpolitik Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen 1513 bis 1532. Reformation im Kontext frühneuzeitlicher Staatswerdung; michel@saw-leipzig.de

Dr. des. Cornelia Neustadt,

Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Die Deutschen Inschriften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit; neustadt@saw-leipzig.de

Prof. Dr. Dr. Ortrun Riha,

Universität Leipzig, Karl-Sudhoff-Institut für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften; Ordentliches Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Projektleiterin des Akademie-Projektes Wissenschaftsbeziehungen im 19. Jahrhundert zwischen Deutschland und Russland auf den Gebieten Chemie, Pharmazie und Medizin; riha@medizin.uni-leipzig.de

Dr. Lutz Schiffer

Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Technikfolgenabschätzung; schiffer@saw-leipzig.de

Prof. Dr. Pirmin Stekeler-Weithofer,

Universität Leipzig, Institut für Philosophie; Präsident der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig; praesident@saw-leipzig.de

Prof. Dr. Werner Stelzner,

Universität Bremen, Institut für Philosophie; w.stelzner@yahoo.de

Prof. Dr. Ludwig Stockinger,

Professor i. R. für Neuere deutsche Literatur an der Universität Leipzig; lstock@rz.uni-leipzig.de

Prof. em. Dr. Christian Thiel,

em. Professor für Theoretische Philosophie an der Universität Erlangen-Nürnberg; thiel-erlangen@t-online.de